Zeitschrift: Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde

Herausgeber: Historische und Antiquarische Gesellschaft zu Basel

Band: 86 (1986)

Teilband

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

BASLER ZEITSCHRIFT

FÜR GESCHICHTE UND ALTERTUMSKUNDE

1986 86. Band, Nr. 2

94/33

BASLER ZEITSCHRIFT FÜR GESCHICHTE UND ALTERTUMSKUNDE

HERAUSGEGEBEN
VON DER HISTORISCHEN
UND ANTIQUARISCHEN GESELLSCHAFT
ZU BASEL

86. BAND, NR. 2

VERLAG DER
HISTORISCHEN UND ANTIQUARISCHEN GESELLSCHAFT
UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK BASEL
1986

Die *Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde* erscheint jährlich in einem Band (eine bis zwei Nummern).

Zuschriften und Beiträge wissenschaftlichen Inhalts sind zu richten an einen der beiden Redaktoren:

Prof. Dr. *Andreas Staehelin*
Staatsarchiv, Martinsgasse 2, CH-4001 Basel;

Prof. Dr. *Martin Steinmann*
Universitätsbibliothek, Schönbeinstrasse 18/20, CH-4056 Basel.

Der Preis des vorliegenden Heftes beträgt Fr. 45.–, der ganze Jahrgang (Nr. 1 und 2) kostet Fr. 75.–. Die Zeitschrift kann durch alle Buchhandlungen oder direkt vom Verlag bezogen werden. Tauschsendungen werden an den Verlag erbeten.

Die Zeitschrift besitzt keinen Besprechungsteil; unverlangt eingehende Rezensionsexemplare können nicht zurückgeschickt werden.

Auszug aus § 8 der Statuten der Gesellschaft:

Die Anmeldung als Mitglied der Gesellschaft erfolgt durch mündliche oder schriftliche Mitteilung an ein Mitglied des Vorstandes. Über die Aufnahme entscheidet der Vorstand.

Die Mitglieder setzen ihren Jahresbeitrag unter Beachtung der Mindestansätze (§ 9, Abs. 3) selbst fest.

Ordentliche Mitglieder erhalten eine Einladung zu jeder Sitzung und Veranstaltung und die Zeitschrift mit dem Jahresbericht.

Als Zusatzmitglieder zahlen Ehegatten und Kinder von Mitgliedern, die mit ihnen in häuslicher Gemeinschaft leben, einem ermässigten Jahresbeitrag. Sie haben aber weder auf separate Einladung noch auf die Zeitschrift Anspruch.

Studierende der Universität Basel zahlen während ihres Studiums als ordentliche Mitglieder einen reduzierten Beitrag.

Werner Druck AG Basel

Inhaltsübersicht

Worte der Erinnerung an Dr. Peter Burckhardt-Heusler, von *Max Burckhardt* 5

* * *

Basler Vorträge
zum 450. Todestag des Erasmus von Rotterdam

Vorbemerkung, von *Hans Rudolf Guggisberg* 7

Peter G. Bietenholz,
«Haushalten mit der Wahrheit». Erasmus im Dilemma der Kompromissbereitschaft 9

Cornelis Augustijn,
Erasmus und die Reformation in der Schweiz 27

Aloïs Gerlo,
Erasmus und die Niederlande 43

Beat Rudolf Jenny,
Tod, Begräbnis und Grabmal des Erasmus von Rotterdam 61

Miszellen:
Fünf Briefe des Aurelius Erasmius Froben an Basilius Amerbach, von *Elisabeth Landolt* 105
Icones Erasmi, von *Frank Hieronymus* 109

* * *

Max Burckhardt,
Jacob Burckhardt in seinen letzten Lebensjahren 113

Jahresbericht der Archäologischen Bodenforschung des Kantons Basel-Stadt 1985 135

Jahresbericht und Jahresrechnung der Stiftung Pro Augusta Raurica 1985 257

Jahresbericht und Jahresrechnung der Historischen und Antiquarischen Gesellschaft 1985/86 261

Verzeichnis der Gesellschaftspublikationen 271

Worte der Erinnerung an Dr. Peter Burckhardt-Heusler

gesprochen in der Sitzung vom 20. Januar 1986

von

Max Burckhardt

Herr Vorsteher, meine Damen und Herren,

am 10. September des vergangenen Jahres ist Dr. Peter Burckhardt-Heusler in seinem 87. Lebensjahr nach mehrjährigem schwerem Leiden abberufen worden. Es geziemt sich, dass wir hier seiner gedenken, war er doch viele Jahrzehnte hindurch aktives Mitglied unserer Gesellschaft und während einer Amtsperiode ihr Vorsteher. Seine Verbindung mit der «Historisch-Antiquarischen» war nicht zufällig. Indem er schon frühe die negative Wirkung eines miserablen Geschichtsunterrichts am Basler Gymnasium zu kompensieren suchte, warf er sich auf ein breites Selbststudium des ihn faszinierenden historischen Stoffes und wurde im Alter von kaum mehr als zwanzig Jahren Mitglied unserer Gesellschaft. Entsprechend wuchs mit der Zeit seine historische Belesenheit, und Leute unseres Faches sahen sich durch ihn häufig mit brennenden Fragen aus den verschiedenen historischen Bereichen konfrontiert.

Erst nach bestandenem Advokaturexamen fand Peter Burckhardt in der Basler chemischen Firma Durand & Huguenin eine ihm zusagende berufliche Lebensstellung. Nun bestand sein Ehrgeiz darin, auf leitendem Posten das Farbstoffgeschäft seiner Firma im Konkurrenzkampf mit den grossen Basler und auch mit ausländischen Unternehmungen zur Blüte zu bringen.

Beim Rücktritt Dr. Hans Franz Sarasins aus dem Vorstand unserer Gesellschaft im Oktober 1952 wurde Burckhardt an dessen Stelle gewählt, da man auf die Wahl einer Persönlichkeit aus der Basler Privatwirtschaft Wert legte. 1964 wurde ihm das Amt des Vorstehers angetragen, das er während der üblichen drei Jahre, bis zum März 1967, versah. Während seiner Vorsteherschaft und drei Jahre darüber hinaus amtete er auch als Mitglied des Publikationsausschusses. Zusammen mit dem damaligen Seckelmeister Dr. Andreas Bischoff trat er im Frühjahr 1970 aus dem Vorstand zurück.

Das vergangene halbe Jahrhundert unseres Gesellschaftslebens ist, rein äusserlich betrachtet, eher ruhig verlaufen. Eben hatte man

noch 1961 das 125. Jubiläum der Gründung in etwas breiterem Rahmen gefeiert. Seither war die Mitgliederzahl wieder in langsamem, aber stetem Wachsen begriffen und überschritt 1965 das halbe Tausend. Neben der regulären Vortragsreihe war das vorher nur gelegentliche und oft dem Zufall überlassene Referat am 2. Akt bereits zu einer festen Einrichtung geworden. Peter Burckhardt hat selber am 21. November 1966 ein solches über den deutschen Diplomaten und Staatssekretär Wilhelm Solf beigesteuert. Ein Blick auf die Titel und Referenten der jeweilen elf Hauptvorträge jener drei Winter zeigt die sorgfältige Themenwahl des Vorstehers: das einemal Bevorzugung des Mittelalters, dann dominierend die Vorgeschichte des Ersten Weltkrieges, dazwischen in reicher Streuung baslerische Sujets. Auf dem Gebiet der unter Peter Burckhardts Präsidium lancierten Publikationen wäre die Festgabe für Hans Georg Wackernagel zu nennen, die als erstes Heft unserer Zeitschrift pro 1965 erschien. Langsamer gedieh die monumentale Ausgabe des Reisetagebuchs von Thomas Platter II., deren glücklichen Abschluss die Editorin Rut Keiser nicht mehr hat erleben dürfen. Hier gelang die Finanzierung des Druckes dank der raschen Unterstützung durch Dr. Hans Franz Sarasin. Die etwa gleichzeitig in die Wege geleitete Aufstockung des Honorarfonds kam dagegen nur allmählich zustande.

Mit dem Rücktritt aus unserm Vorstand – Burckhardt verlor im selben Jahr überraschend seine Gattin – eröffnete sich für ihn ein neues, überaus fruchtbares Feld aktiver Betätigung. Als langjährigen Präsidenten der Allgemeinen Bibliotheken der GGG erwartete ihn das Projekt eines Neu- oder Umbaus von deren Hauptsitz, dem Schmiedenhof. Nach einer überraschenden Urabstimmung unter den GGG-Mitgliedern konnte der Plan unter Erhaltung des alten Zunfthauses in wenigen Jahren realisiert werden, sodass die GGG bei ihrem Jubiläum von 1977 mit Stolz auf die neugestaltete Unterkunft ihrer Bücherbestände weisen, Burckhardt aber sein verantwortungsvolles Amt in die Hände eines würdigen Nachfolgers übergeben konnte.

Zahlreichen privaten Institutionen, Stiftungen und Kommissionen hat der Verstorbene seine Arbeitskraft zur Verfügung gestellt bis zum Augenblick, wo ihn seine Krankheit zum Verzicht zwang. Wie er seine Pflichten als Haupt der eigenen Familie mit grösster Hingebung versah, so erblickte er in diesen gemeinnützigen Funktionen eine selbstverständliche Erfüllung seiner bürgerlichen Aufgaben. So wird sein selbstloses Wirken und Dienen bei der baslerischen Nachwelt in dauernder, dankbarer Erinnerung weiterleben.

Basler Vorträge zum 450. Todestag des Erasmus von Rotterdam

Vorbemerkung

Bei den im folgenden abgedruckten Aufsätzen handelt es sich um die revidierten und mit dem notwendigen dokumentarischen Apparat versehenen Fassungen von vier Vorträgen, die im Frühjahr 1986 im Gedenken an den 450. Todestag des Erasmus von Rotterdam in Basel gehalten wurden. Sie gehörten zu einer Serie von Begleitveranstaltungen zur Erasmus-Ausstellung in der Barfüsserkirche.

Als verantwortlicher Organisator der Vortragsreihe dankt der Unterzeichnete den Autoren dafür, dass sie ihre Texte überarbeitet und für die Veröffentlichung zur Verfügung gestellt haben. Er dankt aber auch dem Redaktor der *Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde* für die Bereitschaft, die Vorträge zu publizieren.

Basel, im November 1986 Hans R. Guggisberg

«Haushalten mit der Wahrheit»

Erasmus im Dilemma der Kompromissbereitschaft

von

Peter G. Bietenholz

Im Gegensatz zur nie unterbrochenen Tradition der Säkularfeiern aus Anlass von Luthers Reformation sind Erasmusjubiläen eine moderne Erscheinung. Erst vor fünfzig Jahren hat man mit ihnen begonnen, und die damals entstandene Basler *Gedenkschrift zum 400. Todestage des Erasmus von Rotterdam* zählt heute zu den klassischen Werken der Erasmusforschung. Nach einer ersten Erasmus-Renaissance im Jahrhundert der Aufklärung hatte sich die Begeisterung für den grossen Sohn Rotterdams allenthalben wieder gelegt, und erst im Zeitpunkt des ersten Weltkrieges setzte eine zweite Renaissance ein, die mit den Feiern des Jahres 1936 einen ersten Höhepunkt erreichte. Unterdessen nimmt die Beschäftigung mit Erasmus und die Flut der ihm gewidmeten Publikationen noch immer zu, und ein Umschwung ist vorläufig nicht abzusehen. Im Ganzen genommen aber hat Erasmus vor der Nachwelt keinen leichten Stand gehabt. Während zu seinen Lebzeiten und unmittelbar nach seinem Tode gezielte Kritik vom Chor der überschwänglichen Lobredner übertönt wurde, sollten Misstrauen, Missverstehen, und schroffe Ablehnung bald einmal das Übergewicht behalten. Nun läuft inmitten dieses Gewebes der Kritik ein roter Faden, der direkt zu unserem Thema führt. Es ist die Vorstellung vom überklugen, ängstlichen Erasmus, der sich nur ja nichts vergeben will und sich gerade durch seine stete Kompromissbereitschaft hoffnungslos kompromittiert. Den Mächtigen schmeichelt er, die übrigen kritisiert er; nur sich selbst steht er ganz unkritisch gegenüber. Der Reformation bahnt er den Weg – und kann dann nicht Schritt halten mit ihr; aber ihr entschlossen entgegenzutreten wagt er auch nicht, und am allerwenigsten will er seine eigenen Irrtümer zugeben.

Als Albrecht Dürer 1521 glaubt, Luther sei umgebracht worden, möchte er dem Erasmus zurufen: «O Erasme Roderadame, wo wiltu bleiben? Sieh, was vermag die ungerecht Tyranney der weltlichen Gewahlt und Macht der Finsternüss! Hör, du Ritter Christj, reith hervor neben dem Herrn Christum, beschücz die Warheit, erlang der Martärer Cron. Du bist doch sonst ein altes Meniken. Ich hab von dir gehört, dass du dir selbst noch 2 Jahr zu geben hast, die du noch

tügest, etwas zu thun. Die selben leg wohl an . . . O Erasme, halt dich hie, dass sich Gott dein rühme, wie von Davidt geschrieben stehet; dann . . du magst den Goliath fellen[1].»

«Wo wiltu bleiben – altes Meniken:» Erasmus könnte Grosses leisten, aber er hat es nötig, dass man ihm unter die Arme greift. Auch von den Gegnern Luthers wurde Erasmus gewogen und oft zu leicht befunden. Fünfzig Jahre nach Dürer wussten die Jesuiten von ihrem Ignatius von Loyola zu berichten, als Student habe er das *Enchiridion* des Erasmus gelesen und erfahren, dass die Lektüre das göttliche Feuer in ihm erkalten lasse[2]. An der Schwelle zur Aufklärung warb 1701 Christian Thomasius, Professor in Halle, um neues Verständnis für Erasmus. Er empfahl seine Schriften und forderte eine ausführliche Biographie. Fürs erste wagte er selbst eine Charakterisierung, wobei trotz aller Bewunderung für Erasmus dessen Ängstlichkeit *(timiditas)* weiterhin als Schlüsselbegriff diente. Auch von der Tendenz, mit seiner Meinung hinter dem Berg zu halten *(dissimulare)* ist die Rede[1]. Schon Luther selbst hatte das dann so oft wiederholte Urteil 1531 in einem Tischgespräch unnachahmlich und, wie mir scheint, mit einem Anflug frommer Bescheidung ausgedrückt: «Erasmus est anguilla [er ist ein Aal]; niemand kann ihn ergreifen denn Christ allein[4].»

Wir brauchen wohl nicht weiter zu zitieren, um darzutun, dass die Vorstellung vom kalten, feigen, aalglatten, stets ausweichenden Verstandesmenschen zum Cliché geworden ist. Erst im zwanzigsten Jahrhundert hat man sie ernsthaft unter die Lupe genommen. Ganz unberechtigt ist sie gewiss nicht. Bei der Lektüre der Schriften und Briefe des Erasmus stösst man immer wieder auf kunstvolle Kompromisse – ja so weit geht seine Kompromissbereitschaft, dass schon Thomasius den Eindruck gewann, sie sei nicht einfach eine üble Gewohnheit, sondern seine angeborenen Natur. Was ihm die Natur mitgegeben hatte, war indessen eher eine überragende Intelligenz, die ihn dazu befähigte – so wie ein guter Schachspieler die sich anbieten-

[1] Dürer. Schriftlicher Nachlass, hrsg. v. H. Rupprich, Berlin 1956 ff., Bd. 1, 171–2.

[2] B. Mansfield, Phoenix of His Age. Interpretations of Erasmus c 1550–1750, Toronto 1979, 48.

[3] Observationum selectarum ad rem litterariam spectantium tomus IV, [hrsg. v. Ch. Thomasius], Halle 1701, 440–62.

[4] D. Martin Luthers Werke. Kritische Gesamtausgabe. Weimar 1883 ff., Tischreden 1 Nr. 131. Schon 1520 hat Luther in der Responsio zu seiner Verurteilung durch die Löwener und Kölner Theologen trefflich ausgedrückt, wie die Reformation Erasmus in ein Dilemma getrieben hatte: er gleiche einem Bock, der mit den Hörnern im Dornbusch hängen geblieben sei; ibid. 6, Nr. 184.

den Gegenzüge immer schon voraussieht –, Einwände gegen seine Ansichten und seine Handlungsweise schon im voraus zu erkennen. Es lag dann nahe, diese Einwände auch gleich entkräften zu wollen, was seine Argumentation oft zum lebendigen Widerspiel von «einerseits – andererseits» werden lässt, das nicht mit dem scholastischen «Entweder – Oder» des mittelalterlichen Dialektikers zu verwechseln ist. Hinzu kam die Neigung, das einmal Gesagte zwar nie zu widerrufen, es aber in zahllosen Wiederholungen je nach Bedarf so oder anders zu interpretieren. In zwei weiteren Eigentümlichkeiten seiner Ausdrucksweise darf man das Erbe des Humanismus sehen: einmal hatte er in zäher Arbeit die Fähigkeit erworben, feinste Nuancen sprachlich – d.h. natürlich in lateinischer Sprache – festzuhalten und den Gegensatz zwischen Richtig und Falsch auf solch feinste Nuancen zuzuschleifen; andererseits war er sich als Humanist stets der Verpflichtung zum Dialog bewusst. Wie andere Humanisten bevorzugte er die Gesprächs- oder Briefform. Das Wort wird zwischen dem Briefschreiber und dem Empfänger oder zwischen den Personen des Dialogs zur Brücke; es muss beiden gerecht werden. Wenn Erasmus an den Papst schreibt oder an Luther, an einen Stadtbürger oder einen Höfling, so gebietet ihm die Rücksicht auf den Empfänger, den gleichen Gedanken unterschiedlich zu formulieren. Gerade die Verbindung von nuancierter Ausdrucksweise und Rücksicht auf die Person des Angesprochenen ergibt in seinen Briefen oft ein Mass von Schmeichelei, das uns heute befremden mag. Allerdings wäre hier zu bedenken, dass der Zeitgeschmack damals anders war und dass Erasmus offenbar das Verständnis des lesenden Publikums voraussetzte, wenn er sich im Ton und in der Klangfarbe seiner Aussagen nach der Person des Empfängers richtete; nur so ist es zu erklären, dass er selbst im gleichen Band Briefe drucken liess, deren Widersprüchlichkeit nicht zu übersehen ist.

Verständlich sind sie also gewiss, diese Vorwürfe der Doppelzüngigkeit, der Schönfärberei, des Versteckspielens, und manchmal waren sie auch berechtigt. Nehmen wir den Fall Edward Lees, des späteren Erzbischofs von York, der von 1517 bis 1520 in Löwen studierte und es sich herausnahm, das Neue Testament des Erasmus zu kritisieren. In aller Heimlichkeit animierte Erasmus seine Freunde von Leipzig und Erfurt bis Mainz und Basel dazu, den Kritiker ungeniert aufs Korn zu nehmen[5]. Gleichzeitig aber liess er Lee selbst wie-

[5] Opus epistolarum Des. Erasmi Roterodami, hrsg. v. P.S. Allen et al, Oxford 1906–58, Bd. 4, Nr. 1074 und 1083, sowie die Einleitungen zu diesen Briefen in Collected Works of Erasmus, Toronto 1974 ff.) Bd. 7. In der Folge werden diese beiden Werke abgekürzt als Allen und CWE zitiert.

derholt wissen, er tue ja sein Möglichstes, um die stürmischen deutschen Humanisten im Zügel zu halten; er habe nämlich erfahren, dass sie alle mit grobem Geschütz, mit Worten und möglicherweise auch mit den Fäusten, gegen Lee losziehen wollten. Falls Lee dann zu Schaden käme, könne leicht der Eindruck entstehen, er, Erasmus stecke dahinter, während doch in Wirklichkeit gerade das Gegenteil der Fall sei. Wörtlich schreibt er: «Wenn Dir nun keine Gefahr droht, war es nett von mir, an die Möglichkeit zu denken; wenn dir aber doch eine droht, war es erst recht nett, dich zu warnen[6].»

Ob Erasmus selbst es fertig brachte, an die hier zur Schau gestellte Zuvorkommenheit zu glauben, mag dahingestellt bleiben. Fremd war ihm wohl die Fähigkeit zur Selbsttäuschung nicht. Gerade deshalb scheint es mir bedeutsam, dass sich in seinen Äusserungen immer wieder das ernsthafte Bestreben erkennen lässt, einen Wahrhaftigkeitsbegriff zu entwickeln, der den Stärken wie den Schwächen der menschlichen Natur gerecht wird. Anders gesagt, Erasmus ist sich klar darüber, dass absolute Ehrlichkeit weder menschenmöglich ist, noch – wenn es sie gäbe – menschenfreundlich wäre; er sieht sich infolgedessen nach Richtlinien zu einem verantwortbaren Kompromiss um, und da er kein abstrakter Philosoph ist, formuliert er in Beispielen und Bildern.

Ein früher, höchst bezeichnender Ansatz findet sich in den Anmerkungen zum Neuen Testament von 1516. Im Galaterbrief 2, 11–14 berichtet Paulus, wie er sich in Antiochien genötigt sah, vor der ganzen Gemeinde den Mitapostel Petrus zu tadeln, weil dieser neuerdings mit Rücksicht auf die jüdischen Diätgebote nicht mehr mit den Heidenchristen essen wollte und somit ein gefährliches Beispiel setzte. Paulus betont dabei, dass Petrus und diejenigen, die es ihm nachtaten, wider besseres Wissen handelten. Im griechischen Urtext des Briefes verwendet er das Wort «ὑπόκρισις» und ein davon abgeleitetes Verb, während die lateinische Vulgata dafür zweimal den Ausdruck «simulatio» setzt.

Begreiflicherweise hat diese Stelle schon den frühesten Kirchenvätern viel zu denken gegeben. Anschliessend strauchelt hier Petrus, auf den Christus doch seine Kirche bauen will – ja er strauchelt zum zweiten Mal, und im Gegensatz zur Verleugnung des Herrn in der Karfreitagsnacht passiert ihm der neuerliche Unfall nach Pfingsten und der Ausbreitung des Heiligen Geistes. Ebenso unerspriesslich war es, sich einen Streit der zwei Apostelfürsten vorzustellen, der in aller Öffentlichkeit ausgetragen wurde. Die Stelle muss Erasmus schon aufgefallen sein, als er für Frobens grosse Hieronymus-

[6] Allen 4, Nr. 998: 75–76.

Ausgabe die Korrespondenz des Kirchenvaters bearbeitete, dreht sich doch der erhaltene Briefwechsel zwischen Hieronymus und Augustin vornehmlich um ihre gegensätzlichen Deutungen dieser Verse im Galaterbrief[7]. Mit einer raffinierten Auslegung versuchte Hieronymus, beide Schwierigkeiten, den Wankelmut des Petrus und den öffentlichen Streitfall, gleichzeitig zu beheben. Den Schlüssel dazu gab ihm der Begriff «simulatio». Indem Petrus *zum Schein* fürs erste einmal zur jüdischen Sitte zurückkehrte, handelte er nach bestem Wissen und Gewissen, wollte er doch den frisch bekehrten Judenchristen den schweren Übergang vom Alltag des Gesetzes zum neuen Tag der Gnade erleichtern. Und nicht minder verantwortungsvoll handelte Paulus, der das Verhalten seines Mitapostels zwar verstand und billigte, ihn aber wiederum *zum Schein, zur Wahrung des öffentlichen Gesichtes* (κατἆσωπου) tadelte, damit die Heidenchristen nicht verunsichert würden.

In seinen Anmerkungen zeigt Erasmus zunächst eine logische Schwäche in der Auslegung des Hieronymus auf. Paulus schreibe ja an die Galater, um sie vor der jüdischen Gesetzesgläubigkeit zu warnen; da könne er ihnen doch nicht sagen wollen, er habe den gesetzeshörigen Petrus nur dem Anschein nach korrigiert. Κατὰ πρόσωπον bedeute hier «öffentlich» oder allenfalls «von Angesicht zu Angesicht». Damit wird die Erklärung des Hieronymus ihrer textlichen Grundlage beraubt. Trotzdem wiederholt sie Erasmus mit Nachdruck; offensichtlich hat sie ihm gefallen, wiewohl er sich hütet zu sagen, Hieronymus habe recht. Gleichzeitig findet er an den Ausführungen Augustins soviel zu tadeln, dass Luther[8] und viele andere Leser fälschlich schlossen, er stelle sich ganz hinter die Deutung des Hieronymus.

Nun war es gerade diese Deutung, gegen die Augustin vehement protestiert hatte. Augustin konnte nicht hinnehmen, dass sich die Apostel zu Täuschungsmanövern verstehen, dass ihre Handlungsweise ihrer Überzeugung widersprechen sollte. Klarsichtig gab er zu bedenken, dass man auf diese Weise die Missachtung eines jeden unbequemen Schriftgebotes entschuldigen könne; man brauche ja nur zu sagen, das sei im Ernst gar nicht so gemeint, wie es geschrieben stehe. Für Augustin war Peters Lapsus nicht aus der Welt zu schaffen und die Rüge des Paulus voll berechtigt. Petrus konnte man

[7] F. Overbeck, Über die Auffassung des Streits des Paulus mit Petrus in Antiochien (Gal. 2, 11 ff.) bei den Kirchenvätern. Programm zur Rektoratsfeier der Universität Basel, Basel 1877.

[8] Luthers Kommentare zum Galaterbrief in: Werke (Weimar) 2, 484 und 40, 1, 195.

allenfalls zugute halten, dass er sie ohne Widerspruch hinnahm und damit ein Beispiel frommer Demut setzte.

Es ist kaum verwunderlich, dass alle grossen Theologen von Thomas von Aquin bis zu Luther, Zwingli und Calvin sich dem Verständnis Augustins anschlossen. Soviel ich sehe, steht Erasmus mit seiner Sympathie für Hieronymus und dessen Kronzeugen, Origenes und Chrysostomus, ganz allein. Für einen Gegner wie Alberto Pio machte er sich deswegen selbst der Ketzerei verdächtig[9].

Dem Problem der Wahrhaftigkeitspflicht hatten schon verschiedene Kirchenväter und scholastische Theologen ihre Aufmerksamkeit geschenkt, indem sie Grenzsituationen zu erfassen suchten mit Begriffen wie *prudentia, dispensatio, simulatio,* Notlüge und Aussageverweigerung. Dennoch scheint mir, dass Erasmus seinen Zugang zu diesem Problemkreis weitgehend eigenständig aus seinem Verständnis des Neuen Testamentes und der aktuellen Lage in den ersten Reformationsjahren gefunden hat. Als guter Humanist nennt er gewöhnlich seine Quellen, zumal die klassischen und die patristischen, wenn er sich bewusst mit autoritativen Zeugnissen der Vergangenheit auseinandersetzt. Im Bereich der hier untersuchten Aussagen zitiert er aber die einschlägige Literatur einzig im Falle der Galaterbriefstelle. Was ihm an Texten zu diesem Thema sonst noch unter die Augen gekommen ist, hat offenbar keinen nachhaltigen Eindruck hinterlassen[10].

Aus dem Zwischenfall in Antiochien hat Erasmus keine grundsätzlichen Schlüsse gezogen. Ihm ging es hier nicht um theologische Prinzipien, sondern, wie seinen Gewährsleuten Chrysostomus und Hieronymus, um gelebtes Christentum. Es stand ihm ausser Frage,

[9] A. Biondi, La giustificazione della simulazione nel Cinquecento, in : Eresia e riforma nell'Italia del Cinquecento. Miscellanea I (Corpus Reformatorum Italicorum), Florenz - Chicago 1974, 5-68, bes. 33.

[10] Nur vereinzelte Hinweise auf Hieronymus sind mir bekannt, z.B. Desiderii Erasmi Roterodami opera omnia, hrsg. v. J. Leclerc, Leiden 1703-6, Bd. 5, 376C-D, 6, 501E; in der Folge zitiert als LB. Nicht erwähnt gefunden habe ich Augustins grundlegende Untersuchungen über die Lüge (De mendacio und Contra mendacium ad Consentium) und die Definitionen des Thomas Aquinas (Summa theologiae II-2, q, 109-10). Die bei Augustin (De mendacio 16.31-32, Patrologia Latina 40, 508-9) auftauchende und auch von Thomas aufgenommene Unterscheidung eines hörbaren, äusseren und eines unhörbaren inneren Wortes (verbum oris und verbum cordis oder mentis) habe ich bei Erasmus vorläufig nicht gefunden; wohl aber taucht sie dann bei Spiritualisten wie Hans Denck und Sebastian Franck wieder auf. Zum ganzen Problemkreis: Gregor Müller, Die Wahrhaftigkeitspflicht und die Problematik der Lüge, Freiburg 1962. Aufs Ganze gesehen, findet Müller, sei die katholische Theologie weniger geneigt als die protestantische, die Pflicht zur Wahrhaftigkeit, z.B. im Fall der Notlüge, einzuschränken. Wenn dem so ist, reiht sich

dass Paulus sowohl als Petrus, ja Christus selbst pragmatisch handelten, so oft ein pragmatisches Vorgehen ihrem heiligen Zweck besser diente als die Versteifung auf grundsätzliche Wahrheiten. Wenig andere Bibelverse hat er so oft herangezogen wie Paulus' Worte im 1. Korintherbrief 9, 20–22: «Den Juden bin ich ein Jude geworden, damit ich die Juden gewinne . . . Denen, die ohne Gesetz sind, bin ich wie einer ohne Gesetz geworden . . . Den Schwachen bin ich ein Schwacher geworden, damit ich die Schwachen gewinne. Ich bin allen alles geworden, damit ich auf jeden Fall einige rette . . .»

Vor allem in der im Frühling 1519 publizierten zweiten Ausgabe seines Neuen Testamentes hat Erasmus der Stelle im Galaterbrief besondere Beachtung geschenkt; hier findet sich sein Kommentar auf das Siebenfache der Erstausgabe erweitert[11]. Vom Sommer 1520 bis zum Sommer 1521, während die Reformationswirren ihrem ersten Höhepunkt auf dem Wormser Reichstag zutreiben, fällt in seinen Briefen eine Häufung von Äusserungen auf, die alle an die Problematik der Galaterstelle erinnern, jetzt aber den Charakter von Merksätzen tragen. Die wichtigsten von ihnen mögen hier zitiert werden.

Am 6. Juli 1520 schreibt Erasmus an den Freund und Beschützer Luthers, den kursächsischen Sekretär Georg Spalatin: «Ich sähe gern, dass Luther sich in solch strittigen Fragen etwas mehr zurückhielte . . . Die Wahrheit braucht man nicht immer vorzubringen, und sehr viel hängt davon ab, wie man sie vorbringt[12].» Am 6. Dezember schreibt er, diesmal an den Kurienkardinal Lorenzo Campeggi: «Nie ist es statthaft, sich der Wahrheit zu widersetzen; aber sie ein bisschen zu verheimlichen, mag gelegentlich von Nutzen sein, und stets hängt sehr viel davon ab, ob du sie im geeigneten Zeitpunkt und in passen-

Erasmus in die katholische Tradition ein, auch wenn ihm das vom evangelischen Theologen Hans Thielicke vertretene Prinzip der Gegenseitigkeit («Anspruch auf Wahrheit besteht nämlich nur dann, wenn mein Gegenüber sich selber dem Anspruch der Wahrheit unterstellt, wenn ich auf gleicher Ebene mit ihm rede») nicht ganz fremd ist; vgl. Müllers Artikel «Wahrheitsethos» und «Lüge» im Lexikon für Theologie und Kirche, 2. Ausg. v. J. Höfer und K. Rahner, Freiburg 1957 ff. Auch den philosophischen, vorab den stoischen, Quellen zum Wahrhaftigkeitsproblem hat Erasmus wohl kaum Beachtung geschenk; nur im Vorbeigehen, und ohne zu einer klaren Stellungnahme zu gelangen, hat er auf einschlägige Erörterungen bei Plato hingewiesen.

[11] Von der zweiten Ausgabe an wurde der Text praktisch nicht mehr geändert (LB 6, 807–10). In seiner Paraphrase zum Galaterbrief (1519) folgt Erasmus der üblichen, auf Augustin gegründeten Interpretation – Petrus ist schuldig – (LB 7, 949); dagegen gibt er 1527 den Galaterkommentar des Chrysostomus in eigener lateinischer Übersetzung heraus, und dort wird wiederum von beiden Aposteln mit vereinten Kräften ein frommes Täuschungsmanöver in Szene gesetzt (LB, 288–90).

[12] Allen 4, Nr. 1118: 40–41.

der Weise vorbringst[13].» Ganz ähnlich am 25. März 1521 an den kaiserlichen Leibarzt, den Bischof Luigi Marliano: «Dieses weiss ich, es kann billig und fromm sein, die Wahrheit ein bisschen zu verschweigen und nicht gleich immer und überall und vor jedermann . . . damit herauszuplatzen.» Dem Leibarzt gibt er zu bedenken, ein kluger Christ müsse sich hüten, allzu drastische Medizin zu verschreiben, die dann das Leiden, falls es nicht weichen wolle, nur noch schlimmer mache. Dabei beruft er sich auf das Beispiel Christi und der Apostel; hingegen scheint ihm fraglich, ob man sich mit Plato auf den Standpunkt stellen dürfe, dass Staatsmänner das gemeine Volk nur mit Lug und Trug bei der Stange halten könnten[14]. Weiter schreibt er anfangs Juli 1521 an Lord Mountjoy, einen Vertrauten Heinrichs VIII.: «Ich meine, es sei statthaft, die Wahrheit zu verschweigen, wenn sie doch nichts helfen würde. So hat Christus vor Pilatus geschwiegen[15].» Die schönste Formulierung seines Gedankens ist Erasmus in einem Brief an den jungen Justus Jonas gelungen, den er ins Herz geschlossen hatte und dessen Annäherung an Luther ihm Kummer machte. An ihn schreibt er am 10. Mai 1521: «Ein kluger Haushalter weiss die Wahrheit einzuteilen *(cum prudentis oeconomi sit dispensare veritatem)*, d.h. sie so vorzubringen, wie es die Umstände erheischen, und so, dass es gerade genügt und zur Person des Angeredeten passt[16].» Dergestalt hätten sich Paulus und Christus selbst der frommen Tücke *(sancta vafricies)* bedient; Luther aber schütte in seinen übereilten Flugschriften das Kind mit dem Bade aus.

Im 18. Jahrhundert stellte man den Anfängen einer historisch-kritischen Betrachtung der Begebenheiten, von denen das Neue Testament berichtet, gerne eine Akkommodationstheorie in den Weg; ihr zufolge hätten Jesus und seine Apostel ihre Aussagen mitunter bewusst dem Verständnis ihrer Zeitgenossen angepasst und also stets aus zeitloser Überlegenheit, nicht aus der Begrenzung eines primitiven Zeitalters heraus gehandelt[17]. Es wäre zu untersuchen, ob von Erasmus ein Weg der Ideengeschichte zu jenem späteren Akkomodationsstreit führt. Indessen ist festzuhalten, dass er zwar die römische Kirche und ihre Lehre von den jeweiligen Zeitvorstellungen abhängig und infolgedessen einem Wechsel unterworfen weiss, an Jesus und seine Apostel aber den Massstab historischer Kritik noch

[13] Allen 4, Nr. 1167: 164–66.

[14] Allen 4, Nr. 1195: 106–19.

[15] Allen 4, Nr. 1219: 100–101.

[16] Allen 4, Nr. 1202: 56–7. Noch 1530 hat Erasmus diesen Problemkreis in seiner Auslegung des 33. Psalmes ausführlich behandelt: LB 5, 374–82.

[17] Vergl. Ch. Hartlich u. W. Sachs, Der Ursprung des Mythenbegriffes in der modernen Bibelwissenschaft, Tübingen 1952, 23–4.

nicht anlegt. Auch beim Zwischenfall in Antiochien beschäftigt ihn nicht die historische Situation einer frühen Christengemeinschaft – darin folgt er wiederum Hieronymus und den Griechen und lässt die neuen Ansätze Augustins unbeachtet –, sondern einzig der Konflikt zwischen schwacher Menschennatur und der Erleuchtung durch den Heiligen Geist.

Die verantwortungsbewusst verschwiegene Wahrheit ist nicht tot. An den alten Johann Reuchlin, Vorkämpfer des deutschen Humanismus, schreibt Erasmus am 8. November 1520: «Die Wahrheit ist nicht unterzukriegen, und was rechtschaffene Leute in der Stille ihres Herzens urteilen, *(tacita iudicia)*, das wird auch für künftige Generationen sein Gewicht haben[18]. Von den *tacita iudicia* ist im folgenden Monat auch in einem Widmungsbrief an den Walliser Kardinal Matthäus Schiner wieder die Rede. Dort heisst es, dass die konservativen Gegner das in der Stille gefällte Urteil gebildeter Leute fürchten und deshalb auch keine Bücher schreiben, sondern ihr dreistes Geschwätz von der Kanzel herab unter das gemeine Volk tragen[19].

Während also die Vernünftigen ihr berechtigtes Urteil zunächst einmal in der Stille fällen, glauben andere, sie müssten die Wahrheit an die grosse Glocke hängen. Der Kontext der obigen Zitate wie auch weiterer nicht zitierter Äusserungen macht klar, dass Erasmus bei den letzteren zuerst an Luther und seine deutschen Freunde dachte. Auch den Basler Humanistenkreis unter Beatus Rhenanus und Capito zählte er dazu, und schon 1519 setzte er Froben unter Druck, in Zukunft keine Lutherschriften mehr zu drucken[20]. Unvorsichtig, draufgängerisch mochten sie sein, diese Deutschen, aber – und das wird durch zahlreiche Äusserungen des Erasmus aus jener Zeit bestätigt – die Wahrheit hatten sie auf ihrer Seite. Ein volles, ja ein Übermass von Wahrheit trieb Luther und seine Freunde voran; gerade deshalb hing alles davon ab, wie vorsichtig oder wie rücksichtslos sie damit umspringen würden. Das soll nicht heissen, dass sich die Tragweite der zitierten Mahnungen zum Masshalten auf die Seite Luthers beschränkt. Sie richteten sich auch an Kardinäle – gerade im Umkreis des Papstes tat massvolles Reagieren bitter not – und an weltliche Staatsmänner. Letzten Endes war die Mahnung zum Haushalten mit der Wahrheit wohl so generell gemeint, wie sie formuliert war, und da liegt die Vermutung nahe, dass sie auch zur Rechtfertigung des

[18] Allen 4, Nr. 1155: 15–17.

[19] Allen 4, Nr. 1171: 81–82. Kaum etwas lernen können hätte Erasmus vom Richter Albertano degli Albertani, dessen 1245 verfasster Moraltraktat De arte tacendi et loquendi im 15. und frühen 16. Jahrhundert öfters gedruckt wurde.

[20] Allen 3, Nr. 904; vgl. die Anm. zu diesem Brief in CWE 6.

Erasmus selbst dienen sollte, dass sie die Handlungsweise bezeichnete, der er sich selbst befleissigte oder wenigstens zu befleissigen wünschte.

Wir stehen hier am Punkt, wo wir uns vom festen Grund des überlieferten Wortlautes auf das weniger sichere Terrain der Interpretation hinauswagen. Vielleicht sollten wir uns die Warnung eines französischen Kollegen zu Herzen nehmen, der kürzlich in Genf gemeint hat, man solle sich doch nicht stets aufs neue verbeissen «dans l'insondable problème de la sincérité d'Erasme»[21] Nun will Erasmus selbst, so meine ich, keineswegs unergründlich und noch viel weniger eine rätselhafte Sphinx sein. Gerade die zitierten Äusserungen über Wahrhaftigkeit können als Beispiel dafür dienen, wie er sich in den ihm wichtigen Fragen mit immer neuen Anläufen darum bemüht hat, seinen allerdings differenzierten Standpunkt so klar als möglich auszudrücken. Damit stellt er dem Historiker die Aufgabe, die Tragweite seiner Äusserungen, die Realisierbarkeit seiner Postulate sowohl allgemein als auch auf Erasmus selbst bezogen, so präzis als möglich abzuwägen. Der Historiker tut sich selbst und seiner Zeit keinen Dienst, wenn er die Probleme, die Erasmus ihm stellt, als unlösbar von sich weist. Wahrhaftigkeit auf der einen Seite – Toleranz, Verständniswille, vernünftiges *Give and Take* auf der anderen: die Hörner des Dilemmas sind heute gewiss nicht stumpfer, als sie es zu Zeiten des Erasmus waren. Enigmatisch musste Erasmus jenen Generationen erscheinen, die zumal im Rückblick auf die Reformationszeit einen klaren Widerstreit zwischen Wahr und Falsch, Gut und Böse zu erkennen meinten. Anders steht es um Leser, die ihre eigene Zeit als widersprüchlich und zwiespältig empfinden; vielleicht kann das erklären, weshalb Erasmus in unserer Zeit so viel gedruckt und so fleissig gefeiert wird.

Es gibt für Erasmus individuelle Standpunkte, aber er gibt auch jenseits aller Subjektivität eine Wahrheit, die unteilbar, für alle die gleiche ist; deshalb sind alle verpflichtet, sorgsam mit ihr umzugehen. Mit besonderem Nachdruck stellt sich diese Aufgabe auch den Universitäten. Während der Monate, aus denen die vorher zitierten Sätze stammen, ist Erasmus oft auf den Fortschritt der humanistischen Studien an verschiedenen Hohen Schulen zu sprechen gekommen. Was er sah, stimmte ihn freudig und zuversichtlich. In Löwen, wo er wohnte und anfänglich sogar von der theologischen Fakultät geehrt wurde, war das humanistische Collegium trilingue trotz schwerer Widerstände in stetem Ausbau begriffen. In Oxford und

[21] A. Godin in: Histoire de l'exégèse au XVIe siècle, hrsg. von O. Fatio und P. Fraenkel, Genf 1978, 42.

Cambridge hatte sich der vom Königshof geförderte Humanismus eingebürgert, auch der französische König war dabei, in Paris ein humanistisches Collège Royal ins Leben zu rufen. Ebenso betrieben die für die sächsischen Universitäten von Leipzig, Wittenberg und Erfurt zuständigen Landesfürsten eine Kulturpolitik nach seinem Herzen[22]». Während er in früheren Jahren den Kontrast zwischen klassischer Bildung und verknöcherter Scholastik stets scharf ins Licht gerückt hatte, verpasste er nun keine Gelegenheit, die friedliche Koexistenz der zwei Bildungswege in den Hörsälen zu befürworten. Gewiss fehlte es auch jetzt nicht an Theologen, vor allem aus den Reihen der Predigermönche und Karmeliter, die gegen den Humanismus und Erasmus persönlich zu Felde zogen. Wenn er auf die zu sprechen kam, flossen ihm Ausdrücke wie Lumpendespotismus und Obskurantentum freigebiger denn je aus der Feder. Neu hingegen sind seine Hinweise auf eine ernstzunehmende scholastische Wissenschaft, die wie alle echte Wissenschaft der Wahrheit diente und die er von seinen Humanistenfreunden respektiert sehen wollte. An einen von ihnen, Nicolas Bérault, schrieb er im August 1519: «Nicht dahin zielt mein Streben, den Thomas Aquinas und den Scotus aus den öffentlichen Schulen zu verjagen und ihres angestammten Erbes zu berauben. Das kann ich doch gar nicht leisten, und selbst wenn ich es könnte, zweifle ich an der Wünschbarkeit, da ja [auf diesem Gebiet] eine bessere Lehrmethode noch nicht zur Verfügung steht[23]»

Bérault war nicht der einzige Freund, der Erasmus davon abhalten wollte, die Gegenpartei zu verunglimpfen, und diesmal trieb er nicht wie im Falle Lees ein Doppelspiel. Gelehrtengezänk und andere Formen persönlicher Polemik waren ihm umso mehr zuwider, als er klar erkannte, welch fatale Wirkung der Buchdruck in seiner Jugendblüte hier ausüben musste. Ein Schimpfwort, das einem in der Hitze des Gefechtes entschlüpfte, konnte tausendfach fortwirken, sobald es den Weg in eine Flugschrift fand, und gerade im Deutschland Reuchlins und Luthers feierte die gedruckte Flugschrift sensationelle Triumphe. Früher als seine Zeitgenossen erkannte Erasmus, dass hier die Frage nach Fug und Unfug der Sprache in ein neues Licht rückte. Da eine Selbstdisziplinierung der Autoren, eine Art Ehrenkodex, nicht in Frage zu kommen schien, schlug Erasmus vor, dass die Behörden, vorab die päpstliche Kurie, dem Libellenunwesen auf gesetzgeberischem Weg Einhalt tun sollten. Er selbst nahm das Corpus iuris, das sonst nicht zu seiner üblichen Lektüre gehörte, zur Hand, um sich über die rechtliche Tradition in Sachen Ehrverletzung und Verleum-

[22] Allen 4, Nr. 1062: 54–65, 1124, 1125.
[23] Allen 4, Nr. 1102: 8–13.

dung Klarheit zu verschaffen[24]. Mit derlei Machenschaften durfte der zurückhaltende Gebrauch der Wahrheit, den er empfahl, nicht verwechselt werden. Noch weniger hatte er mit der Lügnerei gemeiner Gauner zu tun. 1523 publizierte Erasmus eines seiner *Colloquia,* jener Dialoge, die sowohl das Ausdrucksvermögen der Lateinschüler als auch ihren gesunden Menschenverstand fördern sollten. Darin unterhält sich der Lügenfritz Pseudocheus mit dem Wahrheitsfreund Philetymus. Zwar sagt auch Pseudocheus, es sei nicht immer zweckdienlich, die Wahrheit zu sagen *(«non semper expedit vera dicere»)* und erklärt dabei die Kniffe, mit denen er sich Geld erschwindelt; aber die Reaktion des Philetymus ist unmissverständlich. «Verwünscht seist du mitsamt deinen Tricks und Schwindeleien», sagt er zum Schluss, «nicht einmal Lebwohl mag ich dir wünschen[25].»

Man darf wohl sagen, dass Erasmus den Unterschied zwischen sträflicher Diffamierung und Geldschwindeleien einerseits und andererseits dem ethisch durchaus vertretbaren Haushalten mit der Wahrheit zur Genüge erklärt hat, doch müssen wir fragen, ob nicht diese Unterscheidung durch sein persönliches Verhalten sogleich wieder entwertet wird. Tatsächlich war es Erasmus, der in der Kontroverse mit Edward Lee als erster ehrverletzende Angriffe drucken liess; und im Falle eines anderen Gegners, des päpstlichen Nuntius Girolamo Aleandro, ist er allem Anschein nach auch vor schändlicher Verunglimpfung in Form einer anonymen Flugschrift nicht zurückgeschreckt[26]. Angesichts der faustdicken Schmeicheleien an die Adresse reicher Fürsten und Prälaten möchte man Erasmus manchmal fragen, ob er sich für derlei nicht zu gut sei. Nun muss man wohl in Rechnung stellen, dass es sich beim Angriff auf Aleandro um eine einmalige Entgleisung gehandelt hat und dass im Falle von Lobhudeleien wie von Schimpftiraden für uns grotesk geworden ist, was damals als normal galt. Im Bereich des sprachlichen Ausdrucks fällt es uns schwerer als in der Musik oder der Architektur, von den nüchternen Richtlinien unseres eigenen Geschmackes Abstand zu nehmen. Und so müssen wir uns wohl damit abfinden, dass Erasmus hier richtig gesehen, aber mitunter falsch gehandelt hat.

Nun können wir nicht urteilen, inwieweit Erasmus sich durch seine Schmeichelkünste den Machthabern gegenüber kompromit-

[24] Allen 4, Nr. 1007, 1053; vgl. CWE 7, Nr. 1053 Anm. 62.

[25] Opera omnia Desiderii Erasmi Roterodami, Amsterdam 1969 ff., 1,3 S. 320–24, vgl. J.-C. Margolin, Erasme et la vérité, in seinen Recherches érasmiennes, Genf 1969, 49–51.

[26] «Acta Academiae Lovaniensis contra Lutherum», hrsg. von W.K. Ferguson in: Erasmi opuscula, Den Haag 1933, 304–28. Zur Verfasserfrage vgl. auch CWE 8, Nr. 1166 Anm. 24.

tiert hat, ohne vorerst nach seiner politischen Überzeugung zu fragen und auch nach seiner Bereitschaft, sie ungeschminkt auszusprechen. Ein politisches Manifest hat er nie geschrieben, doch lohnt sich die Mühe, einige Äusserungen aus der Zeit seiner Aussprüche über das Verschweigen der Wahrheit zusammenzustellen. Sie alle stammen aus Texten, die Erasmus selbst zum Druck befördert hat. Da ist das grossartige Charakterportrait seines besten Freundes, Thomas More, das Erasmus in Form eines langen, vom 23. Juli 1519 datierten Briefes an Ulrich von Hutten veröffentlicht hat. Dort sagt er über More: «Dem Hofleben und der Freundschaft von Fürsten war er früher gänzlich abgeneigt, denn Alleinherrschaft ist ihm allezeit sonderlich zuwider gewesen und die Gleichstellung aller entsprechend ebenso teuer *(semper peculiariter invisa fuerit tyrannis quemdamodum aequalitas gratissima)*[27].» More trage die (uns von Holbeins Portrait wohlbekannte) goldene Halskette einzig dann, wenn er es sich nicht erlauben dürfe, aus der Reihe zu tanzen. (Gewiss hat Erasmus hier an Mores *Utopia* gedacht, wo goldene Ketten zur Blossstellung von Übeltätern und zu Sklavenfesseln verwendet werden.) Trotzdem hat Erasmus nach einigem Zögern Mores Entschluss gebilligt, sich von Heinrich VIII. in den Hofdienst ziehen zu lassen. Zwar würde ihm dort zur humanistischen Schriftstellerei wohl kaum mehr Zeit bleiben, aber dagegen war der öffentliche Nutzen abzuwägen, den ein Mann von Mores Talent und Gesinnung in der Nähe des Herrschers erwirken konnte. Gerade in jenem Monat wurde Karl V. zum deutschen Kaiser gewählt, und Erasmus selbst bereitete sich auf die Rückkehr seines Monarchen aus Spanien und auf seine eigene Rückkehr an dessen Hof vor.

Übrigens hat er Mores grundsätzliches Misstrauen gegen Alleinherrschaft in vollem Umfang geteilt. Ein paar Tage nach dem Brief über More erinnerte er sich der zwei Jahre früher vorgefallenen Scheusslichkeiten, als entlassenes Kriegsvolk die Städtchen Alkmaar und Asperen überfallen und geplündert hatte. Damals hatte er bitter bemerkt, die Regierung habe den bedrohten Bürgern keinen militärischen Schutz gewährt und obendrein streng verboten, dass sie selbst zu den Waffen griffen; die Herzöge von Nassau, Jülich und Kleve hätten der Bande sogar Vorschub geleistet[28]. Zwei Jahre später war das Übel noch immer nicht behoben. «Manche Leute», schrieb Erasmus, «hegen den Verdacht, dass die Bande auf Rat der hiesigen Fürsten verproviantiert wird, damit sie jederzeit zur Unterdrückung des gemeinen Mannes eingesetzt werden kann, falls er einmal zögern

[27] Allen 4, Nr. 999: 87–89.
[28] Allen 3, Nr. 628, 643, 829.

sollte, das von ihm Geforderte zu leisten, und was alles von ihm gefordert wird, geht fast ins Unerträgliche . . . Mir persönlich tun die kleinen Leute leid, auch widert mich die mehr als türkische Tyrannei an, die gewisse Herren ausüben. Hinter alledem sehe ich letzten Endes, wie die Macht in den Händen weniger konzentriert wird und die Überreste unserer traditionellen Demokratie allmählich verschwinden[29].»

So schrieb Erasmus an Spalatin, den Sekretär Friedrichs des Weisen. Offenbar setzte er am kursächsischen Hof Verständnis für derlei Betrachtungen voraus. Über Friedrich den Weisen selbst berichtete er kurz darauf, wobei er erhaltene Informationen nach eigenem Geschmack ausgelegt haben wird, die anderen Kurfürsten hätten bei der Kaiserwahl Friedrich einstimmig die Krone angeboten; der aber habe edlen Sinnes abgelehnt und selbst die Wahl des Habsburgers Karl in die Wege geleitet. Abgelehnt habe Friedrich auch die 30 000 Gulden, mit denen man ihm von habsburgischer Seite seine Unterstützung habe entgelten wollen, und seinen Höflingen habe er mit sofortiger Entlassung gedroht, wenn jemand sich von den habsburgischen Pensionen verlocken liesse[30].

Auf den Parallelfall der in Zürich und anderswo in der Schweiz damals anhebenden Diskussionen um das Pensionswesen kam Erasmus meines Wissens nicht zu sprechen, dagegen hat er in anderem Zusammenhang indirekt, und dadurch erst recht spontan und glaubwürdig, der schweizerischen Demokratie ein Kränzchen gewunden. Am 1. November 1519 ist vom Mangel an Sicherheit auf den Landstrassen des Reichs die Rede, und da schreibt Erasmus: «Wahrhaftig, es scheint mir geradezu schändlich, dass die deutschen Städte und Fürsten da nicht durchgreifen, so wie es in der Schweiz geschieht, wo der Volkswille den Ausschlag gibt[31].» Gewiss darf man es nicht in erster Linie als Bekenntnis zur schweizerischen Demokratie auffassen, wenn sich Erasmus zwei Jahre später in Basel niederlässt, aber mitgespielt haben wird dieser Faktor schon, zumal er sich keineswegs täuschte, wenn er seine eigene Heimat, die habsburgischen Niederlande, im Banne einer zentralistischen, den Volkswillen missachtenden Entwicklung sah.

Das Zitat über die Schweiz ist einem Brief an den tschechischen Edelmann Jan Slechta entnommen. Ebendort kommt Erasmus auch auf die Böhmischen Brüder zu sprechen, die Slechta zufolge alle Marien- und Heiligenfesttage abgeschafft hatten. Darin will Eras-

[29] Allen 4, Nr. 1001: 73–79.
[30] Allen 4, Nr. 1030: 54–64.
[31] Allen 4, Nr. 1039: 36–38; Hutten urteilte ähnlich: ibid. 1161: 96–102.

mus keine schlimme Ketzerei sehen, Hieronymus und seine Zeitgenossen hatten es ähnlich gehalten. «Heutzutage», meint er, «ist die Menge der Feste ins Uferlose angeschwollen . . . und das Unmenschlichste daran ist, dass Leute den lieben langen Tag müssig gehen müssen, die doch ihren Taglohn brauchten, um Weib und Kind zu erhalten[32].» Es passt zu diesen Überlegungen, wenn Erasmus im gleichen Brief schreibt: «Der weltweiten Verständigung werden wir ein gutes Stück näher kommen, wenn die weltlichen Herrscher und vor allem auch der Papst in Rom sich jeglicher Tyrannei und Habgier enthalten. Das Volk wird leicht widerspenstig, wenn es merkt, dass es zum Frondienst bestimmt ist.» Hingegen ist es für uns Heutige schwer verständlich, dass Erasmus im gleichen Zusammenhang schreiben kann, dem religiösen Chaos in Böhmen müsste eigentlich abzuhelfen sein, besonders jetzt, «wo wir einen Kaiser haben, der von ganzem Herzen dem Wohl des Christentums verpflichtet ist, und einen Papst, so gnädig und zugänglich wie Leo[33].» Ich glaube, man tut Erasmus unrecht, wenn man das hier und vielfach in seinen Schriften zum Ausdruck gebrachte Vertrauen in Karl V., in Leo X., in Heinrich VIII. und so weiter einfach als Schmeichelei im Stile der Zeit abtun wollte. Viel eher scheint mit, dass seine Haltung, gerade den Fürsten gegenüber und gerade wenn er sie persönlich kannte, ehrlich gemeint war. Wo das Individuum aus der anonymen Masse heraustritt, wird es zum Mitmenschen, wird menschlich, manchmal allzu menschlich, wie wir alle sind. In diesem Sinn entrinnt der einzelne Fürst der Verantwortung für die verhängnisvolle Politik, die in seinem Namen betrieben wird und die Erasmus gerne einem undurchsichtigen Komplott anonymer Höflinge und Drahtzieher zuschrieb. Ist das naiv? Oder einfach human? Oder sogar psychologisch einsichtig, indem Erasmus den einzelnen von finsteren Mächten umgeben sieht, die er als Räte und Kurtisanen bezeichnet, weil er nicht mehr «Teufel» sagen mag und die abstrakten Namen der modernen Psychologie noch nicht kennt?

Zwei andere Stellen im Brief über Böhmen führen unsere Betrachtung über Volksrechte und Fürstenregiment in den Umkreis zurück, der für Erasmus zeit seines Lebens zentral bleibt, den Umkreis der Kirche. Wiederum stehen die Böhmischen Brüder auf dem soliden Grund der Tradition, wenn sie ihre Priester und Bischöfe durch die Gemeinde wählen lassen, denn so wurde der heilige Nikolaus zum Papst, so wurde der heilige Ambrosius zum Bischof von Mailand bestimmt, ganz wie in alter Zeit auch die Könige vom Volk gewählt

[32] Allen 4, Nr. 1039: 181–4.
[33] Allen 4, Nr. 1039: 199–202, 262–65.

wurden[34]. Weiterhin bestätigt Erasmus den böhmischen Utraquisten, dass sie laut den Evangelien Christus selbst auf ihrer Seite haben, wenn sie darauf bestehen, das Abendmahl unter beiderlei Gestalt zu feiern. «Einen viel schlimmeren Fehler begehen . . . [sie] jedenfalls, indem sie die Autorität und Traditionen der römischen Kirche verächtlich ablehnen . . . Wenn die Böhmen mich um Rat gefragt hätten, so recht sie mit ihrer Auffassung der [Abendmahls]frage auch haben mögen, ich würde ihnen zureden, sich trotzdem lieber zu fügen als sich aufzulehnen, da doch der grösste Teil der Christenheit der [neuen] Sitte folgt[35].»

Wir müssen diese Sätze in ihrer vollen Tragweite sehen. Nicht dem Rechtsspruch des Papstes sollen sich die Böhmen beugen, sondern dem Consensus der katholischen Christen, und das wiewohl Christus selbst auf ihrer Seite steht. Sicher ist Christus die Wahrheit, und doch sollen die Böhmen darauf verzichten, sie durchzusetzen. Hier begreift man, dass Erasmus weder Protestant werden – das Zeugnis Christi ist ihm nicht stets das oberste Gebot der Kirche –, noch vom gegenreformatorischen Katholizismus adoptiert werden konnte, der zwar die Tradition hochhält, sie aber weit eher aus Kanonischem Recht, aus Papst- und Konzilsdekreten herleitet, als aus dem schwer definierbaren Consensus des Christenvolkes. Schon 1518 hat Erasmus seine Vorstellung von der Kirche zweimal im Bilde dreier konzentrischer Kreise festgehalten, deren jeder seinen Mittelpunkt in dem einen Christus hat[36]. Damit will er erneut die Gleichberechtigung betonen zwischen den privilegierten Ständen der Geistlichkeit und des Adels einerseits und andererseits dem dritten Kreis, dem gemeinen Volk, den rechtschaffenen Leuten, die – wie die Geschworenen im angelsächsischen Rechtssystem – ihr Urteil in der Stille fällen, denn zur Formulierung fehlt ihnen das Rüstzeug. Die Gemeinde müsse ihrem Hirten helfen, seine Amtsbürde zu tragen, so schrieb Erasmus gegen Ende 1519 an den Bischof von Utrecht, von dem er genau wusste, dass er an seiner Amtsbürde nicht sonderlich schwer trug[37].

Mit diesem mystisch-demokratischen Konzept rückt Erasmus nochmals ganz in die Nähe seines Freundes Thomas More – More, dessen sorgfältig verschwiegenes Urteil dem tyrannischen König so in den Ohren läutete, dass er ihn köpfen liess. Auch für More war das Ausschlaggebende letztlich wohl nicht, dass sich ein weltlicher Herr-

[34] Allen 4, Nr. 1039: 147–50.
[35] Allen 4, Nr. 1039: 118–27.
[36] Allen 3, Nr. 858: 232–329; Ratio verae theologiae, LB 5, 88.
[37] Allen 4, Nr. 1043: 6–7.

scher am Primat des Papstes vergriff, sondern dass er sich als Einzelner dem Consensus des Christenvolkes auf Erden wie im Himmel widersetzen wollte – einem gewaltigen Consensus, dem gegenüber ein englisches Gesetz, auch wenn es von einem verschüchterten Landesparlament gebilligt war, keine Gültigkeit haben konnte.

Man setzt das Martyrium Mores gerne in Gegensatz zur Haltung des Erasmus, der öfters, so auch am 6. Dezember 1520 und am 5. Juli 1521, eingestand, zum Märtyrer für die Wahrheit habe er das Zeug nicht[38]. Dabei sollte man allerding beachten, dass er in diesen Briefen seine Zurückhaltung von der Kompromisslosigkeit derjenigen abheben wollte, die ihr Leben aufs Spiel setzten, um Irrlehren in Umlauf zu setzen und Aufruhr zu stiften. Am 13. August 1521 schrieb der gleiche Erasmus: «Im Dienste des Glaubens soll man das Leben gering schätzen, und wenn sich mir die Gelegenheit bietet, so soll es am Willen nicht fehlen[39].» Und vielleicht noch deutlicher schrieb er am 23. September: «Zur Bekräftigung der Evangelienwahrheit will ich gerne mein Leben aufs Spiel setzen[40].» Ob das nun übertrieben war oder nicht, jedenfalls gab es eine Wahrheit, in deren Dienst er sich jederzeit stellen wollte, eben die Evangelienwahrheit. Und so ist es denn wohl auch kein Widerspruch, sondern wiederum, wenn auch im Ansatz ganz anders, eine Bekräftigung dieser Wahrheit, wenn er vier Monate zuvor im schon erwähnten Brief an den Lutherhörigen Justus Jonas auf Peter, Paul und Christus verwiesen und erklärt hatte: «Mit einer Art frommer Tücke sollen wir unseren Mantel nach dem Wind hängen, damit der Schatz der Evangelienwahrheit nicht gefährdet wird[41].»

Diese *veritas evangelica* – für Erasmus die letztmögliche Wahrheit – ist, wir haben es schon gesagt, für alle die gleiche, für alle massgebend. Sie ist auch allen, nicht nur den Christen, erreichbar. Schon zu Lebzeiten des Erasmus beginnt mit Sebastian Franck eine Entwicklung, in deren Verlauf die eine, unteilbare Wahrheit unerreichbar wird und endlich in ein Kaleidoskop subjektiver Teilwahrheiten auseinanderbricht. Es stellen sich die Nikodemiten ein, die nur dem Anschein nach einer Staatskirche verpflichtet, ihre eigentliche religiöse Überzeugung in der Stille ihres Herzens verbergen, und es stellen sich die *politiques* ein, die schon in der Frage nach religiöser Wahrheit eine Gefährdung des Staatswohls sehen. Beide mögen sich bei Erasmus inspiriert haben; trotzdem, er selbst hat es ganz anders gemeint. Für

[38] Allen 4, Nr. 1167 und 1218.
[39] Allen 4, Nr. 1225: 250–51.
[40] Allen 4, Nr. 1236: 119.
[41] Allen 4, Nr. 1202: 285–87.

ihn ist die Wahrheit noch ganz und unumstösslich; seine Kompromissbereitschaft richtet sich, wie bei Paulus, nicht auf die Wahrheit, sondern auf die Menschen. Man muss den absoluten Charakter dieser Wahrheit verstehen, um zu begreifen, dass ihr die Menschen nicht immer genügen können – die andern nicht, und man selbst ebensowenig. Wo Menschen miteinander zu tun haben, braucht es deshalb Kompromisse. Vielleicht wäre uns allen geholfen, wenn man im Weissen Haus und im Kreml den Erasmus etwas fleissiger lesen würde.

Prof. Peter G. Bietenholz,
Dept. of History,
University of Saskatchewan,
Saskatoon, Sask., Canada

Erasmus und die Reformation in der Schweiz

von

Cornelis Augustijn

Es gibt mehrere Möglichkeiten, das Thema «Erasmus und die Reformation in der Schweiz» zu behandeln. Eine ist die chronologische, aber auch eine thematische Bearbeitung des Stoffes wäre angemessen. Ich wähle einen dritten Weg, eine Kombination der chronologischen und der thematischen Behandlung, indem ich die Entfremdung, die zwischen Erasmus und der Reformationsbewegung in der Schweiz im Laufe eines Jahrzehntes, in den zwanziger Jahren, stattgefunden hat, zum Mittelpunkt meiner Untersuchung mache[1]. Damit habe ich an einem entscheidenden Punkt schon Stellung genommen. Ich habe damit ja ausgesprochen, dass ursprünglich von einer Verwandtschaft zwischen den führenden Gestalten der Reformation in der Schweiz und Erasmus die Rede war, einer Verwandtschaft, welche tiefer wurzelt als gegenseitiges Wohlwollen und oberflächliche Freundschaft, wie es im Verhältnis Erasmus–Luther der Fall war.

Ich kann die prinzipielle Änderung, die sich in diesen Jahren vollzieht, anschaulich anhand von zwei Ereignissen vorführen. Zuerst rufe ich den begeisterten Bericht von Erasmus selbst in Erinnerung, als er 1514 zum ersten Mal in Basel ankam[2]. In wenigen Tagen hatte er Beatus Rhenanus getroffen, Bruno Amerbach, Johannes Froben, Wolfgang Lachner. Die Universität heisst ihn offiziell mit einem Festmahl willkommen, der Rektor, der Theologe Ludwig Bär, lobt ihn in hohen Tönen, in kürzester Zeit ist Erasmus Zentrum eines Kreises von Bewunderern, er kann sich als Mittelpunkt dieses kleinen Universums fühlen. Demgegenüber stelle ich seinen Abgang aus Basel. Im April 1529 verlässt er die Stadt, die ihm zur zweiten Heimat geworden war, nach einer letzten kühlen Unterredung mit Oekolampad, in der Meinung: «Ich glaube bestimmt, niemand kann dort mit Grund über mich klagen», und mit einem Seufzer über die Leute, die ihn «gegen seinen Willen parteiisch zu machen versuchten»[3].

[1] Ich versuche, die Thematik aus dieser Perspektive zu betrachten. Im allgemeinen gebe ich in den Anmerkungen nur die nötigen Belegstellen, und erwähne die Literatur nur da, wo das für meine Fragestellung wichtig ist.

[2] A II 305, 181–210.

[3] A VIII 2196, 37–38.45–46.

Meine Fragestellung geht also von der Entfremdung aus, die sich in den Jahren zwischen 1521 und 1529, Jahren, die Erasmus in Basel verbracht hat, vollzogen hat. Ich gehe aber zuerst auf die Frage ein, wie tief die Verwandtschaft zwischen Erasmus und seinen schweizerischen Freunden ursprünglich war. Damit wird eine Grundlage geschaffen für die Behandlung des Prozesses der Entzweiung, der sich in den zwanziger Jahren vollzieht. Am Ende stelle ich die Frage, ob von irgendwelchem bleibenden Einfluss des Erasmus auf die schweizerische Reformation die Rede sein kann. Damit habe ich auch die drei Teile dieses Aufsatzes bereits angekündigt.

I. Erasmus als Mittelpunkt des Basler Kreises

Der schon geschilderte Empfang im Basler Humanistenkreis machte auf Erasmus einen tiefen Eindruck. «Ich kann kaum sagen, wie sehr mir diese Basler Atmosphäre gefällt, wie sehr der Menschenschlag – es gibt nichts Freundschaftlicheres, nichts Aufrichtigeres[4]» Zu diesem Kreis gehörten, ausser den bereits genannten, auch Heinrich Loriti Glareanus, poeta laureatus, Musikologe und Historiker, und die Theologen Wolfgang Fabritius Capito, Wolfgang Hedio und Johannes Oekolampad[5]. Durch Glareanus kam auch Huldrych Zwingli, der Pfarrer von Glarus, hinzu[6]. Der fromme und gebildete Bischof Christoph von Utenheim gehörte zu den Gönnern des Kreises. Man kann sich ihn vorstellen als eine lose Gruppe, in der verschiedene Sphären der Basler intellektuellen Welt, wie die Drucker, die Professoren, die Künstler usw. ihren Platz fanden. Dies alles zusammen bildete die «sodalitas Basiliensis», in der studiert wurde, aber auch Spass getrieben und geklatscht. Erasmus lebte zwei Jahre, von 1514 bis 1516, in dieser Welt, fühlte sich sofort zu Hause und galt, umgekehrt, in kürzester Zeit als der verehrte Mittelpunkt. Ein gutes Beispiel ist Zwingli. Ursprünglich hatte er keine Verbindungen zu Erasmus. Dann wird er von Glareanus introduziert und im Frühjahr 1516 besucht er Erasmus in Basel[7]. Der Besuch besiegelt seine Aufnahme in den Basler Humanistenkreis. Der Brief, den Zwingli nach seinem Besuch an Erasmus richtet, lässt den tiefen,

[4] A II 412, 17–19.

[5] Vgl. für den Basler Humanistenkreis R. Wackernagel, Humanismus und Reformation in Basel, Basel 1924, 126–252; H.R. Guggisberg, Basel in the Sixteenth Century. Aspects of the City Republic before, during, and after the Reformation, St. Louis, Missouri 1982, 3–17.

[6] A II 401, 6–9.

[7] A II 401, 3–6.

fast religiösen Eindruck spüren, den der Niederländer auf ihn gemacht hatte. So wie einst die Franzosen und Spanier nach Rom zogen um Livius zu sehen – er zitiert Erasmus' Lieblingsautor Hieronymus – so habe er die Reise nach Basel gemacht mit dem einzigen Ziel, Erasmus zu besuchen. Sogar die äussere Gestalt – zart, aber harmonisch – stehe ihm jetzt beim Lesen seiner Schriften lebendig vor Augen. Ja, er wirft sich Erasmus zu Füssen, sogar eine Abweisung wäre noch eine Gunst[8].

Die Masslosigkeit dieser Verehrung wird klar in der Entrüstung, die Beatus Rhenanus Zwingli gegenüber zeigte, als er vernahm, Leo Jud habe den Wunsch geäussert, Erasmus solle Theobald von Geroldseck, den Pfleger des Stifts Einsiedeln, irgendwie in seinen Werken ehrenvoll erwähnen. «Ich habe den Eindruck, Leo versteht nicht genügend, wie gross Erasmus ist. Er meint vielleicht, dieser sei unser einer. Erasmus ist aber nicht nach normalen Massstäben zu messen. Er hat das menschliche Niveau in gewissem Mass überstiegen[9].» Von Oekolampad gewinnt man den Eindruck, dass von Anfang an das Verhältnis etwas sachlicher war[10]. Er arbeitete im Winter 1515/16 mit Erasmus zusammen an der Edition des Neuen Testaments. Er sollte das Hebräische in den Anmerkungen bearbeiten, Aussagen auf dogmatischem Gebiet auf ihre Orthodoxie prüfen und Korrekturen lesen[11]. Später fertigte er noch das Register zur grossen Hieronymusedition an, eine riesige Arbeit. Das alles brachte ihm viel Mühe und wenig Dank. Dennoch schreibt auch er ein Jahr später an Erasmus über den heiligsten Beweis ihrer Freundschaft, die ihm von Erasmus geschenkte Abschrift des Prologs des Johannesevangeliums, die er an sein Kruzifix gehängt hat, so dass er immer Erasmus in seinen Gebeten eingedenk ist. Leider sei das Stück Papier ihm entwendet worden, und jetzt habe er nur noch ein Erasmusbriefchen, das er heimlich liest und küsst[12]. Der Ton auch dieses Briefes ist so überschwenglich, dass er die unter Humanisten übliche Schmeichelei weit übersteigt.

Diese exzessive Erasmusverehrung darf uns nicht darüber hinwegtäuschen, dass es letzten Endes nicht nur die Person, sondern an erster Stelle eine Ideeenwelt war, die Menschen anzog und begeisterte. Es

[8] A II 401.

[9] Z VII 114, S. 254, 18–21.

[10] Vgl. dazu E. Staehelin, Erasmus und Oekolampad in ihrem Ringen um die Kirche Jesu Christi, in: Gedenkschrift zum 400. Todestage des Erasmus von Rotterdam. Herausgegeben von der Historischen und Antiquarischen Gesellschaft zu Basel, Basel 1936, 166–182.

[11] Vgl. E. Staehelin, a.a.O., 166.

[12] A II 563, 20–32.

ist natürlich nicht tunlich, jetzt die Gedankenwelt des Erasmus integral zu behandeln. Es ist aber durchaus möglich, einige Kernmomente zu erörtern[13]. Vergegenwärtigen wir uns zunächst, dass die Jahre 1514 bis 1516 gerade die Jahre waren, in denen die Ideale des Erasmus deutlich an den Tag kamen, in der Edition des Neuen Testaments 1516, in der Neuauflage der *Adagia* 1515, im *Klag des Friedens* 1517, in der Edition des *Enchiridion* von 1518 mit ihrer wichtigen Vorrede, und in der neunbändigen Hieronymusedition 1516.

Diese Ideale richteten sich zuallererst auf die theologische Methode. Der Humanist Erasmus war daran interessiert, die humanistische Methode auch in der Theologie anzuwenden. Das hatte eine Verlagerung der Schwerpunkte zur Folge, wodurch das Philologische an die erste Stelle rückte. Der «Bibelhumanismus» – dieser Terminus gibt am besten die Eigenart dieses Studiums im Zusammenhang mit dem Humanismus im allgemeinen wieder[14] – betrachtete die Bibel primär als literarisches Dokument, studierte sie, wo möglich im Urtext, kommentierte sie mit Hilfe der ältesten und somit besten Autoren. Dieselbe Methode wurde auch auf die Kirchenväter angewandt, mit Vorliebe für das exegetische Schriftum, so dass das Studium der Väter die Bibelforschung unterstützte. Auf diese Weise strebte Erasmus eine Vereinigung von bonae litterae und sacrae litterae an, das heisst: das Studium der antiken Kultur sollte auch dem Studium der christlichen Autoren und besonders dem Bibelstudium dienen. Er wollte Christentum und Kultur wieder zusammenführen, damit auch ein Kulturmensch ehrlichen Gewissens Christ sein könne und nicht in zwei getrennten Welten leben müsse. Konkret bedeutete das, dass Erasmus die im Humanismus entwickelten philologischen Methoden in den Dienst der Bibelwissenschaft und der Theologie im allgemeinen stellen wollte.

Es wundert nicht, dass in Basel im Kreis der Humanisten die Begeisterung für ein solches Lebensprogramm gross war. Erasmus war sicherlich nicht der erste, der dieses Interesse hatte, auch wenn er in diesen goldenen Jahren[15] das anerkannte Haupt der Neuerer war. Gerade in Basel gab es auf diesem Gebiet schon eine Tradition[16].

[13] Ich kann das hier gegebene Erasmus-Bild jetzt nicht im einzelnen belegen. Das habe ich in einer jüngst erschienenen Erasmus-Biographie getan, auf die ich hier im allgemeinen verweise. Vgl. C. Augustijn, Erasmus von Rotterdam. Leben-Werk-Wirkung, München 1986.

[14] Vgl. für diesen Terminus C. Augustijn, a.a.O., 100, 171.

[15] Erasmus spricht in diesen Jahren über das goldene Zeitalter, das er erhofft; vgl. A II 566, 34. Es waren auch für ihn persönlich die besten Jahre seines Lebens.

[16] Vgl. dafür H. Junghans, Der junge Luther und die Humanisten, Weimar 1984, 109–115.

Recht deutlich ist das beispielsweise bei den Amerbach. Der Vater hatte seit den siebziger Jahren neben vielen anderen Werken auch die Kirchenväter in guten Editionen und schön gestalteten Folianten herausgebracht. Die Ausgabe von Ambrosius, die 1492 aus der Presse kam, hatte ein Vorwort, das das gleiche Ideal klar in den Vordergrund rückte. Amerbach gab seinen Söhnen eine solide Ausbildung in den drei Sprachen. Zwei von ihnen, Bruno und Basilius, zeichneten für einen grossen Teil der von Erasmus erarbeiteten Hieronymusausgabe verantwortlich, und in dem von ihnen verfassten Vorwort zum fünften Band geben sie das Ideal schlicht, aber beredt wieder: «Unser Vater hoffte, dass bei einer Wiederbelebung dieser alten Theologie jener spitzfindige Schlag von Sophisten und diese banale Sorte von Theologen weniger zu sagen haben sollten und wir vielmehr echte und wahre Christen bekommen würden. Denn das Studium verändert den Menschen, und wir entwickeln uns nach dem Bilde der Schriftsteller, welche wir täglich lesen[17].» Kein Wunder, dass sich Erasmus in diesem Kreis sofort zu Hause fühlte!

Bisher habe ich über die Methode der Theologie gesprochen, obwohl schon klar wurde, dass das Formale und das Inhaltliche untrennbar miteinander verbunden waren. Der Basler Humanistenkreis hat im Verkehr mit Erasmus gespürt, welche Folgen das neue Bibelstudium auch für den Glauben und für die Frömmigkeit hatte. Es ist bemerkenswert, dass die Urteile der beiden späteren führenden Köpfe der Reformation in der Schweiz in dieser Hinsicht völlig identisch sind. Oekolampad sagt es kurz und bündig in seinem eben schon erwähnten Brief an Erasmus. Dessen Aussprüche tönen immer noch in seinen Ohren, besonders «dieses hochgepriesene, dieses goldene Wort, dass man nichts in der Heiligen Schrift suchen soll ausser Christus»[18]. Viel später beschreibt Zwingli, wie er dazu kam, zu glauben «das zwüschend got und uns nieman mitlen mag denn der einig Christus». Er habe es um 1514/15 in einem Gedicht des Erasmus gelesen. «Hie hab ich gedacht: Nun ist es ie also. Warumb sůchend wir denn hilff by der creatur?» So habe ihn Erasmus auf den Weg

[17] Vgl. Hieronymus, Opera V, Basileae 1516, f° A 1v°: «Porro pater cum in hoc nos ante velut instruxisset trium linguarum qualicunque peritia, Latinae, Graecae et Hebraicae, quod sine horum praesidio nihil agi poterat in hoc negocio, tam egregio operi tandem immoriens hanc provinciam velut haereditariam nobis delegavit, futurum sperans ut, si vetus illa theologia revivisceret, minus valeret spinosum istud sophistarum et frigidum theologorum genus et christianos haberemus magis ingenuos et germanos. Abeunt enim studia in vitam et tales evadimus quales quotidie legimus.» Mit «hoc negocio» ist die schon vom Vater geplante Hieronymus-Edition gemeint.

[18] A II 563, 16–18.

gebracht. Zwar habe er auch andere Lieder bei Erasmus gefunden, gerichtet an die Heiligen, aber das habe ihn nicht mehr der Überzeugung berauben können, «das Christus unser armen seelen ein eyniger schatz sye»[19]. Man beachte die Worte: Warumb sůchend wir denn hilff by der creatur? Das Einzigartige des Werkes Christi hat eine polemische Spitze, es richtet sich gegen die damalige Kirche, die das Kreatürliche und Menschliche verehre. In seinem *Archeteles* von 1522 wird Zwingli nicht müde, die Termini zu häufen: drückende Verordnungen und Regeln, menschliche Verordnungen, kleinliche Zeremonien usw.[20] Demgegenüber stellt er «die evangelische Freiheit»[21]. Es klingt wie ein Widerhall der Worte des Erasmus über die menschlichen Gebote und Überlieferungen, die den Christen in die Enge treiben[22].

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass Erasmus im Basler Kreis, in dem schon Auffassungen herrschten, die mit den seinigen in Einklang waren, einen ungeheuren Einfluss ausgeübt hat, einen Einfluss, der um so grösser war, weil er schon vorherrschenden Gedanken nicht widersprach, sondern diese eher artikulierte. Auch in Kleinigkeiten ist das erkennbar. So wünscht Beatus Rhenanus, der jetzt in Zürich wohnende Zwingli solle den Schulmeister Oswald Myconius – den späteren Basler Antistes – bitten, eine der Einleitungsschriften zum Neuen Testament des Erasmus in der Fastenzeit oder an Festtagen seinen Hörern zu erklären[23]. In Antwort darauf bestellt Zwingli mehrere Exemplare dieser Schrift, und zugleich auch der zweiten Einleitungsschrift. Er fügt hinzu: «Luther gefällt übrigens allen Gebildeten in Zürich[24].»

Es ist dann, im Februar 1519, das erste Mal, dass Zwingli den Namen Luthers erwähnt: Luther und Erasmus' Einleitungen zum Neuen Testament in einem Atemzug. Offensichtlich war im Basler Humanistenkreis Luther bekannt und er wurde geschätzt. Heisst das, dass die Basler in dieser Zeit, in der Erasmus nicht mehr in Basel, sondern in den Niederlanden lebte (1516–1521), sich seinem Einfluss entzogen und Luther zugewandt hatten? Wer so urteilt, kennt die geistige Welt der Zeit nicht. Eher war es umgekehrt: In Basel lernte man schon 1518 Luther kennen und man interpretierte ihn im Rahmen der

[19] Z II 217, 7–19.
[20] Z I 271, 1.12.29.
[21] Z I 272, 16.
[22] Am bekanntesten ist die Auseinandersetzung in der Annotatio zu Matthäus 11, 30, LB VI 63–65.
[23] Z VII 59, S. 137, 7–12.
[24] Z VII 60, S. 139, 15–16.

Vorstellungen, die im eigenen Kreis vorherrschten. Auf eine Kurzformel gebracht: Man verstand Luther humanistisch. Ich gebe ein Beispiel. Im Dezember 1518 holen sich die Berner aus Basel Lutherdrucke, und das ruft bei Beatus Rhenanus, dem engsten Freund des Erasmus im Basler Kreis, den Kommentar hervor: «Ich freue mich, so oft ich sehe, dass die Welt zur Besinnung kommt, die Träume der Schwätzer fahren lässt und die tüchtige Lehre verfolgt[25].» So wird Luther zum Bibelhumanisten gemacht, nicht nur von Zwingli und Beatus Rhenanus: Der ganze Basler Kreis ist einstimmig auf seiner Seite. Auch Oekolampad äussert sich in einem Brief an Beatus Rhenanus sehr positiv über Luther. Er sieht dessen Auftreten im Rahmen des Unterschiedes «zwischen Juden und Christen, zwischen Christus und Antichrist»[26]. Das ist völlig klar: Luther als Bekämpfer des Judaismus in der Kirche, das heisst als Bekämpfer einer bloss äusserlichen Form von Religion, die zur Werkgerechtigkeit führe. Luther als Verteidiger der evangelischen Freiheit also! Befremdend ist das nicht. Man kannte Luther in erster Linie aus dem dicken Sammelband, den Froben November 1518 ediert hatte und der einen schlagenden Verkauferfolg hatte[27]. In den hier edierten Schriften stand die Kritik am kirchlichen Brauchtum und kirchlichen Missständen im Vordergrund. Luther als Bibelhumanist: Eine andere Verständnismöglichkeit gab es ausser beim engsten Freundenkreis in Wittenberg nicht, und schon gar nicht in Basel, wo ja der Verständnishorizont der erasmianisch-humanistische war. Das heisst nicht, dass ich dem alten Urteil beipflichte, dass der Basler Humanistenkreis in den Jahren 1520/21 zu einem Verschwörerklub gegen die Ketzerbannung Luthers geworden sei[28]. Es gab keine planmässige politische Aktion. Was es gab, war eine für die Erneuerung von Kirche und Theologie begeisterte Gruppe, die Luther als einen der Ihrigen begrüsste. In dieser Beurteilung stimmten Erasmus und die Basler Freunde überein. Auch Erasmus hat Luther auf diese Weise begrüsst. Es gab dennoch einen gewissen Unterschied. Eramus beurteilte Luther um einige Nuancen anders: Mehr al die Basler fürchtete er das Ungestüm Luthers, er hatte Angst vor heftigen Auseinandersetzungen und ver-

[25] Z VII 53, S. 123, 3–5.

[26] E. Staehelin, Briefe und Akten zum Leben Oekolampads, Bd. 1 (Quellen und Forschungen zur Reformationsgeschichte 10), Leipzig 1927, 125, S. 178.

[27] Vgl. für diese Ausgabe WA 60, 431–442.

[28] Vgl. W. Köhler, Huldrych Zwinglis Bibliothek (Neujahrsblatt auf das Jahr 1921, zum Besten des Waisenhauses in Zürich, St. 84), 19–23. Köhler benutzt den Terminus «Verschwörerkreis», und stützt sich für seine Sicht auf P. Kalkoff. Später gibt Köhler dieses Bild des Basler Humanistenkreises nicht mehr.

suchte, durch Capito Luther zur Vorsicht zu mahnen[29] und zugleich Froben von Lutherdrucken abzuhalten[30]. Er war distanzierter als die Basler, und das kann wohl damit zusammenhängen, dass er in den Niederlanden selber den Sturm der Entrüstung kennenlernte, den Luthers Benehmen hervorrief.

II. Die Entzweiung der zwanziger Jahre

Mit dieser Nuancierung sind wir an die Grenze zum zweiten Teil gekommen, den ich wie folgt thematisieren kann: wie vollzog sich im Laufe der zwanziger Jahre der Prozess der Entzweiung, die Erasmus und die Reformation in der Schweiz schliesslich endgültig voneinander entfremdet hat? Deutlichkeitshalber spitze ich meine Erörterungen auf vier Vorfälle zu.

Der erste spielte sich 1522 ab, ein halbes Jahr nachdem Erasmus wieder in Basel angelangt war und mit einem Seufzer der Erleichterung festgestellt hatte, dass in der Stadt im Gegensatz zu den südlichen Niederlanden Ruhe und Ordnung herrschten[31]. In der Fastenzeit 1522 jedoch wurden wiederholt die Fastengebote ostentativ übertreten[32], was gleichzeitig auch in Zürich geschah. Das war als Demonstration gedacht, es ging den Beteiligten um die «evangelische Freiheit»[33]. Der Bischof reagierte sehr vorsichtig, der Rat war noch zurückhaltender und das führte dazu, dass der Rat nur jede Diskussion über die strittigen Fragen verbot und der Bischof darauf verzichtete, die Übertreter zu bestrafen. Erasmus wurde sogleich in die Affäre verwickelt, da einige Rädelsführer sich auf sein Beispiel beriefen. Erasmus besass eine labile Gesundheit und hasste das Essen von Fisch, darum hatte er hin und wieder Hühnerfleisch gegessen. Das mag für ihn der Anlass gewesen sein, zur Feder zu greifen. Im August erschien sein *De esu carnium*[34], Das Fleischessen, ein an den Bischof von Basel gerichteter ausführlicher Brief. Der Titel ist etwas irreführend, es geht Erasmus um die Frage des Wertes kirchlicher Vorschrif-

[29] Vgl. ASD IX, 1, 392, 402–404; WA Br 1, 91, 1–54. Capito hat also im Sommer 1518 nach einem Gespräch mit Erasmus sich an Luther gewandt und diesen vor einem ungestühmen Benehmen gewarnt.

[30] A IV 1167, 273–274. Vgl. C. Augustijn, Erasmus en de Reformatie. Een onderzoek naar de houding die Erasmus ten opzichte van de Reformatie heeft aangenomen, Amsterdam 1962, 27 Anm. 33.

[31] Vgl. ASD IX, 1, 19, 4–5.

[32] Vgl. die Einleitung zur Ausgabe der Schrift De esu carnium, ASD IX, 1, 3–12.

[33] Vgl. ASD IX, 1, 22, 115–116.

[34] ASD IX, 1, 19–50.

ten, zugespitzt auf die drei brennenden Tagesfragen: Fastengebote, obligatorisches Priesterzölibat und obligatorische kirchliche Feiertage. Schon im April war Zwinglis *Von Erkiesen und Freiheit der Speisen* erschienen, Ende August kam sein *Apologeticus Archeteles,* erstes und letztes Wort[35]. Die erste Schrift wurde unmittelbar vom Wurstessen in Zürich veranlasst, und die zweite nahm Bezug auf die Forderung von Zwingli und seinen Freunden im Sommer, das Priesterzölibat aufzuheben und die evangelische Predigt freizugeben. Erasmus' und Zwinglis Stellungnahmen sind dadurch gut vergleichbar. In ungefähr derselben Lage der Dinge wird der gleiche Fragenkomplex erörtert, die beiden Autoren beschränken sich jedoch nicht auf die Tagesfragen, sondern sie bemühen sich, die an deren Basis liegenden prinzipiellen Fragen auszuarbeiten. Das heisst also, dass beide ekklesiologische Fragen behandeln, Fragen hinsichtlich der Kirche, und zwar nicht auf abstrakte Weise, sondern im Licht der konkreten Situation.

Der Ablauf der Ereignisse zeigt, dass sich hier zum ersten Mal eine Kluft zwischen den beiden Männern auftut, eine Kluft, welche den Basler Humanistenkreis in kurzem spalten sollte und den Anfang der Entzweiung zwischen Erasmus und der Reformation in der Schweiz markiert. Am Anfang des Jahres 1522 hatte Zwingli Erasmus noch in Basel besucht[36]; im März gab es noch wechselseitige Einladungen[37], nach dem Erscheinen des *Archeteles* war es aber aus. Sofort nach der Lektüre griff Erasmus, seiner Gewohnheit völlig zuwider – er war kein Nachtarbeiter – spät in der Nacht zur Feder: «Ich beschwöre dich bei der Ehre des Evangeliums . . ., wenn du künftighin etwas herausgibst, so nimm eine ernste Sache ernst . . . Frage gelehrte Freunde um Rat, ehe du etwas veröffentlichst[38].» Das war klar, und diese deutlichen Worte führten zu deutlichen Verhältnissen. Die Fäden reissen ab: der letzte bekannte Brief Zwinglis an Beatus Rhenanus datiert vom Juli 1522[39], der erste an Zwingli gerichtete Oekolampadbrief, vom 10. Dezember 1522, ist im besten Humanistenstil verfasst, aber in schöner Anspielung auf den Bibeltext macht der Autor klar, Zwingli sei für ihn David, dem er zur Seite stehen wolle, sei es auch eher bei dem Tross als mit gegürtetem Schwert[40]. Das Bild hat fast prophetische Züge: Zwingli war in den folgenden Jahren mehr als Oekolampad der Mann der Tat, Oekolampad war der Theologe, der zur Besin-

[35] Vgl. für die Bedeutung dieser Schriften U. Gäbler, Huldrych Zwingli. Eine Einführung in sein Leben und sein Werk, München 1983, 51–53, 56–57.

[36] Vgl. Z VII 198 Anm. 5.

[37] Z VII 198, S. 494, 12–13; 199, S. 497, 20–21.

[38] A V 1315, 2–6.

[39] Z VII 222, S. 548–550.

[40] Z VII 258, S. 635, 19–21; vgl. I Sam. 25, 13; 30, 24.

nung aufrief. Das Verhältnis verschlimmerte sich noch, als Zwingli 1523 Ulrich von Hutten Schutz verlieh[41].

Aber von den Tatsachen zu den zugrunde liegenden Differenzen. Waren die beiden wirklich in ihrer Auffassung von Kirche grundverschieden? Auf den ersten Blick sicher nicht. Weder Erasmus noch Zwingli wünschen eine Fortsetzung der jeweils gegebenen kirchlichen Verhältnisse. Auch Erasmus plädiert entschieden für Abschaffung des obligatorischen Zölibats, für eine Verminderung der Zahl der Feiertage und gegen die Fastenvorschriften, die die Reichen schonen und die Armen belasten. Beide wünschen evangelische Freiheit allen menschlichen Geboten gegenüber. Dennoch ist der Unterschied unübersehbar. Erasmus richtet sich an den Ortsbischof, er zeichnet das Bild einer Kirche, die ihrem Wesen nach durch die Liebe bestimmt wird. Das ist ein Leitbild, dem die Wirklichkeit der damaligen Kirche nicht entsprach. Dennoch bleibt seine Schrift ein Appell, er ruft die Bischöfe auf, als Väter zu herrschen über das Volk, jeden tyrannischen Zwang zu vermeiden, und die sich nun rührende Protestbewegung weise und behutsam in kirchliche Bahnen zu lenken. Dann wird ihre Autorität keinen Schaden nehmen. Das Ideal einer gereinigten Kirche ist seines Erachtens noch verwirklichbar. Zwingli hingegen schreibt eine Absage an die Hierarchie, der Bischof steht auf der Seite der unchristlichen Menschensatzungen. Es ist klar, dass die beiden die Situation unterschiedlich einschätzen. Dennoch liegen die Differenzen tiefer. Die kirchliche Struktur als solche ist für Erasmus unangreifbar, das Bischofsamt ist heilig, wenn nur der Bischof ein wahrer, echt evangelischer Bischof ist, Hirt seines Volkes. Später schreibt Erasmus, *De esu carnium* habe als erstes die Wut der Lutheraner gegen ihn entfacht[42]. Ohne Zweifel dachte er dabei an Zwingli und dessen Gesinnungsgenossen in Basel.

Ein zweiter Vorfall[43] spielte sich im Sommer 1524 ab, kurz vor der Publikation von *De servo arbitrio.* Der junge Heisssporn Guillaume Farel war in der Stadt, und er hatte eine öffentliche Disputation gehalten, in der er Thesen zugunsten der Reformation verteidigt hatte. Kurz nachher stiess Erasmus zufällig auf ihn und beschwerte sich über seine Worte. Hatte ihn doch Farel einen Bileam gescholten, der aus Geldgier sich selbst verdingt habe, das Volk Gottes zu verfluchen. Grund dieser Anschuldigung war, dass Erasmus dem Papst

[41] Vgl. A V 1384, 73–75.

[42] A VI 1620, 48; 1679, 46–49.

[43] Vgl. für das folgende C. Augustijn, Erasmus und Farel in Konflikt, in: Actes du Colloque Guillaume Farel, Neuchâtel 29 septembre–1er octobre 1980, publiés par P. Barthel u.a., t. 1 (Cahiers de la Revue de Théologie et de Philosophie 9/I), 1983, 1–9.

angeboten hatte, seinen Rat zu einer friedlichen Lösung der religiösen Konflikte zur Verfügung zu stellen. Das Gespräch nahm eine theologische Wendung, es mündete in einen heftigen Wortwechsel aus, und auf Erasmus' Anregung hin verwies der Basler Rat Farel der Stadt. Dieser war wütend und hat Erasmus die Jahre hindurch beschimpft. Noch 33 Jahre später führten solche Schmähungen im Gasthof Zum Wilden Mann in Basel dazu, dass Erasmus' Testamentsvollstrecker Protest einlegten. Erasmus nannte Farel seit 1524 in Briefen und Schriften immer nur «Phallicus»: Farel war ihm der Inbegriff aller Verkehrtheit geworden, die die Evangelischen kennzeichnete.

Alles zusammen petite histoire, die ich kaum der Vergessenheit entreissen möchte, wenn sich nicht im Gespräch auch eine theologische Differenz gezeigt hätte, die Signalfunktion hat, in der die wachsende Entzweiung ihren Ausdruck fand. Das Gespräch begann mit einer Auseinandersetzung über die kirchlichen Bräuche. Erasmus hatte kurz zuvor verteidigt, auch wenn die Beichte nicht von Christus eingesetzt worden sei, sei eine Handhabung als kirchliche Verordnung doch nicht unmöglich. Farel behauptete in der Unterredung, nur die Heilige Schrift sei entscheidend. Wenn Erasmus mit ihm der Meinung sei, die Beichte sei nicht biblischer Herkunft, so wäre eine Verteidigung der Beichte als Menschensatzung Quatsch. Das war eine brisante ekklesiologische Frage: Wie oft hatte Erasmus seine Kritik an kirchlichen Institutionen ausgeübt, ausgerechnet auf Grund der Gegenüberstellung vom reinen Evangelium, Brunn und Quelle des Christentums einerseits, und der jetzigen besudelten Praxis andererseits. Das Gespräch ging aber weiter. War die Schrift immer klar? fragte Erasmus. Nirgends in der Bibel sei beispielsweise die Rede von einem an den Heiligen Geist gerichteten Gebet, und doch war es keine Fehlentwicklung, wenn das jetzt geschah. Farel zeigte sich bestürzt: Verneinte Erasmus die heilige Trinität? Machte er auf diese Weise die Schrift unsicher? In ihr sprach ja der Heilige Geist, und eben derselbe Heilige Geist wirkte in den Gläubigen, erklärte ihnen im Herzen die Schrift und versicherte sie der göttlichen Wahrheit. Solche Äusserungen riefen das Ärgernis des Erasmus hervor. Man konnte wohl unaufhörlich vom Geist sprechen, aber damit wäre in nüchternen exegetischen Fragen sachlich nichts gewonnen. Noch zwei Jahre später schimpfte er auf «einen» (Farel), der sinnlos schrie: spiritus, spiritus, Geist, Geist[44].

Man kann sich im Rückblick fragen: Waren die Äusserungen Farels nur persönlicher Art oder hatte Erasmus recht, steckte in der schweizerischen Reformation eine Art Spiritualismus, die Erasmus, trotz

[44] Erasmus, Hyperaspistes I, in: LB X 1299C.

seines eigenen spiritualistischen Einschlags, fremd war, und die dem Populismus nahekommt? Vielsagend ist ein Ausspruch Zwinglis, 1523, dass gerade «die Ungebildetsten, wenn sie nur fromm sind, die Schrift nach der Meinung Gottes möglichst unbefangen verstehen»[45], weil der Geist Gottes eher diejenigen lehrt, die das Göttliche lieben. Es geht hier nicht nur um eine hermeneutische Frage, sondern darüber hinaus um die Frage: wo ist wahre Kirche? Dieser zweite Vorfall weist uns somit auf die Konsequenzen der Absage an die Hierarchie hin: offensichtlich ist die Reformation der Kirche durchzuführen nach den Anweisungen des Geistes, der auch in den Einfältigsten spricht, gegebenenfalls wider alle kirchliche Autorität.

Ich erwähne den dritten Vorfall, 1525/26. Die grossen Schwierigkeiten dieser Jahre hängen alle mit der Abendmahlsfrage zusammen. Für Erasmus' Verhältnis zur Reformation in der Schweiz war das entscheidende Ereignis die Veröffentlichung der ausführlichen und gelehrten Studie Oekolampads über das Abendmahl im September 1525[46]. Vorsichtshalber wurde das Buch in Strassburg gedruckt. Der Basler Rat musste die Frage klären, ob es in Basel verboten werden sollte. Er holte Gutachten von vier Sachverständigen ein, unter denen sich auch Erasmus befand. Dieser antwortete: «Es ist meiner Meinung nach gelehrt, klar und sorgfältig ausgearbeitet. Ich würde hinzusetzen: Es ist auch fromm, wenn etwas zu der Meinung und dem einhelligen Zeugnis der Kirche in Widerspruch Stehendes fromm sein könnte. Von der Kirche abzuweichen, halte ich für gefährlich[47].» Er hatte insofern Erfolg, als der Rat den Verkauf des Buches sowie den Druck anderer Werke von Oekolampad verbot. Aber das in Basel umlaufende Gerücht, Erasmus sei wenig beglückt von der Aufforderung gewesen, ein Gutachten abzugeben[48], war sicher nicht aus der Luft gegriffen. Es war das erste Mal, dass sich Erasmus ausdrücklich und direkt über die Reformation in Basel ausliess. Die Frage, die Oekolampad erörtert hatte, lag Erasmus aber am Herzen und mit Recht hatte er als seine Meinung gegeben, Oekolampad behandle sie auf die rechte Art und Weise. Zwingli und Oekolampad waren beide in ihren Abendmahlslehren Erasmusschüler, die bestimmte Gedanken des Meisters selbständig weiterentwickelt hatten. Der Hauptakzent auf dem geistigen Essen und Trinken von Brot und Wein, im Glauben, wobei das Leibliche in den Hintergrund trat, war erasmi-

[45] Z I 321, 35–322, 3.

[46] Vgl. für sie E. Staehelin, Das theologische Lebenswerk Johannes Oekolampads (Quellen und Forschungen zur Reformationsgeschichte 21), Leipzig 1939, 276–284.

[47] A VI 1636, 2–5.

[48] Vgl. Z VIII 396, S. 396, 6–7.

sches Gedankengut, das Zwingli und Oekolampad ihm verdankten. Im Unterschied zu ihnen hatte Erasmus die leibliche Anwesenheit Christi im Abendmahlssakrament niemals geleugnet. Er hatte diese Lehre aber unterhöhlt, indem er sie für ziemlich unwichtig hielt. Wer darüber redete, verharre noch im Fleisch, und nur der Geist sei wichtig. Aus diesem Grund konnte er sich mit Oekolampads Konklusionen einverstanden erklären.

Was hielt ihn zurück, sich völlig einverstanden zu zeigen? Das einhellige Zeugnis der Kirche, der «consensus ecclesiae»[49], wie er selbst sagt. Darauf kommt er in dieser Zeit immer wieder zurück. Bedeutet dies, dass er sich auf die Tradition der Kirche zurückzieht, das heisst auf die Vergangenheit oder auf die Masse der Gläubigen in der Gegenwart? Dann könnte die Mehrheit über die Zeiten hin oder in der Welt das entscheidende Wort sprechen! Die Dinge lagen aber tiefer. Der consensus ecclesiae hat zu tun mit der durch den Heiligen Geist geschaffenen Gemeinschaft, in die der einzelne Gläubige aufgenommen ist. Er teilt diesen Platz mit anderen, und das entlässt ihn nicht aus der Pflicht, mit eigenen Ohren zu hören auf das, was die Heilige Schrift zu ihm sagt, aber es befreit ihn von der Einsamkeit. Die Bibel ist der Niederschlag des fortdauernden Gesprächs Gottes mit seinem Volk, das mit den Aposteln und den Evangelisten begann und sich fortgesetzt hat bis in unsere Zeit. Dadurch ist der Glaube verankert in der Geschichte, in der Tradition, ohne sich jedoch darin zu erschöpfen. Er entwickelt sich in der Zeit; an diesem Gespräch nimmt der einzelne Gläubige Teil und vernimmt, was der Geist früher und jetzt enthüllt hat.

Ich übergehe mit Stillschweigen die vielen Unannehmlichkeiten, welche die reformatorische Partei Erasmus in diesen Jahren bereitete. Gegen seinen Willen wollte man ihn in der Abendmahlsfrage zum Parteigänger machen, und es waren immer die früheren Geistesverwandten, Schüler und bisweilen Freunde, die ihn zur Stellungnahme zu drängen versuchten, z.B. Leo Jud, der mehrere seiner Werke deutsch übersetzt hatte, und Konrad Pellikan[50]. Allmählich fühlte sich Erasmus in Basel wie in einer belagerten Stadt, «zwischen Zürich und Strassburg»[51], wie er selbst sagt, zwischen den beiden Städten, die ihm die grössten Sorgen bereiteten.

[49] Vgl. A VI 1717, 52–56; 1729, 25–27, und für die Bedeutung des Ausdruckes J.K. McConica, Erasmus and the Grammar of Consent, in: Scrinium Erasmianum ed. J. Coppens, II, Leiden 1969, 77–99.

[50] Vgl. die Einleitung zur Ausgabe der Detectio praestigiarum, ASD IX, 1, 213–230.

[51] A VI 1582, 97.

Das entscheidende Jahr war 1529, und damit erreiche ich das vierte Ereignis, das ich erwähnen will. Im Winter 1528/29 ergriffen die Zünfte die Initiative, um den Rat zu den letzten, entscheidenden Schritten zu zwingen: Die Entfernung der Bilder aus den Kirchen und die Ersetzung der Eucharistiefeier durch die Abendmahlsfeier. Nach einem Bildersturm wurde Basel eine reformierte Stadt. In den letzten Jahren war die Stadt schon bis an die Schwelle gekommen, Erasmus wusste ziemlich genau, was in anderen reformatorischen Städten geschehen war, er hatte die vielen Äusserlichkeiten, Pracht und Prunk der spätmittelalterlichen Messe öfter gerügt, er hatte für Vereinfachung und Einfalt plädiert. Trotzdem – in den zwei Monaten, die er noch im reformatorischen Basel verbrachte, spürte er erst recht, wie sehr er am Alten hing. In evangelischen Gottesdiensten, so wusste er zu berichten, wird nur gepredigt, Frauen und Kinder singen auf Deutsch einen Psalm, man teilt Brot als Zeichen des Leibes des Herrn aus, Menschen gähnen, aber beweinen ihre Sünden keineswegs, die Predigten sind grob antikatholisch und rufen zu Gewalt auf, usw. usf.[52]. In der Flugschrift *Epistola in pseudevangelicos,* Brief gegen die sogenannten Evangelischen[53], rechnete Erasmus mit der süddeutsch-schweizerischen Reformation ab. «Wenn Paulus heute lebte, würde er, wie ich glaube, nicht die heutige Situation der Kirche verwerfen, er würde gegen die Sünden der Menschen wettern[54].» Bedeutsamer noch ist ein Brief, verfasst in den letzten Wochen in Basel, in dem er schildert, wie er sich selbst zur Treue mahnt: «Erhebe doch nicht, um dich für die Falschheit der Menschen zu rächen, gewissenlos die Hand gegen deine Mutter, die Kirche, die dich durch das Heilige Bad als Kind Christi geboren hat, die dich genährt hat durch das Wort Gottes, die dich durch so viele Sakramente hegt und pflegt[55].»

Möglichst kurz fasse ich diesen Teil zusammen: Die hauptsächlichen Differenzen zwischen Erasmus und der Reformation in der Schweiz liegen auf dem Gebiet der Ekklesiologie, der Lehre von der Kirche. Sie entfalten sich allmählich im Lauf der zwanziger Jahre, und sind aus dem Grund so virulent, weil die reformatorische Partei in der Schweiz sich aus dem Humanistenkreis herausbildete, dessen Zentrum Erasmus gewesen war. Es gab also eine tiefe Einheit zwischen ihm und den schweizerischen Reformatoren. Die einschneidenden Unterschiede galten der Kontinuität des Glaubens und der Gläubigen: Liegt die Kontinuität im Wirken des Heiligen Geistes mittels des

[52] A VIII 2133, 65–68; ASD IX, 1, 292, 256–265.
[53] Vgl. die Einleitung zur Ausgabe, ASD IX, 1, 265–278.
[54] ASD IX, 1, 308, 696–698.
[55] A VIII 2136, 156–159.

Wortes Gottes – so die Schweizer. Ober aber im Wirken des Heiligen Geistes mittels und in der Gemeinschaft der Gläubigen – so Erasmus.

III. Erasmische Einflüsse auf die schweizerische Reformation

Im Vorhergehenden habe ich die Unterschiede möglichst scharf auf einen Nenner gebracht. Die Frage lässt sich aber nicht umgehen: Waren die Gemeinsamkeiten dennoch stark genug, um einen bleibenden Einfluss des Erasmus zu sichern? Eine eingehende Beantwortung dieser Frage ist in diesem Zusammenhang unmöglich, ich beschränke mich auf einige wenige Beobachtungen in Kurzform. Interessant ist zuallererst, dass Zwingli auch nach dem endgültigen Bruch mit Erasmus ihn stets als seinen Lehrer sieht. Am schönsten hat er das in einem Brief 1525 charakterisiert. Er erzählt, er habe von einem Hausgenossen des Erasmus, aus zuverlässiger Quelle also, Erasmus' erste Reaktion erfahren, als dieser den *Commentarius de vera ac falsa religione,* Zwinglis Hauptwerk also, gelesen hatte. Erasmus hätte gesagt: «O guter Zwingli, was schreibst du, das ich nicht schon früher geschrieben habe.» Zwingli bemerkt dazu, wörtlich: «Das schreibe ich deswegen, damit du siehst, wie sehr Eigenliebe uns vom richtigen Weg abbringt. Hätte Erasmus doch unseren Stoff mit seiner Feder behandelt![56]» Die Frage, ob der Bericht zuverlässig ist, ist kaum interessant. Bezeichnend ist, dass Zwingli ihn für wahr annimmt, und es tief bedauert, Erasmus habe die gute Sache im Stich gelassen. Nun kann ein Selbstbild einer optischen Täuschung naheliegen. Man hat es aber ernst zu nehmen; Zwingli ist nach eigener Überzeugung sich selbst, der eigenen Vergangenheit und somit dem Bibelhumanismus in erasmischer Färbung treu geblieben.

Das zeigt sich meines Erachtens am deutlichsten im Menschenbild. Der grosse Unterschied zwischen Luther und Erasmus liegt genau an diesem Punkt. Für Luther ist und bleibt der Mensch Sünder, bei ihm stehen Gott und Mensch einander immer gegenüber, versöhnt Gott in Christus die Welt mit sich. Bei Erasmus ist der Mensch auf Gott hin angelegt, bei ihm reicht der Mensch in seinen höchsten Augenblicken an Gott heran, gibt es auch eine natürliche Güte des Menschen. Obwohl die schweizerischen Reformatoren den Gedanken eines freien Willens des Menschen hinsichtlich der Erlangung des Heils entschieden ablehnten, ist ihr Menschenbild doch nicht das lutherische, sondern eher dem erasmischen verwandt. Auch für sie ist

[56] Z VIII 371, S. 333, 26–334, 3.

Mensch-Sein nicht gleich Sünder-Sein, so wie es bei Luther war. Ebenso wie Erasmus kennen sie eine Brücke zwischen dem Menschlichen und dem Göttlichen. Das wird besonders deutlich in Zwinglis Lehre vom Gesetz Gottes. Während Luther lehrt, dass das Gesetz nur das Unvermögen des Menschen an den Tag bringt, dieses Gesetz zu erfüllen, sagt Zwingli ausdrücklich, dass das Gesetz für den begnadeten Menschen eine Norm ist, an die er sich halten muss und die er durch alle Höhen und Tiefen hindurch auch einhalten kann. Das Gesetz ist «ein gůter, heiliger, gerechter will Gottes»[57]. Für Erasmus war das eine ausgemachte Sache, die er leidenschaftlich gegen Luther verfochten hat.

Es ist sehr gut möglich, dieses Menschenbild als Zentrum der Theologie der schweizerischen Reformatoren zu betrachten und von da aus zu zeigen, wie sehr der reformierte Protestantismus eine eigene Sicht auf Gott und Menschen und das Verhältnis zwischen Gott und Menschen entwickelt hat. Diese Sicht ist der erasmischen in mancher Hinsicht gleich – und bleibt der lutherischen fremd. Das wird z.B. völlig klar im berühmten Epilog des *Commentarius* Zwinglis: «Gott wollte den Menschen nicht in Unwissenheit seiner fahren lassen, und hat ihn immer wieder so unterrichtet, dass er ihn, jedesmal wenn er Gott zu vergessen schien, sofort zurückrief, damit er nicht lieber mit den Tieren degeneriert zugrundegehen wollte als mit ihm ewig leben. Daher das so besorgte Suchen Gottes nach dem gefallenen Menschen: Adam, wo bist du?[58]» Das ist alles zusammen: der Gott, dessen Wesen Güte ist. Der Mensch, ein Tier, das immer wieder zu seinem Ursprung, zur Erde, hingezogen wird, aber dennoch, wie Zwingli anderswo sagt, ein himmlisches Tier[59], das letzten Endes die Wahrheit liebt, Gott. In solchen Aussagen ist das erasmische Erbe unverkennbar.

Prof. Dr. Cornelis Augustijn,
Sophialaan 47,
NL 1075 BM Amsterdam

[57] Auslegen und Gründe der Schlussreden, in: Z II 232, 28–29.
[58] Z III 907, 24–29.
[59] De providentia, in: Z VI III 116, 3.

Erasmus und die Niederlande

von

Aloïs Gerlo

Das Thema ist nicht neu. So hat unter andern Johan Huizinga es ein erstes Mal kurz angeschnitten in seinem über alles Lob erhabenen Werk «Easmus»[1] und später auch in seinem ausführlicheren Artikel «Erasmus über Vaterland und Nationen», erschienen in «Gedenkschrift zum 400. Todestage des Erasmus von Rotterdam»[2]. Huizinga stellt hauptsächlich fest, dass Erasmus sich allmählich und ziemlich schnell von Holland entfremdet hat, dass er sich vom Holländer zum Niederländer entwickelt hat oder vielmehr, dass er das holländische durch das burgundisch-niederländische Nationalgefühl ersetzt hat, dass er sich in sehr harten Worten über Holland und die Holländer und sogar über die Niederländer geäussert hat, aber dass manchmal auch ein milderes Gefühl für die Heimat, für den heimatlichen Boden sichtbar wird.

Dieses Bild hat sich als richtig herausgestellt. Dennoch bleibt manche Präzisierung und Ergänzung möglich, und Huizinga kannte auch nicht alle wichtigen Texte. Deshalb meine Forschung. Es war vor allem meine Absicht, so exakt wie möglich, das Wichtigste aus den Werken des Erasmus über das von mir gewählte Thema mitzuteilen, und zugleich ohne jede Voreingenommenheit Erasmus selber das Wort zu lassen, jedenfalls soviel wie möglich.

Bevor ich Ihnen die Resultate meiner bescheidenen Untersuchung mitteile, möchte ich zuerst dem Thema «Erasmus als Weltbürger und Europäer» einige Worte widmen und auf diese Weise vermeiden, dass die Perspektive gefälscht wird. Erasmus bekennt sich nachdrücklich zum Weltbürgertum. Die zwei deutlichsten Texte findet man in seinem Briefwechsel aus den Jahren nach der Abreise aus Löwen. Im September 1522 schreibt er von Basel aus an Ulrich Zwingli[3]: «ein Weltbürger wünsche ich zu sein, gleich für jeden, oder vielmehr, ein Fremder für alle». Und am 1. Februar 1523 an seinen Brügger Gast-

[1] Johan Huizinga, Erasmus, 5. Aufl., Haarlem, 1958 (= Huizinga 1).
[2] Basel, 1936, 36–49 (= Huizinga 2).
[3] Allen 5, Ep. 1314, 2.

herrn, den Dekan von Sankt-Donaas, Marc Laurin[4]: «Ich will ein Bürger der ganzen Welt, nicht einer einzigen Stadt sein.»

Dieser philosophische – nicht politische – Kosmopolitismus und Internationalismus ist dem Humanismus der Renaissance an sich eigen. Aber er war überhaupt nicht neu. Er beruhte auf dem christlichen Glauben, auf der Universalität der Verkündigung Christi, die keinen Unterschied machte zwischen Griechen und Barbaren, Freigeborenen und Sklaven, aber auch auf der Antike. Neben dem Kosmopolitismus der Kyniker und der Hedoniker, die nur einen Staat anerkennen, den der Menschheit, nur ein Vaterland, nämlich die Welt, gab es auch den Kosmopolitismus der Stoa, die von ihrer Stiftung von Zeno an (350–364) unerschütterlich dem Gedanken des einen Menschheitsstaates huldigte. In seinem Adagium «Quaevis terra patria»[5] beruft Erasmus sich auf Sokrates, Aristophanes und Cicero.

Mit seinen Vorläufern aus dem klassischen Altertum hat Erasmus übrigens den militanten Pazifismus gemeinsam: wenn die Begriffe Nation und Vaterland einmal ausgeschaltet sind, hat der Krieg keinen Sinn mehr. Ausserdem war Erasmus von Natur ein Wanderer, ein Wanderer mit einem europäischen Curriculum, das genügend bekannt ist, und in dem nach seiner holländischen Jugend Paris, London, Oxford, Cambridge, Löwen, Venedig, Freiburg und Basel die wichtigsten Stationen sind. Eine wichtige Rolle in diesem Weltbürgertum oder Nicht-Bürgertum spielt auch das Latein: die internationale Sprache der Gelehrten, deren er sich so meisterhaft bediente und die für ihn gleichsam eine lebendige Sprache geworden war.

Dieser «civis totius mundi» wird konfrontiert mit der Realität der europäischen Völker, die kein Lateinisch, sondern Niederländisch, Deutsch, Französisch, Englisch oder Italienisch sprechen, um uns nur auf die Völker zu beschränken, unter denen er gelebt hat.

Wie steht er den Nationalitäten gegenüber? Wie ist seine Einstellung zum Nationalen überhaupt? Auch darüber hat Huizinga auf vorzügliche Weise gehandelt in seinem schon erwähnten Aufsatz «Erasmus über Vaterland und Nationen». Einige Gegebenheiten dürfen hier also genügen als Kontext oder Rahmen für unser eigentliches Thema.

Als Kosmopolit hat Erasmus offenbar keine ausgesprochene Vorliebe. Obschon sowohl die Franzosen als auch die Deutschen Anspruch auf ihn erheben, weigert er sich zu wählen. Im März 1519 schreibt er aus Mecheln an Louis Ruzé[6]: «Dass ich Gallier bin, kann

[4] Allen 5, Ep. 1342, 538–540. Cf. auch Allen 2, Ep. 480, 250–255.
[5] *Opera omnia* (ed. Clericus), 2, 481 B.

ich weder bestätigen noch verneinen. Ich bin ja so geboren, dass man daran zweifeln kann, ob ich Gallier oder Germane bin. Obwohl es gerecht ist, dass diejenigen, die sich dem Studium widmen, den Unterschied zwischen den Gegenden als ganz unwichtig betrachten». Ob ich Gallier bin oder Germane, ist keine ausgemachte Sache! Wenn wir Südniederländer aus dem zwanzigsten Jahrhundert so etwas lesen, geschrieben von einem Rotterdamer, nicht von einem Brüsseler, reiben wir uns die Augen, aber so steht es da. Und Erasmus wiederholt es, zwar etwas weniger deutlich, im Jahre 1520 in einem Brief an Peter Manius, auf den ich später zurückkommen werde[7]: Dennoch will Erasmus sich nicht in Frankreich niederlassen, wenn François I ihn bittet, die Leitung einer Schule für den Unterricht alter Sprachen zu übernehmen. In der «Spongia adversus aspergines Hutteni», dem Schwamm gegen die Spritzer des Ulrich von Hutten, spricht Erasmus wahrlich von seiner «Gallo-Germania»[8]: *relegat me in meam Gallo-Germaniam.*

Gelegentlich, vor allem in seiner Jugend und später in Basel zwischen 1514–1515, hat Erasmus sich als Deutscher, als «homo Germanus» bezeichnet. James D. Tracy hat in einem Artikel mit dem Titel «Erasmus becomes a German»[9] auf den Einfluss hingewiesen, den die Basler erasmianischen Humanisten in den Jahren 1514–1515 auf Erasmus selbst ausgeübt haben: er wurde stärker deutsch geprägt und das bedeutete damals: schärfer in seiner Kritik an der Kirche, weniger vorsichtig. Später, als die deutsche Gewaltsamkeit und der übertriebene Nationalismus ihm Sorge machten, distanzierte er sich von Deutschland. Die Lutheraner distanzierten sich übrigens auch von ihm, so dass Hutten ihn nicht einmal mehr als Deutschen gelten lassen wollte[10].

Erasmus nennt England sein adoptives Vaterland[11]. Er hat den Eindruck, «dass er diesem Land, das ihm so viele ausgezeichnete Freunde gegeben hat, mehr verdankt als seiner Heimat»[12].

Er hatte mehrmals Streit mit den Italienern. Er bedauerte nämlich, dass sie ganz unerträglich prahlten mit ihrer absoluten Überlegenheit – manche bezeichneten ihn sogar als germanischen Barbar –, obwohl

[6] Allen 3, Ep. 928, 40–43: *Gallum esse me nec assevero nec inficior; sic natus, ut Gallusne an Germanus sim, anceps haberi possit. Quanquam apud studiorum cultores minimum habere momenti par est regionum discrimina.*

[7] Allen 4, Ep. 1147, 43–48.

[8] *Opera omnia,* 10, 1662 B–C.

[9] *Renaissance Quarterly,* 21, 3 (1968), 281–288.

[10] Cf. oben Anm. 8.

[11] Allen 1, Ep. 281, 12–14 et passim.

[12] Allen 10, Ep. 2798, 67–69.

ihm nichts daran gelegen war, ihren Ruhm auf irgendeine Weise herabzusetzen. Sehr wichtig im Zusammenhang mit seinem Verhältnis zu den Italienern ist sein Brief an den Schweizer Johannes Choler im August 1535[13]. Daraus geht hervor, dass er ohne weiteres zuzugeben bereit war, bis vor kurzem habe in Deutschland auf intellektuellem Gebiet eine «horrida barbaries» vorgeherrscht, aber andererseits wies er darauf hin, dass nördlich der Alpen schon eine Besserung eingesetzt hatte. Die Lobhudelei über seine eigenen Verdienste um diesen Fortschritt überlies er den begeisterten Verehrern. Kurzum, Erasmus reagiert meistens auf beherrschte Weise auf dieses ethnographische Barbarenurteil der Italiener, mit der ihm eigenen feinen Ironie[14]. Vorausgesetzt, dass der Dialog «Julius exclusus» ihm zuzuschreiben ist – und das ist noch immer keine ausgemachte Sache –, finden wir diese Ironie dort in den schärfsten Worten[15].

Schön ist in diesem Zusammenhang, was er über Schweizer Ärzte und ganz allgemein über die Schweizer mit einem prächtigen Wortspiel in einem Brief aus Basel an William Cop vom 27. August 1526 zu sagen weiss: «Voll Angst habe ich die hiesigen Ärzte konsultiert, sie sind dieses Volkes würdig, das nicht sehr ‹medizinisch› – *medice* – lebt und nicht ‹massvoll› – *modice* – trinkt[16].»

Das Obige ist eine uralte, noch immer aktuelle Problematik, der Menschheit eigen. Erasmus ist auf jedem Fall ein Vorläufer Heinrich Manns, der, uns zeitlich näher stehend, sich veranlasst sah, in seinem Aufsatz «Das Bekenntnis zum Übernationalen», gegen den nationalen Hass und die nationale Hybris zu kämpfen. Solche Bekenntnisse zum Übernationalen kommen bei Erasmus häufig vor. Das ist eben der Fall im ersten Text, den ich als Ausgangspunkt meiner Darlegung über Erasmus und die Niederlande zitieren möchte.

Am 1. Oktober 1520 schrieb Erasmus an einen gewissen, wahrscheinlich fiktiven Dominikanermönch Peter Manius, anlässlich des Erscheinens von Gerard Geldenhauers Werk «De Batavorum insula» in Antwerpen am 19. September 1520. Geldenhauer bekämpfte diejenigen, die das alte Batavia als zu Gallien[17] gehörend betrachteten, und er nannte Erasmus in seinem Vorwort «Batavorum Germanorumque immortale decus». Manius hat Erasmus gebeten, nicht zuzu-

[13] Allen 11, Ep. 3032, p. 177–178.

[14] Cf. u.a. Allen 4, Ep. 1110, 64–67.

[15] *Itali cum sint ex omni barbarissimarum nationum colluvie conflati confusique, non aliter quam sentina quaedam, tamen e gentilium litteris hanc imbiberunt insaniam ut extra Italiam natos barbaros appellent.* Ed. Ferguson (1933), 743–746.

[16] *Territus consului medicos quos hic habemus: dignos hoc populo, qui non admodum vivit medice, nec bibit modice. Nihil adferebant spei.* Allen 6, Ep. 1735, 9 sqq.

[17] Cf. Allen 1, intr. Ep. 78, p. 205–206 zu dieser Polemik.

lassen, dass ihn Frankreich als einen der Seinen sich aneigne, aber auch einzuräumen, dass Batavia ein Teil Germaniens sei, damit Germanien, also Deutschland, nicht einen solch berühmten Sohn verliere. Dennoch lässt Erasmus sich lieber nicht als Batavus, d.h. nach Angaben Geldenhauers als Germane, einordnen. So wie öfters ist er auch hier der Mann der Mitte, der immer Kompromisse sucht. Jetzt möchte ich Ihnen die wichtigste Stelle aus diesem Brief vorlesen.[18]:

«. . . um Ihnen in einigen Worten darauf zu antworten und zwar in umgekehrter Reihenfolge: erstens scheint es mir nicht wichtig zu sein, wo man geboren ist und ich betrachte es als einen eitlen Stolz, wenn eine Stadt oder ein Land sich rühmt, jemanden hervorgebracht zu haben, der mittels seiner Studien und nicht mit der Unterstützung seines Vaterlandes gross und berühmt geworden ist. Mit mehr Recht rühmt sich ein Land, einen grossgemacht als einen hervorgebracht zu haben. Aber jetzt rede ich, als ob etwas in mir wäre, worauf das Vaterland stolz sein könnte. Mir genügt es, dass es sich nicht um mich zu schämen braucht, obwohl der Peripatiker (Aristoteles) einen solchen Stolz nicht ganz ablehnt, weil er dem Wettkampf ehrlicher Beschäftigungen einen Reiz zufügen kann. Falls ich ein derartiges Gefühl besitzen würde, wünschte ich mir, dass nicht nur Gallien und Germanien mich gegenseitig für sich beanspruchten, sondern auch, dass alle Länder, ja sogar alle Städte sich in wechselseitigem Wettkampf Erasmus zueignen würden.»

Dies ist eindeutig «das Bekenntnis zum Übernationalen» Heinrich Manns, die Verweigerung, Heimat und Vaterland hochzuschätzen. Der Schluss der selben Stelle ist etwas weniger deutlich. Erasmus fährt nämlich weiter: «Ob ich Bataver bin, steht für mich ungenügend fest. Dass ich Holländer bin, kann ich nicht verneinen, ich, der geboren bin in einer Gegend, die, wenn wir den Karten der Kosmographen glauben dürfen, mehr auf Gallien als auf Germanien gerichtet ist, obwohl die ganze Gegend klar und deutlich an Gallien und Germanien grenzt.»

Meiner Meinung nach bedeuten Erasmus' Worte *An Batavus sim, mihi non satis constat,* dass er sich dessen nicht sicher ist, ob das heutige Holland auch das alte Batavia ist, also dass er nicht sicher weiss, ob er Germane ist, wodurch er Deutschland näher käme[19]. Dass er Holländer ist, kann er dennoch nicht leugnen, aber die Gegend ist mehr auf Frankreich gerichtet – *magis vergat ad Galliam* – als auf Deutschland. Ein Holländer ist deshalb viel mehr Gallier als Germane!

Hier spüren wir wieder das Vermittelnde, einerseits die Distanzierung von Deutschland, aber andererseits auch, sogar sehr ausdrück-

[18] Allen 4, Ep. 1147, 31–48.

[19] In der Römerzeit waren die *Batavi* ein Volksstamm germanischer Herkunft, wohnhaft am Rheindelta.

lich, die Anerkennung des holländischen Vaterlandes. Das Vaterland lehnt sich geographisch jedoch stark an Frankreich an, mit andern Worten, Erasmus äussert hier das burgundisch-niederländische Gefühl, von dem Huizinga in seinem Werk «Erasmus» gesprochen hat.

Die Frage nach seinem Batavus-Sein und die ausweichende Antwort – meiner Meinung nach ausweichend aus opportunistischen Gründen: er wollte die guten Beziehungen mit seinen französischen Freunden und Verehrern nicht verlieren – muss nicht allzu ernst genommen werden, den anderswo nennt Erasmus sich ohne Zögern einen «homo Batavus», nämlich in den «Adagia», wo er handelt von der Herzlichkeit vieler italienischer Gelehrten ihm gegenüber, und wo er schreibt[20]: *Cum apud Italos ederem Proverbiorum opus homo Batavus . . .*: als ich bei den Italienern als «homo Batavus» mein Werk «Proverbia» herausgab . . . «Homo Batavus» bedeutet hier offenbar: Holländer, Niederländer, im Gegensatz zu den «Itali» oder Italienern.

Dieser Weltbürger leugnet seine niederländische Herkunft also nicht. Aber eine niederländische Vaterlandsliebe, ein holländisches Nationalgfühl hat er nicht. In diesem Sinne unterscheidet er sich klar und deutlich von vielen anderen Humanisten, die, trotz eines philosophischen und praktischen Internationalismus, ein starkes Nationalgefühl zeigen. Zum Zeitgeist gehört übrigens auch der aufkommende Nationalismus (siehe Macchiavelli in der Zeit des Erasmus und etwas später noch Jean Bodin).

Erasmus' Entfremdung von den Niederlanden hat neben dem auf Christentum und Antike basierten philosophischen Kosmopolitismus auch noch andere Gründe. Sie hatte vor allem psychologische Motive. Seine Jugend in Holland war ziemlich unglücklich. Er wohnte bis 1493 in chronologischer Reihenfolge in Rotterdam, Gouda, Deventer, Utrecht, 's-Hertogenbosch und Steyn, aber schöne Jahre, ab 1484 ohne Vater und Mutter, waren es nicht. Zudem war es eine Zeit, in der politische Verwirrung und Bürgerkrieg herrschten. Er hatte vor allem schlechte Erinnerungen an Gouda, wo er mit einem tyrannischen Vormund, Pieter Winckel, zusammenlebte, und an die fünf bis sechs Jahre, die er als Mönch in einem Kloster in Steyn verbrachte. Noch 1532 erklärte er: «Viele holländische Klöster sind echten Bordellen ähnlich»[21]. Nach 1493 machte er noch ein paar hastige Reisen nach Holland, unter anderem nach Bergen op Zoom

[20] *Opera omnia* (ed. Clericus) 2, 405.
[21] Cf. Allen 7, Ep. 2037, 205–211.

und Halsteren, aber nach 1501 hat er den holländischen Boden nicht mehr betreten. «Holland schätzt mich gering», schrieb er im November 1503 aus Löwen an Willem Hermansz[22].

Lange finden die *südlichen* Niederlande Gnaden vor den Augen des Erasmus[23], aber auch das wird sich ändern. Sein letzter vierjähriger Aufenthalt dort, von 1517 bis 1521, meistens in Löwen, mag mit Begeisterung angefangen haben, wurde aber schliesslich nicht so, dass Erasmus für das niederländische Vaterland hätte schwärmen können, im Gegenteil. 1521 wurde die Hetze, die Grobheit und die Spiessbürgerlichkeit mancher Theologen ihm zu viel: er fuhr ab nach Basel und kehrte niemals in die Niederlande zurück, obwohl der kaiserliche Hof und viele Freunde ihn inständigst darum gebeten haben. Im Jahre 1529 schrieb er aus Freiburg an den Antwerpener Bankier Erasmus Schets einen verbitterten Brief, in dem er sich unter anderem über die schlechte Behandlung in Löwen beklagte, mit den Worten *ubi bene, ibi patria est.*

Aber reden wir zuerst über Holland! Bei Erasmus kommen negative und sogar tadelnde Aussagen über Holland und die holländische Art häufig vor; wiederholt beschimpft er dieses Land und seine Bewohner, wobei er allzu oft verallgemeinert. Sein Kosmopolitismus kann in sicher nicht dazu veranlasst haben. Huizinga hat die wichtigsten dieser Aussagen kurz erwähnt[24]. Ich bringe einige in Erinnerung.

An Johanne Sixtinus schrieb Erasmus am 28. Oktober 1499[25]: «In meiner Jugend schrieb ich nicht für konsentinische, sondern für holländische, d.h. allerstumpfsinnigste Ohren».

In einem Brief vom 18. Juli 1501 an Jaak Voecht lesen wir[26]: «Das Klima in Holland gefällt mir schon, aber ich ärgere mich über ihre epikureischen Schlemmereien; füg dazu die ordinären Menschen, unkultiviert, mit grosser Verachtung für die Studien, kein Interesse für die Gelehrtheit und der giftigste Neid».

In den «Adagia»[27] hält er es für höchst unbillig, «von einem Holländer, d.h. noch schlimmer als von einem Böotier, Beredsamkeit zu verlangen – *ab homine Hollando, h.e. plus quam Boeoto».* Vor allem über die Trunksucht und die Trinkgelage beklagt er sich öfters[28].

[22] Allen 1, Ep. 178, 17–25.

[23] Cf. ibid.; auch G. Degroote, *Erasmus en de Bourgondische Nederlanden, De Brabantse Folklore,* 1950, 9.

[24] Huizinga 1, 55–56; Huizinga 2, 39.

[25] Allen 1, Ep. 113, 54.

[26] Allen 1, Ep. 159, 59–62.

[27] *Opera omnia* 2, 713 F.

[28] Cf. Huizinga 2, p. 39, n. 37; auch Allen 4, Ep. 1238, 43–48.

Es kommt noch eine Aussage dazu, die sich befindet im «Ecclesiastes» oder «De ratione concionandi»[29]. Dort erwähnt Erasmus die *nativa simplicitas,* die angeborene Naivität der Holländer, zusammen mit der *nativa facilitas* (angeborenem Leichtsinn) der Franzosen und der *nativa astutia* (angeborener Schlauheit) der Gelderländer.

Dies alles bezieht sich eindeutig auf Holland und die Holländer, aber sehr schnell breitet sich diese Abkehr auf die Niederlande aus und sogar die Brabanter und Flamen kommen dabei nicht besser weg. Sie teilen den Ruf des Stumpfsinnes, den er vorher nur den Holländern zuschrieb[30]. Deshalb schrieb er 1535, somit seinen soeben erwähnten Text an Sixtinus ergänzend: «In meiner Jugend schrieb ich nie für Italiener, sondern für Holländer, Brabanter und Flamen[31].» «Nirgends», so klagt er wiederholt, «werden die Studien so geringgeschätzt wie in den Niederlanden und nirgendwo gibt es mehr Krittler und Verleumder»[32].

Gewisse Aspekte des flämischen Volkes gefallen Erasmus überhaupt nicht. Franciscus Cranevelt schreibt ihm im September 1520 aus Brügge[33]: «Ich erinnere mich, was Sie zu den Gewohnheiten in Flandern gesagt haben, aber seien Sie bitte überzeugt, dass ich Ihrer Meinung bin und nicht von diesen Sitten angegriffen bin.» Auch in Flandern gebe es viel zu viel Trinkgelage[34], und sogar die Mädchen lernen und singen obszöne Lieder. Zum letzeren schrieb er in der Einführung zum «Institutio Christiani matrimonii» aus dem Jahre 1525[35]: «Heutzutage gibt es in einigen Ländern sogar die Gewohnheit, jedes Jahr neue Lieder herauszugeben, die die Mädchen auswendig lernen. Deren Inhalt ist ungefähr folgendes: ein Gatte wird betrogen von seiner Gattin, ein Mädchen wird vergebens von ihren Eltern geschützt oder zwei Geliebte verbringen heimlich zusammen die Nacht. Dies alles wird so erzählt, als ob es gute Handlungen wären und man lobt eine gut ablaufende Gemeinheit. Für diese verderblichen Themen wird eine so obszöne Sprache verwendet, mittels Metaphern und Allegorien, dass die Schande in höchsteigener Person nicht schändlicher hätte reden können. Und dieser Broterwerb unterhält viele Menschen, besonders in Flandern . . . Man findet dort Eltern, die meinen, es sei ein Teil der Entwicklung, dass ihre Tochter

[29] *Opera omnia,* 5, p. 845.
[30] Huizinga 1, p. 56.
[31] Huizinga 1, p. 58.
[32] Huizinga 1, p. 58, und Huizinga 2, p. 40 und n. 39.
[33] Cf. Allen 4, Ep. 1145, 14–15; 2, Ep. 412, 56–57.
[34] Allen 3, Ep. 643, 35; 4, Ep. 1033, 21.
[35] *Opera omnia* 5, 717c–718a.

solche Lieder kennt». Kurz, Erasmus liebte die sprudelnde Lebenslust der Flamen nicht, die auch heute noch obszöne Lieder singen.

Huizinga erwähnte als erstes psychologisches Moment, das Erasmus von Holland und den Niederlanden sich entfremden liess, die Entfremdung von seiner Muttersprache, die schon anfing, so meint er[36], «in den Tagen als er lesen und schreiben lernte». «Diese Entfremdung von der niederländischen Sprache wurde nicht wenig gefördert – so fährt Huizinga weiter – von der erstaunlichen Leichtigkeit, wie Erasmus mit dem Latein umging, so dass er sich ebenso gut oder besser auf Lateinisch ausdrücken konnte als in seiner Muttersprache.» Ich würde nicht so weit gehen wie Huizinga. Erasmus war meines Erachtens kein «Latinisierter», gewiss nicht im Sinne, wie wir heute einen französischsprachigen Flamen einen «französierten» nennen, auch wenn er die lateinische Sprache vollkommen beherrschte. Latein war eine Schriftsprache, eine internationale Sprache für die «res publica docentium et discentium», aber im tagtäglichen Umgang sprachen auch die Humanisten ihre eigene Sprache oder lebende Sprachen im allgemeinen.

Manche Kritiker gingen noch weiter als Huizinga und liessen Erasmus erklären, dass er nicht mehr viel Niederländisch konnte. In dieser Hinsicht muss ich einen Passus aus dem Briefwechsel des Erasmus behandeln, der mir einen der interessantesten Augenblicke in meiner 50jährigen Aktivität als Philologe geboten hat. Mit Erstaunen las ich eines Tages in einer unserer flämischen Zeitungen: «Als Erasmus 1502 in Löwen ein Lehrstuhl angeboten wurde, lehnte er ihn höflich ab mit der Begründung, dass seine Kenntnisse des Niederländischen ungenügend seien.» Diese Behauptung basierte auf einem Brief, den Erasmus im September des Jahres 1502 aus Löwen an Nicolaas Werner, den Prior des Klosters in Steyn, richtete[37].

Ich sah mir den diesbezüglichen Brief im «Opus epistolarum D. Erasmi» von Allen an und fand den folgenden Satz: *Quam conditionem ego certis de causis refutavi, quarum haec una est, quod tam prope absum ab Hollandicis linguis, quae plurimum nocere norunt, nulli autem prodesse didicerunt*[38]. Ich betone die Worte *ab Hollandicis linguis.* Sie wurden offenbar so interpretiert: «Ich habe das Angebot abgelehnt, weil ich der holländischen Sprache entfremdet bin.» Aber Erasmus sagt nichts derartiges. Der Satz bedeutet: «Ich habe dieses Angebot aus gewissen Gründen abgelehnt; einer davon ist, dass ich mich hier (d.h. in den

[36] Huizinga 1, p. 55; G. Degroote, *op cit.,* 16. Cf. auch W.H. Woodward, *Desiderius Erasmus concerning the aim and method of education,* New York 1964, 61.

[37] Cf. «De Standaard», 26. Febr. 1968.

[38] Allen 1, Ep. 171, 13–15.

Niederlanden) noch immer in der Nähe der holländischen Zungen, d.h. Schmäher befinde, die mir sehr viel Schaden zufügen können und nicht gelernt haben, jemandem behilflich zu sein.»

Erasmus schreibt übrigens an Werner, der seit 1496 der siebte Prior von Steyn war. Sein Verhältnis zu Steyn, wohin er niemals zurückkehren wollte, war ziemlich gespannt. In demselben Brief lesen wir ja: «Derjenige, der solche Worte gegen mich . . . ausgespien hat, was für einen Ärger meinerseits hat der wohl nicht verdient? Ich werde in Ihrer Gegend getadelt von erzdummen und unwissenden Männern, die sich einbilden, dass die Frömmigkeit nur in der Mönchskappe oder Askese zu finden ist.» Mit «Hollandicae linguae» sind also holländische Verunglimpfer, Verlästerer von Erasmus, nicht holländische Idiome oder Dialekte und noch weniger die «niederländische Sprache» gemeint. Kurz, es handelt sich hier um seine Feinde aus Steyn.

Dieser Irrtum, vernichtend für die niederländische Sprache, musste sofort berichtigt werden und – ich gebe es gerne zu – in Belgien nicht nur aus philologischen Erwägungen. Einige Zeitungen hatten schon den Schatten von Erasmus heraufbeschworen, um die damalige Forderung «Leuven Vlaams» (Löwen flämisch) zu entkräften. Man liess Erasmus von Rotterdam erklären, dass die holländischen Mundarten nur schaden könnten und noch nie nützlich gewesen wären für wen auch immer! Das war wahrhaftig zu viel in unserer Brüsseler und belgischen Lage. Ich habe also diese Falschmeldung sofort – und hoffentlich für alle Zeit – aus der Welt geschafft.

Erasmus hat die niederländische Sprache nicht verlernt, nicht im Jahre 1502 und auch später nicht. Beweise für diese Stellung sind in seinem Werk genügend vorhanden, z.B. wenn er Etymologien von niederländischen Wörtern gibt oder wenn er seine phonetische Theorie über Griechisch und Lateinisch mit niederländischen Redensarten illustriert. Dass er auf seinem Todesbett auf Niederländisch «Lieve God» (Lieber Gott)[39] gesagt haben soll, betrachte ich als ungenügend bewiesen. Aber wir dürfen vor allem nicht vergessen, dass er sich bis 1493 ununterbrochen in Holland aufhielt und bis 1521, also bis zum 52. oder 54. Lebensalter, sehr viel in den südlichen Niederlanden, vor allem in Antwerpen und Löwen war oder wohnte. Es ist schon möglich, dass er auf die Dauer fliessender Lateinisch schrieb als Niederländisch, wie er selber in einem Brief vom Dezember 1498 mitgeteilt

[39] Cf. Allen 1 p. 52 sqq. (Brief des Beatus Rhenanus an Herman von Wied, 34–35); Huizinga 1, p. 230.

hat[40], hinzufügend: «nicht aus Missbilligung für die Sprache unserer Provinzen».

Die lateinische Sprache hat für Erasmus auf jeden Fall den Vorzug vor allen Volkssprachen. Er betrachtet das Lateinische mehr oder weniger als eine lebendige und internationale Sprache und will es als solche unterrichten lassen. Folglich konnte er nicht einmal Englisch oder Italienisch lesen, geschweige dass er es gesprochen hätte[41]. Über das Deutsche schrieb er 1524[42]: «Übrigens verstehe ich nichts von dieser Sprache, was ich bedaure . . .» Sogar als er schon lange in Basel wohnte, hatter er im Deutschen noch keine Fortschritte gemacht, wie sich in einem Brief vom 1. Oktober 1526 an Jean Carondelet herausstellt. *Hic prorsus elinguis sum,* schrieb er: hier kenne ich die Sprache ganz und gar nicht . . .[43].

Französisch kannte er wahrscheinlich etwas besser[44] – von W.H. Woodward wurden seine Kenntnisse als «working facility in French» umschrieben –, aber Erasmus hat selber erklärt, dass er die französische Sprache schlecht schrieb[45]. Diejenigen, die aus Erasmus einen richtigen Polyglotten, einen Sprachkenner im höchsten Grade machen, irren sich also völlig[46]. Dieser Europäer «avant la lettre» war und blieb in bezug auf seine Sprache ein «homo Batavus».

Zusammen mit Huizinga stellen wir fest, dass seine Gemütsverfassung in Hinsicht auf die Niederlande schwankte zwischen Abkehr und Anhänglichkeit. Ich darf hinzufügen, dass dieses Anhänglichkeitsgefühl sich mit den Jahren gesteigert hat und am Ende seines Lebens sehr stark wurde. Tatsächlich hat Erasmus sich mehrmals positiv über seine zwei Vaterländer ausgesprochen, nämlich sein kleineres Vaterland, Holland, und sein grösseres Vaterland, die Burgundischen Niederlande, die seit 1477 eine politische Einheit bildeten. Ich erwähne die wichtigsten Aussagen.

In den «Adagia» (Nr. 3535) wurde die Erklärung einer Redensart von Martial, «Auris Batava», d.h. «ein holländisches Ohr», im Sinne eines bäuerlichen oder stumpfsinnigen Ohres, das keinen Scherz versteht, also auch im Sinne der griechischen Redensart «Boiootikou

[40] Allen 1, Ep. 82, 39–41.

[41] Huizinga 2, p. 48–49.

[42] Allen 5, Ep. 1499, 10–12.

[43] Allen 7, Ep. 2055, 12–19. Cf. u.a. Allen 5, Ep. 1499, 10–12.

[44] Cf. Allen 1, Ep. 119, 149–150; 7, Ep. 2079, 13–20. Cf. auch Woodward, *op. cit.,* p. 61–62.

[45] Allen 1, Ep. 124, 48–50. Zu Unrecht schrieb also Allen zu Ep. 119, 149–150: «This passage and Ep. 124, 50 are sufficient evidence for Erasmus' knowledge of modern languages, which has somewhat absurdly been doubted.»

[46] Vgl. W.J. Caron, in *Taal en Tongval* 7 nr. 3-4, p. 104.

oes», der Anlass zu einer richtigen Lobrede auf die holländischen Sitten, auf alles, was Erasmus am teuersten war in Holland. Die Stelle, die zum ersten Mal in der Auflage von 1508[47] erschien, lautet wie folgt[48]:

«Wenn man sich die Sitten der Holländer ansieht, gibt es kein anderes Volk, das humaner, gutmütiger, weniger grausam und wüst ist. Ihre schlichte Gesinnung kennt keine Gemeinheiten und kein Gift, keine einzige alberne Untugend ausser einer Hingabe an Tischfreuden. Die Erklärung muss in ihrem Überfluss gesucht werden, wodurch ihre Wollust angefacht wird. Zum Teil erklärt sich dieser Überfluss aus dem einfachen Import, weil sie über die Mündungen der zwei bekanntesten Flüsse, Maas und Rhein verfügen, und weil sie vom Ozean bespült werden, zum Teil aber auch aus dem Reichtum der Gegend, die einen Überfluss an fahrbaren und fischreichen Gewässern und an fetten Weiden hat. Dazu kommt noch ein Überfluss an Federwild. Darüber hinaus findet man keine Gegend, die auf einer gleichen Fläche so viele Städte zählt, zwar von mittelmässigem Umfang, aber auf eine unglaublich gute Weise verwaltet. In bezug auf den Glanz des Hausrats geben die Kaufleute, die die ganze Welt durchreist haben, einstimmig Holland die Palme.

Nirgendwo ist die Zahl mittelmässiger Gelehrter grösser. Dass nur eine geringe Zahl die höchste Form der Erudition, vor allem der Antike, erreicht, ist durch ihre wollüstige Lebensweise zu erklären oder auch dadurch, dass sie sich mehr interessieren für unversehrte Sitten als für hervorragende Kenntnisse. Ürigens, dass ihnen die Begabung nicht abgesprochen wurde, lässt sich in mancher Hinsicht beweisen, obwohl sie mir selbst nur mässig, um nicht zu sagen, beschränkt zuteil geworden ist, wie die meisten anderen Sachen.»

Die Holländer haben also die Qualitäten, die der bürgerlichen Kultur des Goldenen Jahrhunderts, des XVII., zugrunde liegen.

In einem Brief vom 26. Juni 1521 an Pierre Barbier verteidigt Erasmus nochmals Holland und den Batavus, der er ist[49]:

«. . . als ob es eine grobe Beleidigung wäre, nennt Stunica mich einen *Batavus.* Als ob mir dies als ein Verbrechen angerechnet werden müsste, und als ob Holland vor irgendeiner anderen Gegend zu missbilligen wäre, was man dabei auch in Betracht ziehen mag, sei es den Ackerbau oder die stark besuchten Städte, sei es den Überfluss aller Dinge oder den Ruhm der Gelehrten! Letztere kommen dort überall so wohlgedeihend vor, dass ich im Vergleich mit ihnen tatsächlich solcher Art scheinen könnte wie Stunica behauptet.»

[47] Venedig, Ausg. Aldus Manutius.

[48] *Opera omnia* 2, c. 1083–1084.

[49] Allen 4, 1216, 45–51. Cf. auch den Brief an Nic. Everard (Anderlecht 1521), Allen 4, Ep. 1238, 12–15.

In den «Colloquia Familiaria»[50], im Dialog «Der Schiffbruch», spricht Erasmus über die Menschlichkeit des holländischen Volkes. Einer der Schiffbrüchigen erzählt: «Damals haben wir die unglaubliche Menschlichkeit eines Volkes empfunden. Sie haben uns alles mit einer aussergewöhnlichen Freundlichkeit verschafft: Unterkommen, Feuer, Kleidung, Reisegeld. – Welches Volk war das? – Das holländische. – Kein einziges ist freundlicher als jenes, obwohl es von wüsten Ländern umgeben ist.»

Wenn Erasmus anderswo in den «Adagia» von faulen Frauen spricht[51], lobt er die holländischen Frauen. «In Frankreich», so schreibt er, «kommen faule Frauen haufenweise vor, aber in Holland gibt es unzählige, die durch ihren Fleiss ihre müssigen und Spass machenden Ehemänner unterhalten.»

Wenn der Brabander Christophe de Longueil (Longolius), den Erasmus als «einen der Unsrigen» betrachtet, sich allzu sehr als Franzose benimmt, ärgert er sich sehr[52]. Auch sein Freund Thomas Morus schrieb ein scharfes Gedicht «In Anglum Galliae linguae affectatorem», d.h. «An einen Engländer, der am liebsten Französisch redet»[53].

1521 schreibt Erasmus einen Brief an Nicolaas Everard, den Vorsitzenden des Rates von Holland und Seeland[54], in dem es spricht von «patriae pietas», seiner Liebe zu Holland, das er «mea Hollandia» nennt, aber dessen Klima er leider nicht ertragen kann. «Jenes Holland, so fruchtbar an anderen Sachen, wird nun auch reich an grossen Geistern». Im Mai 1532, in einem Brief an Jodocus Sasbout, schreibt er[55]: «Dass mein holländisches Vaterland – *Hollandiam patriam* – mit so vielen Kriegen gequält wird, von so vielen Erhebungen geplündert wird, von so vielen Einfällen verheert und sowohl von Freunden als Feinden verwüstet wird, ist mir, wie es sich geziemt, sehr peinlich . . .» Es ist also klar, dass sogar Erasmus einem gewissen Patriotismus nicht entrinnen kann. In einem Brief vom 29. Mai 1527 an Nicolaas Cannius gesteht er übrigens[56]: *omnes in admiratione rerum patriarum philautoi sumus.* «Alle sind wir, beim Bewundern der Dinge des Vaterlandes, selbstgefällig.»

Vor allem zur Zeit seiner letzten Lebensjahre hat Erasmus immer mehr an sein niederländisches Vaterland und sogar an eine Rückkehr

[50] *Opera omnia* (ed. Clericus) 1, 715 E–F.
[51] Nr. 2550, *Opera omnia* 2, c. 859.
[52] Allen 4, Ep. 1026 (Löwen 16 Okt. 1519), 5–6.
[53] In seinen *Epigrammata,* Basel, 1518.
[54] Allen 4, Ep. 1238, 1 und 12.
[55] Allen 10, Ep. 2645, 16–24.
[56] Allen 7, Ep. 1832, 60–61. Cf. Allen 2, Ep. 480, 250–252.

gedacht, aber mehr in bezug auf Brabant als auf Holland. Das geht überdeutlich aus seinen Briefen der letzten Jahre hervor, und diese hat Huizinga ungenügend benutzt[57].

In einem Brief vom 12. März 1528 an seinen Famulus Quirinus Talesius[58] lesen wir folgendes, rührendes Bekenntnis, zugleich eine schöne Metapher: «Holland meide ich inzwischen nicht anders als die Küste der Sirenen. Es ist schwer die Lotusfrucht, die man einmal gekostet hat, zur Seite liegen zu lassen».

Am 1. Oktober 1528 schreibt Erasmus aus Basel im schon erwähnten Brief an Jean Carondelet[59]: «König Ferdinand hat mich mit grossen Versprechungen nach Wien eingeladen, aber nirgendwo möchte ich mich lieber erholen als in Brabant, wenn es mir wenigstens vergönnt wird von gewissen Bösartigen, die weder den König noch Gott noch die Menschen ehren, so oft es ihnen beliebt.» Es mangelt ihm übrigens nicht an Einladungen, nach Flandern oder Brabant zurückzukehren. Aber Erasmus ist unentschlossen, wie sehr die Sehnsucht auch zunimmt. Sein Briefwechsel ist auch in dieser Hinsicht bedeutungsvoll.

Äusserst wichtig ist die Erklärung des Erasmus in einem Brief vom 16. April 1531 an den Staatsrat von Flandern Audomarus Edingus, Omaer van Edingen[60]:

«Ich bin Deutschland seit langem satt, bis zum Erbrechen. Wen ich fliehen muss, sehe ich; wem ich folgen muss, sehe ich nicht. Ich denke oft an Flandern, aber ich bezweifle, dass es sicher ist, wegen der «Bettelherren» (d.h. der Franziskaner). Die gnädige Frau Maria, vormals Königin von Ungarn, die, wie ich erfahren haben, an Stelle der gnädigen Frau Margaretha getreten ist, ist mir wohlgesinnt. Aber wenn sie etwas anderes tun würde als – ich werde nicht sagen die Katholiken, aber die Fanatiker – sich sehnlich wünschen, dann würden sie behaupten, dass ich ihr etwas ins Ohr geflüstert habe, auch wenn ich es ihr abgeraten hätte. Und sie würde mich nicht in Schutz nehmen können gegen diejenigen, die zugleich mit päpstlicher und kaiserlicher Macht bekleidet sind.»

Mit letzteren Worten ist wohl Aleander gemeint, der päpstliche Abgesandte, der von Erasmus sagte, dass er ganz Flandern verdorben habe[61].

[57] Die letzten Teile von Allens *Opus epistolarum* und die *Indices* waren noch nicht publiziert.

[58] Allen 7, Ep. 1966, 21–22.

[59] Allen 7, Ep. 2055, 14–19.

[60] Allen 9, Ep. 2485, 9–17.

[61] Cf. Allen 4, p. 603.

«Revocor in Brabantiam», schreibt er am 7. März 1532 an Erasmus Schets. Die neue Statthalterin Maria von Ungarn liess tatsächlich nicht ab, ihn zur Rückkehr nach den Niederlanden aufzufordern. Die vollständige Stelle lautet wie folgt[62]: «Ich werde nach Brabant zurückgerufen, aber drei Dinge befürchte ich, nämlich dass dieser Körper das kalte und windige Klima nicht mehr ertragen kann, weiter dass die Gunst der Königin Maria nicht mächtig genug sein wird gegen die Wut der Mönche, und schliesslich, dass der Hof mich zugrunde richten könnte, da ich hier, verborgen in meinem Schlafzimmer, nur mein Leben sicherstellen kann.» Dass Erasmus schwankte zwischen Besançon und Brabant, geht aus vielen anderen Briefen hervor, in denen ein möglicher Umzug nach Besançon erwähnt wird[63]. Nicolaas Olah, ein ungarischer Diplomat, der dies erfahren hatte, schrieb ihm am 31. Januar 1533 aus Brüssel[64]: «Wenn das so ist, was denn sonst bringen Sie damit zustande, als dass Sie Ihr Vaterland und Ihre Freude, die hier sind, niemals wiedersehen werden? Woher diese plötzliche Wendung? Hat die Begierde nach burgundischem Wein Sie uns entzogen?»

Dass der Burgunder tatsächlich eine grosse und sogar überwiegende Rolle gespielt hat in seinem Plan, sich in Besançon niederzulassen, geht aus mehreren Briefen hervor. Aber Erasmus beruhigt Olah sofort in einem Brief aus Freiburg vom 7. Februar 1533[65]: *Ad patriam aspirat animus.* «Mein Herz sehnt sich nach dem Vaterland. Ich bitte Sie, nicht allgemein bekannt werden zu lassen, dass ich meine Rückkehr vorbereite, um eine desto sicherere Reise zu haben. Die Hinterhalte der Menschen sind verschieden.» Etwas später schreibt Erasmus nochmals an Olah[66]: «In Besançon gibt es schwere Streitigkeiten zwischen dem Klerus und dem Senat. Der Senat lädt mich ein, abesr dem Klerus graust es vor meinem Kommen. Bei Ihnen sind die Geister milder.» *Nec usquam senex honestius agat quam in patria,* «Und nirgends fühlt ein Greis sich besser als in seinem Vaterland».

Im Juni 1533 empfing Erasmus wieder eine Aufforderung von Maria von Ungarn, nach Brabant zurückzukehren[67]: «nach Ihrem Vaterland», schreibt sie, «und zu uns, damit wir Ihren Geist und Ihre

[62] Allen 9, Ep. 2620, 24–28.

[63] Cf. Allen 10, Ep. 2759, n. 20.

[64] Allen 10, Ep. 2759, 21–24. *Id si ita est, quid aliud agis, nisi ut nunquam patriam tuam amicosque qui hic sunt revisas? Unde haec tam subita mutacio? Vini fortasse Burgundiaci cupiditas te nobis abripuit?*

[65] Allen 10, Ep. 2672, 29–32.

[66] Allen 10, Ep. 2792, 30–33.

[67] Allen 10, Ep. 2820, 9–11.

Dienste aus nächster Nähe benutzen können». Die Antwort von Erasmus ist nicht erhalten.

Schliesslich gibt es noch den letzten Brief[68], den er am 28. Juni 1535, also wenige Tage vor seinem Tod, aus Basel an Conrad Wackers oder Goclenius, einen Professor am Collegium Trilingue in Löwen, schickte. Die Sehnsucht nach dem Vaterland ist in diesem Brief überdeutlich: «Als Ihr Brief mir in die Hände kam, war ich so schwer krank, wie noch nie zuvor in meinem Leben. Folglich habe ich einige Tage nicht lesen können (. . .). Wenn Sie grosse Schwierigkeiten haben, wissen Sie dann, dass mein Geld das Ihrige ist. Meine Gesundheit, die immer schlimmer wird, zwingt mich, den Winter hier (in Basel) zu verbringen. Obwohl ich hier mit sehr guten Freunden zusammenlebe, die ich in Freiburg nicht hatte, möchte ich lieber, wegen der religiösen Streitigkeiten, mein Leben anderswo beenden. Ach, wäre Brabant doch näher! . . .» Der Brief ist unterschrieben: *Erasmus Rot. aegra manu,* «Erasmus von Rotterdam, mit unsicherer Hand.» Die Sehnsucht nach dem Vaterland ist hier allzu deutlich: *. . . malim alibi finire vitam. Utinam Brabantia esset vicinior!*

Aber Brabant war weit weg und der Tod ganz nahe. Erasmus starb vierzehn Tage später, am 12. Juli 1536. Dem grossen Erasmus blieb also das starke Gefühl nicht erspart, das jeden Menschen, vor allem wenn er in Not ist, nach der Heimat, nach zu Hause, nach den Mitmenschen, die seine Sprache reden, sich sehnen lässt. Sicher ist, dass er sich nie so sehr als Niederländer fühlte wie in den dreissiger Jahren in Freiburg und in Basel. Den Beweis, dass er tatsächlich geplant hatte, nach Brabant zurückzukehren, finden wir schliesslich in einem Brief vom 1. Februar 1537 von Bonifacius Amerbach an Johan Paungartner, dem selben Brief, der das Vorwort zu den «Catalogi duo operum Erasmi»[69] bildet. Amerbach schreibt:

«Wenn er so oft von der sehr durchlauchten Heldin Königin Maria, Schwester des Kaisers Karl, und vom Hof von Brabant zurückgerufen wurde, begann er an die Niederlande zu denken, meiner Meinung nach nicht so sehr wegen der ehrvollen Einladung als wegen seiner Liebe zum Vaterland; es steht ja fest, dass auch jener homerische Landstreicher sein Ithaca, hängend von den Felsen wie ein Nestlein – wie Cicero sagt –, jedem anderen Reich vorgezogen hat. In dieser Absicht sorgte er dafür, dass sein Besitz von Freiburg aus hierher befördert wurde, damit er bei der ersten Gelegenheit, d.h. nach Vollendung der Bücher seines ‹Ecclesiastes›, wofür er speziell nach Basel zurückgekehrt war, stromabwärts auf dem Rhein nach Brabant

[68] Allen 11, Ep. 3130.
[69] Allen 11, Ep. 3141, 78–89.

gebracht würde. Aber die Gicht verhinderte seinen Plan, abzufahren: gegen Herbst hatte diese Krankheit ihn so angegriffen, dass er seitdem selten oder nie das Bett verliess.»

Es unterliegt keinem Zweifel, dass Amerbach, der intime Freund und Testamentvollstrecker der Erasmus, die Wahrheit schreibt: Erasmus hatte sich vorgenommen, nach Brabant zurückzukehren und es war vor allem der «amor patriae», der ihn dazu antrieb. Ich bin folglich nicht einverstanden mit Cornelis Reedijk, der nebenbei in seinem übrigens glänzenden Werk *Das Lebensende des Erasmus* schreibt[70]: «Trotzdem richten sich seine Gedanken mehr auf Burgund. Von Brabant spricht er allmählich seltener.» Es kommt mir vor, dass Erasmus mehr an Brabant dachte, auch wenn es darüber weniger Zeugnisse gibt in Briefen nach 1533. Aber die von uns zitierten Aussagen und vor allem die Amerbach-Stelle vom 1. Februar 1537 lassen meines Erachtens keinen Zweifel darüber bestehen.

Im grossen ganzen bilden die Aussagen von Erasmus über sein Vaterland «ein feines, verwirrendes Netzwerk von Widersprüchen»[71], aus dem man nicht leicht die Wahrheit entwirren kann. Viel hängt ab von Ort und Zeit, und, in Briefen, von der Person, an die Erasmus sich wendet. Das bedeutet, dass vieles nicht allzu ernst genommen werden darf. Erasmus spricht von – ich fasse kurz zusammen – *mea Hollandia* und unser Holland, unser Brabant, aber auch von *Germania nostra* und *Gallia nostra.* Aber doch ist eine Entwicklung bemerkbar, nämlich dass mit den Jahren die Bindung an die Niederlande stärker wird, trotz der Entfernung; seine Gefühle dem Vaterland gegenüber werden milder, humaner, menschlicher.

Wir Niederländer sollen nicht versuchen, Erasmus wiederzuerobern. Der Rotterdamer war auch ein grosser Basler! Aber – ich hoffe es bewiesen zu haben – wir haben ihn doch nicht ganz verloren. Ich war übrigens bei weitem nicht vollständig. So möchte ich Sie noch kurz verweisen auf eine Studie – obwohl wir uns hier auf weniger festem Boden befinden –, die 1959 von Cornelis Reedijk unter dem Titel «What is typically Dutch in Erasmus»[72] veröffentlicht wurde. In dieser Studie, ausgehend von der Psychologie der Völker, weist Reedijk hin auf gewisse Züge und Ideale des Rotterdamers, die seine niederländische Herkunft verraten.

Ich meine mit folgenden Worten schliessen zu können: Der Antinationalismus von Erasmus darf nicht übertrieben werden. Trotz sei-

[70] BZGA 57, 1958, (pp. 23–66), p. 43.
[71] G. Degroote, *op cit.*, 16.
[72] *Delta,* 2, 4 (Winter 1959–60), 35–44.

nes typisch humanistischen Strebens nach Weltbürgertum, trotz seiner aufrechten Abkehr vom nationalen Hochmut hat er sich nicht ganz von der Bindung an das Vaterland, von dem Zusammengehörigkeitsgefühl mit den Niederländern von Nord und Süd lösen können.

Prof. Dr. Aloïs Gerlo,
Vrije Universiteit,
Pleinlaan 2, B-1050 Brüssel

Tod, Begräbnis und Grabmal des Erasmus von Rotterdam

von

Beat Rudolf Jenny

Nun bhůt dich Gott fürgliebte Statt/
Die mich so lang bherbergen that:
Jch wünsch dir Heil/vnd das kein Gast/
Dir mehr bring dann Erasmus Last.

(Erasmus am 13. April 1529 anlässlich
seines Weggangs aus Basel;
übersetzt von Christian Wurstisen)

Erasmus starb in der tiefen Stille der Nacht vom 11. auf den 12. Juli[1]. Kurz nachdem er verschieden war, schlug es in Basel eins. Wer jedoch in die Sommernacht hinaushorchte, konnte vielleicht aus der Ferne elf weitere Schläge vernehmen. Rund um Basel war es erst Mitternacht[2]. Erasmus hatte sein Leben somit *zwischen den Zeiten* beendet und ging mit zwei verschiedenen Todesdaten in die Geschichte ein[3], so wie er gleichsam aus zwei verschiedenen Städten gebürtig war: Gouda und Rotterdam[4], und einst als Priesterkind ins Niemandsland zwischen Legitimität und Illegitimität hineingeboren worden und lebenslänglich ein heimatloser Bewohner der Zwischenbereiche geblieben war. Leben hiess für ihn balancieren.

Dass seine Rückkehr nach Basel und sein Verbleiben daselbst ein letzter Balanceakt sein würden, das war Erasmus zweifellos genauso klar, wie seinen Freunden. Doch das Risiko trugen die letzteren zusammen mit dem Basler Rat. Denn man war offenbar übereingekommen, den greisen Gast unbehelligt im Bereich zwischen dem alten und dem neuen Glauben verweilen zu lassen, wenn er wünschte, in Basel zu bleiben oder dazu durch seinen Gesundheitszustand gezwungen sein sollte[5]. Da Erasmus sein Gemach selten und das Haus nie verliess[6], bot dies äusserlich keine Schwierigkeiten. Doch was ging im Haus «Zum Lufft», was ging im Gaste selbst vor? Das wollte die europäische Gelehrtenwelt, das wollten Freunde und

Alle Anmerkungen stehen am Schluss des Aufsatzes, S. 85 ff.

Feinde wissen. Zu erfahren war nur wenig und dazu Widersprüchliches, so z.B. über Erasmus nächste Reiseziele. Endgültige Klarheit über das Wichtigste jedoch, nämlich Erasmus' Glaubenshaltung, die durch den Ortswechsel ins Zwielicht geraten war[7], konnte vielleicht sein Tod, ja musste spätestens seine Bestattung bringen. Denn hatte er nicht selber vor drei Jahren in seinem Büchlein «Über die Vorbereitung auf den Tod» geschrieben: «Dann die wort der sterbenden pflegtt man vast (= sehr) begirlich zů hören, sie pleiben auch gantz tieff im gemůtt der zuhörer. Eynsteyls darumb, das man nit darfür hatt (= hält), das yemans in seim sterben mit list oder betrůg vmbgang», andernteils deshalb, weil das Gemüt, wenn es beginnt, sich von der Last des Leibes zu trennen, oft Zeugnis von der neuen Freiheit und Erkenntnis gibt, die ihm unmittelbar bevorstehen[8]?

Erasmus Basler Freunde wussten also sehr wohl, dass die Ohren des gelehrten Europa am Sterbelager dereinst mitlauschen würden, dass man nach Erasmus letzten Worten begierig haschen und sie allenfalls verfälschen oder gar erfinden würde. Sie mögen sich deshalb einen jähen, wortlosen Tod gewünscht haben, der sie entsprechender Verantwortung entbunden hätte. Aber es sollte anders kommen. Denn Erasmus – zwar bei seiner Rückkehr zum Schreck der Basler durch Alter und chronische Krankheiten (Gicht, Steinleiden, Magen-Darmleiden) schwer gezeichnet[9] und, wie er selber bemerkte, nur noch Haut und Knochen[10] – hatte offensichtlich nebst guten Augen auch ein gutes Herz. So konnte er seine wissenschaftliche Arbeit und seine Korrespondenzen nach Massgabe seiner verbleibenden Kräfte weiterführen[11], obwohl er seine Tage fast nur noch in sitzender oder liegender Stellung zubrachte, wobei ein Furunkel in der Gesässgegend ihm zusätzlich beides zeitweilig zur Qual machte[12]. Nachdem sich Erasmus von mehreren, z.T. beinahe tödlichen Krankheitsattacken[13] immer wieder erholt hatte[14], begannen seine Kräfte im Frühling-Frühsommer 1536 endgültig zu schwinden. Am 6. Juni hatte er zwar noch einen ausführlichen, vertraulichen Brief an Philipp Melanchthon in Wittenberg geschrieben, mit diesem seit kurzem wieder versöhnt und erneut im Briefwechsel[15]. Doch einen jungen Verehrer konnte er hernach nur noch mit wenigen Zeilen abfertigen. Er tat dies mit der Bitte, ihm die Kürze zu verzeihen, da er als Sterbender schreibe, dem nun leider jede wissenschaftliche Arbeit versagt sei. Und ohne solche sei für ihn das Leben, selbst wenn er gesund wäre, trost- und wertlos[16]. Am 27. Juni besuchte ihn ein ehemaliger Basler Freund, mti dem er sich vor Jahren entzweit hatte: Conrad Pellican, einst Lesemeister und Guardian des Basler Barfüsserklosters und anschliessend Mitarbeiter Zwinglis in Zürich[17]. Pellican gab ihm nun in einem dreistündigen freundschaftlichen

Gespräch, bei dem man den alten Streit auf sich beruhen liess, Gelegenheit zur Versöhnung, nachdem sein diesbezügliches briefliches Angebot vom 18. November 1535 unbeantwortet geblieben war[18]. Ein entsprechender Passus in Erasmus' Büchlein mag ihn zu diesem Schritt ermutigt haben[19].

War es für Erasmus vielleicht das entscheidende, erlösende Gespräch, von ihm gleichsam im Sinn einer Beichte geführt mit einem gewesenen Priester, seinem ehemaligen Beichtiger[20], zu dem er nun zurückgefunden hatte als einem, der nur einen graduellen, keinen prinzipiellen Unterschied zwischen Mönchstum und evangelischem Theologenstand sehen und nur das Kleid, nicht aber die Gesinnung, den Glauben (mentem) gewechselt haben wollte[21]? Von Pellican geführt im Sinn intensiver Krankenseelsorge, wie sie nun in der Neuen Kirche als viaticum anstatt der Sakramente von Beichte/Absolution, Abendmahl am Sterbelager und letzter Ölung üblich war? Subtilste Balance auf der Via media oder gar erste Schritte jenseits von ihr? Denn was erfuhr Pellican damals am Krankenbett, wohl zu seinem wie zu unserem Erstaunen? Dass ein anderer Zürcher bei Erasmus zu Gast war, nicht persönlich, sondern als Autor: Heinrich Bullinger, der Nachfolger Zwinglis[22]! – Pellican war, soweit wir wissen, der letzte auswärtige Besucher des Erasmus.

Damals litt dieser indessen bereits seit mindestens vier Tagen[23] erneut an einem «perpetuum profluuium ventris»[24], also an einer sich in Durchfall und Unfähigkeit zur Nahrungsaufnahme äussernden Erkrankung, die, von den Zeitgenossen einhellig als Dysenterie = Ruhr[25] bezeichnet, in Kürze zu seinem Tode führen sollte. Am 28. Juni griff er zum letztenmal zur Feder, um seinem Freund C. Goclenius «aegra manu», mit schmerzender Hand, u.a. mitzuteilen, er sei in seinem Leben noch nie so krank gewesen wie in den Tagen zuvor, selbst lesen habe er nicht mehr können[26]. Schliesslich ertrug er es nicht einmal mehr, wenn man ihm etwas vorlas[27]. Rhenan erzählt uns von einem Besuch, den ihm Amerbach, Froben und Episcopius, seine nächsten Freunde, wenige Tage vor dem Tod machten, und schildert, wie er sie mit unverlierbarer erasmischer Ironie unter Anspielung auf die drei Freunde des Hiob mit der Frage empfing, wo sie die zerrissenen Kleider und die Asche für ihre Häupter hätten[28]! Trost verbat er sich offenbar. Wozu auch? Hatte er sich doch schon lange nach dem Tode gesehnt und Monate zuvor das Jahr 1536 als das seines Todes bezeichnet und das Ende am dritten und zweiten Tag, bevor er starb, vorausgesagt[29].

Am Abend des 11. Juli verschlimmerte sich sein Zustand schnell, so dass Froben, wie abgemacht, Amerbach rufen liess und nach dem Arzt Sebastian Sinckeler sandte, damit dieser, vom Kranken unbe-

merkt, vernehmen könne, was auch er, Froben, gehört hatte[30]. Ob es hiebei um die Diagnose des bevorstehenden Todes oder das Mitanhören der letzten Worte ging, ist schwer auszumachen[31]. Bis zuletzt bei Bewusstsein[32] versuchte der Sterbende, obwohl die Zunge am Gaumen klebte[33], noch und noch[34] Worte, Sätze zu artikulieren, und nur dank der Wiederholung wurden sie offenbar teilweise verständlich: «Jesus, erbarme Dich mein, Erbarmen, Barmherzigkeit, Herr erlöse mich, mach eine Ende, lieve God» war wiederholt zu vernehmen[35], gelegentlich sogar ein ganzes Bibelzitat wie etwa des blinden Bartimäus Anrufung Christi[36] oder vielleicht die Anfangsworte eines Busspsalmes[37]. «Nichts als der süsse Name Jesu kam über seine Lippen. Ihn rief er aus der Tiefe seines Herzens an, ihn bald um Erbarmen, bald um ein baldiges Ende anflehend», schreibt Amerbach am 1. Februar 1537 zusammenfassend[38].

So fromm also, so demütig, «sanctissime, christianissime»[39], starb der grosse Erasmus, er, den Luther als gottlosen Epikuräer denunzierte[40] und den wir gerne als Vorläufer der Aufklärung sehen. Erinnert uns sein Tod jedoch nicht viel eher an die Devotio moderna oder an den Pietismus? Könnte es sich deshalb vielleicht um eine fromme Legende handeln, von den freunden dem Toten «angedichtet», wie wiederum Luther vermutete[41], damit ihn keine der Parteien aufgrund seines Todes mit Beschlag belegen oder verdammen könne? Also ein letzter Balanceakt der Freunde zugunsten des Erasmus? Die Frage ist zweifellos berechtigt. Doch was halten wir Luthers Unterstellung und unseren eigenen Zweifeln entgegen?

Zunächst wieder Erasmus' eigenes Büchlein «Über die Vorbereitung auf den Tod». Da heisst es z.B.: «Aber doch so ist der allerkreftigest trost (im Sterben), die augen des glaubens von Christo Jesu nymer mehr verwenden (= abwenden), der sich gentzlich für vns dargestreckt hat, der vnser aduocat ist bei Gott, der für und für schreiet: «Kummen zů mir alle, die do arbeiten (= mühselig sind) vnd beladen sint, (. . .) ich will uch erquicken (. . .)». (. . .); dann aber auch «die erzalung der ort (= Stellen) auss Gottlicher gschrifft, die vnss die onergrüntlich barmhertzikeyt (= misericordia) Gottis preisen . . .[42]»

Zweitens muss dem Skeptiker die Frage nach den im Sterbezimmer anwesenden Personen und nach den Wegen beantwortet werden, auf denen das, was sie hörten, auf uns gekommen ist. Quellenkritik also!

Von zweien wissen wir ausdrücklich, dass sie am Sterbebett anwesend waren. Der eine ist Amerbach[43]. Hieronymus Froben, der Hausherr, ging zweifellos im Hintergrund aus und ein, wie er dies schon am Abend getan hatte[44]. Von Sinckeler wissen wir nur, dass er gerufen wurde, um unbemerkt zu lauschen. Ob er kam und blieb,

wissen wir nicht[45]. Anwesend muss ferner Erasmus' flämischer Diener, der junge Lambert Coomans gewesen sein. Die 200 Gulden nämlich, die ihm Erasmus vermacht hatte unter der Bedingung, «dass er mir im Sterben beisteht» (si mihi morienti adfuerit), erhielt er ausbezahlt[46]. Dann war da möglicherweise noch jener bisher nur von Ludwig Sieber beachtete Andreas Giesser, «so doctor Erasmo jnn der kranckheit gwartet», also ein Krankenpfleger. Er wurde für seine Dienste aus dem Nachlass mit 3 Stück Silber honoriert[47]. Der zweite aber, der nachweislich bis um Mitternacht ausharrte und Erasmus «beistand» (adfuit), ist Simon Grynaeus, Professor der griechischen Sprache und damals seit gut drei Monaten zugleich Lehrer der neutestamentlichen Theologie. Nach Basel berufen, als Erasmus die Stadt verliess, war er nun mit Amerbach zusammen die Hauptstütze der wiedereröffneten Universität, jedoch im Gegensatz zu diesem von grosser wissenschaftlicher Ausstrahlung und ein entschiedener Anhänger des reformierten Kirchenwesens und führender religionspolitischer Diplomat Basels[48]. Seine Anwesenheit im Sterbezimmer war bisher unzureichend belegt und durch die Forschung nicht gesichert[49].

Doch nun stellt sich heraus, dass dieses Faktum auf einem dreifachen, zuverlässigen zeitgenössischen Quellenfundament beruht. Auf Grynaeus eigener, von zweiter Hand überlieferter Aussage den Strassburgern gegenüber[50], auf einem Briefzeugnis Oporins vom 1. August[51] und auf Heinrich Pantaleons Bericht von 1566[52], also eines jener Lateinschüler und Studenten, die Eramus die letzte Ehre erwiesen hatten[53]! Grynaeus, der Erasmus im Sterben und vielleicht schon zuvor in der Krankheit seine «Liebesdienste» erwies, das hat Konsequenzen, nicht zuletzt hinsichtlich der Gesamtbeurteilung dieses letzten Balanceaktes[54]. Für uns ist hier jedoch vor allem ein Teilaspekt von Belang: Dank Grynaeus verfügen wir für Erasmus' letzte Worte nebst der gedruckten und brieflichen Basler Überlieferung über einen zweiten, ebenso authentischen Quellenkomplex, nämlich die auf seinem mündlichen Bericht beruhenden brieflichen Mitteilungen der Strassburger vom Juli 1536[55]. Da sich beide Überlieferungen inhaltlich decken, bleibt somit für den Verdacht, Erasmus letzte Worte seien, wenn nicht gefälscht, so doch frisiert worden, kaum mehr Platz. Zumal man sich nur schwer vorstellen kann, dass Amerbach, dieser äusserst skrupulöse Jurist und übervorsichtige Verwalter von Erasmus' Nachlass, das Risiko einer entsprechenden Absprache mit Gryneaus hätte wagen können.

«Sanctissime vixit, sanctissime mortuus est» (er lebte als sehr frommer Christ und starb als solcher), das ist die Formel, mit der Amerbach Leben und Sterben seines Freundes später umschrieb[56]. Doch

müssen wir dazu aus der Sicht der damaligen alten Kirche und der neuen Kirchen abschwächend hinzufügen: Ohne dass er die sakramentalen Heilsmittel der alten Kirche, der er formell noch angehörte, beanspruchte, und ohne dass er den Zuspruch der neuen Kirche, die ihm Asyl geboten hatte, offen in Anspruch nahm und sich somit demonstrativ als Glied einer Kirche auswies, die umfassender war als die sichtbaren Kirchen. In diesem weiten, aber «allerchristlichsten» Rahmen war es der Basler Kirche möglich gewesen, ihm in exemplarischer Weise Toleranz ad personam zu gewähren und ihn seinen – man möchte fast sagen «ökumenisch überhöhten» – Mittelweg bis ans Ende beschreiten zu lassen[57].

In die Mitte war er zum Schluss auch in anderer Hinsicht geraten, nämlich ins Spannungsfeld zwischen der Muttersprache und dem Neulatein, das er mitgeschaffen und dessen er sich ausschliesslich bedient hatte. «Lieve God» hat er nämlich wiederholt geseufzt, und es ist nicht belegt, dass dies sein absolut letztes Wort war, wie oft behaupt wird[58].

Die Männer im oberen Saal des Hauses «Zum Lufft» konnten aufatmen: Ihrem Freund war ein Todeskampf erspart geblieben, und er hatte sein Leben und Denken im Tode nicht Lügen gestraft, von «list oder betrůg» keine Spur! An ihnen war es nun, im Einvernehmen mit dem Rat den letzten Balanceakt, die Bestattung, in die Wege zu leiten. Der Verstorbene hatte auch hier vorgesorgt, indem er in seinem letzten Testament – im Gegensatz zu früheren Verfügungen[59] – über die Beisetzung nichts bestimmt und somit den Baslern freie Hand gelassen hatte, wohl wissend, dass von diesem Akt die Öffentlichkeit nicht ausgeschlossen werden konnte. Erstaunen konnte dieser Verzicht nur den, der sein Büchlein nicht kannte und nicht wusste, dass das kirchliche Funeralritual für den Verfasser zur Erlangung des Seelenheils letztlich so wenig notwendig war wie der Priester und die Sakramente am Sterbelager. Im Gegenteil! Oft nur Anlass zu falscher Sicherheit[60]!

Der Weg für ein Begräbnis nach «evangelischem Ritus» war somit frei. Doch was hiess das? Das hiess, um es mit den damaligen Verächtern der Zwinglianer krass zu formulieren: «Den Leichnam verscharren wie den Kadaver eines Esels», und, so füge ich hinzu, «Friedhof = Schindanger»[61]. Und tatsächlich ist nur schon das Wort «Ritus» (= gottesdienstlicher Brauch) in diesem Zusammenhang fehl am Platz[62]. Denn die Exequien (deutsch: libvolg, volg)[63], das herkömmliche kirchliche Begräbnis, waren abgeschafft, die Grablegung war zur weltlichen Angelegenheit geworden (freilich im Rahmen des exklusiv reformiert-christlichen Gemeinwesens) und z.B. in Zürich den Zünften überbunden. Das bedeutete nicht zuletzt auch Verzicht

auf ein Grabmonument oder einen Grabstein und somit für jedermann Verzicht auf dauernde Markierung des Grabes überhaupt. «Hier gibt es keinen Unterschied zwischen Arm und Reich . . . Inskünftig werden keine Grabschriften mehr auf Stein- oder Erzplatten angebracht. Die Gräber werden nicht mehr mit behauenen Steinen bedeckt, damit nicht jener Grabmalluxus sich wieder breit mache . . . (Die Knochen der Toten bleiben in der Erde), damit sie, gemäss dem Wort des Herrn, zu Staub werden.» So in Zürich 1559[64]. Und ein zwinglischer Reformator und grosser Verehrer Oekolampads begründet: «(Wegen des ewigen Lebens) ist es ein unnützes Ding und eine hoffärtige Pracht, köstliche Begräbnisse (= Grabmäler) aufzurichten, wie denn die Reichen köstliche Gräber machen, die viele tausend Gulden kosten, wie vor Zeiten die Ägypter ihre Pyramiden aufgerichtet haben; es kommt der Seele nicht zum Trost. So bedarf der Leib der Pracht nicht; er empfindet nichts, und es gilt ihm gleich (viel), wo er liegt. Wo ihn Gott anweist, da muss er bleiben, es regne oder schneie darauf, wie der Poet sagt: ‹Wer kein Grab hat, den deckt der Himmel›[65]. Vor allem muss die Seele selig werden[66].» Klingen diese letzten Sätze nicht wie eine Paraphrase zu Erasmus' Büchlein?

Wie schöne Theorie klingt *uns* das in den Ohren, und wir denken, Basels Münsterkreuzgänge vor Augen: Mindestens für Basel ohne Folge! Ja und nein! Indessen: Können Sie mir das Grab Vadians[67] zeigen, oder das Berthold Hallers[68], Johannes Comanders[69] oder Bullingers[70]? Die genaue Stelle von Calvins Bestattung war schon wenige Wochen nach seinem Tod nicht mehr auszumachen[71]! Lauter Zufälle? Keineswegs! Ein weiteres, noch krasseres Beispiel: *Zwingli,* den wir gar nicht erwähnen müssten, da sein Leib als der eines Ketzers verbrannt wurde. Doch Thomas Platter hatte Knochenreste aus der Asche gerettet und nach Basel mitgebracht. Antistes Myconius jedoch, als er davon erfuhr, setzte sie nicht bei, sondern warf sie in den Rhein! Das ist konsequent, geradezu pietätlos-konsequente reformierte Praxis[72]. Aber bei Oekolampad, wollen Sie einwenden, da machten wir Basler doch eine Ausnahme! Nein! Nach seiner Beisetzung wurde gemäss Kirchenordnung im Rahmen des Werktagsgottesdienstes im Münster sein «Gedächtnis» gehalten. Ein Epitaph gab es damals auch für ihn nicht, noch nicht[73]!

Die Bestimmungen der Basler Kirchenordnung von 1529 nun waren auch für die Freunde und den Rat massgebend im Hinblick auf die Bestattung des Erasmus. Aber gerade die völlig marginale Art, wie dort darüber gehandelt wurde, bot einen Rahmen, der flexibel genug war, um dem toten Humanistenfürsten die gebührende Ehre auch im Tod zu erweisen, zumal Erasmus ja ohne sakramentales Viatikum und offensichtlich ganz in der Glaubenshaltung gestorben

war, die man seit 1529 von jedem Basler erwartete. Die einschlägigen Bestimmungen lauten (leicht gekürzt): Auf Wunsch sollen die Pfarrer «anstatt der volge» (also der Exequien) im Rahmen der täglichen Predigt (werktags im Münster, sonntags in allen vier Pfarrkirchen) «die gedechtnus» (memoria, das Gedenken) begehen «mit einer gottlichen, tröstlichen vermanung»[74].

Dies der institutionelle Rahmen. Was nun jedoch den tatsächlichen Vorgang der Bestattung des Erasmus anbelangt, so verfügen wir über keine Basisinformationen, wie sie Rats- und Regenzprotokolle bieten könnten. Denn solche hielt man damals in Basel für überflüssig, im Gegensatz zu den peinlich genau geführten Rechnungsbüchern. So müssen wir uns an die zufällig überlieferten Fakten halten und zunächst fragen, was die drei offiziösen gedruckten Quellen von 1536[75], 1537[76] und 1540[77], für die Amerbach allein oder zusammen mit Beatus Rhenanus verantwortlich zeichnete, aussagen oder verschweigen. Auf Einzelheiten muss ich verzichten. Zusammenfassend lässt sich jedoch folgendes festhalten: Über das Rituelle, also eine allfällige Mitwirkung der Basler Kirche, wird gar nichts gesagt. Mit grossem Nachdruck wird jedoch herausgestrichen, wie sehr es dem Rat, der Bürgerschaft und vor allem der Universität (sie erschien in corpore) ein Anliegen war, den Verstorbenen gebührend zu ehren. Hiebei werden 1536 vor allem das Leichenbegängnis und der Ort der Bestattung ausführlicher geschildert, während 1540 nebst dem allgemeinen Hinweis auf das Grab «in aede sacra cathedrali» (im Kathedralheiligtum!) besonders das inzwischen errichtete Grabmal gewürdigt wird. 1537 ist ausser einem Hinweis auf die Studenten, die den Sarg trugen, auf alles Detail verzichtet. – Klug ausbalanciert war, das zeigen diese Berichte, vor allem die Wahl des Münsters als Begräbnisplatz. Man machte sich damit das sehr wirkungsvolle, damals vom Kultischen her jedoch nur noch historische Faktum «Kathedrale» zu nutzen, um alt- und neugläubige Freunde des Doktors und Professors der Theologie zufriedenszustellen und seinen Verächtern nicht Vorschub zu leisten. Zugleich schonte man aber die Gefühle der Bürgerschaft, indem man einen der Ihren dort beisetzte, wo bisher die hohe Geistlichkeit und der Adel begraben worden waren.

Glücklicherweise sind wir über das, was Amerbach und Rhenanus geflissentlich verschweigen, durch einen Geschäftsbrief aus dem Froben-Kreis[78] und ein Erasmuspamphlet[79] hinreichend informiert, und zwar dahin, dass die Kirche bei der Bestattung tatsächlich mitwirkte, indem Antistes Oswald Myconius[80] anlässlich der Beisetzung im Münster am 12. Juli – den Zeitpunkt kennen wir nicht[81] – eine kurze Predigt hielt (conciuncula)[82], worin er «einen grossen Teil der Verdienste des Toten kurz erwähnte». «Und», so fährt der Brief-

schreiber fort, «am kommenden Dienstag (18. Juli)[83] – der Rat hat dieses Datum festgesetzt – wird nach unserem Brauch (more nostro) sein Gedächtnis gehalten» (memoria peragetur, nicht celebrabitur = gefeiert). Das ausdrückliche «more nostro» beim «Gedächtnis» nährt den Verdacht, dass die Leichenpredigt – dieser Ausdruck drängt sich nun auf – im Münster nicht dem Basler Brauch entsprach, sondern eine Sonderregelung ad personam Erasmi darstellt, die mit Rücksicht auf den guten Ruf der Stadt getroffen wurde. War das vielleicht die Geburtsstunde von besonderen Abdankungsgottesdiensten in Basel und somit des Basler Leichenpredigtbrauchs überhaupt? Das bleibt zu untersuchen[84].

Dass das Anbringen von Epitaph und Grabplatte nicht «more nostro» erfolgte, bedürfte nach dem bereits Gesagten eigentlich keiner Begründung mehr. Doch wissen wir in diesem Fall sogar ausdrücklich, dass es sich um eine vom Rat gebilligte Ausnahmeregelung handelte[85], wiederum um einen heiklen Balanceakt. So wurde der Bildhauer im Werkvertrag verpflichtet, den Stein unter Ausschluss der Öffentlichkeit in seinem Atelier zu bearbeiten, um jeden Anstoss zu vermeiden[86]. Und weshalb hätte sonst Hieronymus Froben befürchten müssen, die namentliche Erwähnung des Erben und der beiden Testamentarien auf dem Epitaph könnte den Genannten Neid und Argwohn zuziehen[87]? Kein Wunder schliesslich, dass auch die Inschrift selbst – Amerbach verfasste sie schon im Frühherbst 1536[88] – ganz von dieser Ausnahmesituation geprägt ist und deshalb später oft als klägliches Machwerk getadelt wurde[89].

Welches ist ihr Inhalt[90]? Unter Hinweis darauf, dass ein Gelehrter, der sich durch seine Werke unsterblich gemacht habe, keines Grabdenkmals bedürfe, gibt sie als ihren einzigen Zweck an: Anzuzeigen, wo die sterblichen Überreste dieses «vir omnibus modis maximus», dieses ausserordentlichen Mannes, beigesetzt seien[91]. Kurz: Markierung des Grabes! Für spätergeborene Besucher desselben, die über das Basler Funeralbrauchtum von 1536 nicht unterrichtet waren, tatsächlich eine Banalität, für den Zeitgenossen jedoch wohl das Maximum dessen, was er im Rahmen der behördlichen Toleranz ad personam billigen konnte oder dulden musste.

Diese Duldsamkeit wurde den Baslern jedoch in homöopathischen Dosen beigebracht, indem das Grab in der ehemaligen Marienkapelle zunächst offenbar nur durch das Anbringen des Namens auf der Bodenplatte kenntlich gemacht wurde. Offenbar sage ich, weil wir in diesem Fall nur über den vor 50 Jahren wieder aufgefundenen Stein und keine aktenmässige Überlieferung verfügen[92]. Genau umgekehrt verhält es sich bei der definitiven Bodenplatte, die 1537 verlegt wurde: Sie ist verschollen, doch kennen wir

ihr Aussehen – konventionelle Inschrift und darüber das Wappen des Erasmus, der Terminus – und ihre Entstehungsgeschichte genau[93]. Noch besser und bis in alle Einzelheiten sind wir über die Errichtung des bis heute erhaltenen Epitaphs unterrichtet. Dieses wurde erst im Spätherbst 1538 aufgerichtet, *monumental* in seinen Ausmassen, *hervorragend* durch Material und Bearbeitung und, bis 1853, *unübersehbar* schräg gegenüber von der Kanzel angebracht. Zwar wider Basler Brauch, jedoch in jeder Beziehung sinnvoll, so sinnvoll, dass man hinter dem entsprechenden Ratsbeschluss Amerbachs Regie vermuten muss. Für den nämlich, der die seit 7 Jahren beseitigte alte Ausstattung des Münsters noch vor Augen hatte und im Herzen hochhielt, war es der Ehrenplatz zur Rechten des Triumphkreuzes, also des Gekreuzigten. Dieser war auch jetzt – allerdings nur noch symbolisch – an hohen Festtagen auf dem in nächster Nähe stehenden hölzernen Abendmahlstisch gegenwärtig. Stets aber mahnte das Epitaph die Münsterprediger daran, dass hier einer der Ihren begraben lag, ein Theologe, dessen umfänglichste selbständige Abhandlung der Ekklesiastes war, ein Werk also, das dem Predigen und den Predigern galt, und zu dessen Fertigstellung der Autor ja einst nach Basel zurückgekehrt sein wollte[94]. Und dass gerade die Zwiesprache mit den nachgeborenen Lesern seiner Werke echtes Überleben eher gewährleiste als ein prunkvolles Grabmal, das war hier bekanntlich zu lesen, zwar nur in einem Nebensatz der «verworrenen», «albernen» Inschrift[95], aber dafür – in schöner erasmischer Widersprüchlichkeit – in vergoldeten Buchstaben, wie sie der Rat vier Jahre später für die Reformatorentafel unpassend fand.

Der im Hauptsatz der Inschrift angegebene Zweck, nämlich die genaue Markierung des Grabes, wurde, sie Sie wissen, auf die Dauer nicht erreicht. Im Gegenteil, er wurde geradezu verhindert, nachdem die Bodenplatte zu einem unbekannten Zeitpunkt beseitigt und das Epitaph 1853 versetzt worden waren, indem man nun von der selbstverständlichen Annahme ausging, das Grab befinde sich unmittelbar vor dem Epitaphpfeiler. Die verheerenden Folgen, die dieser Irrtum während der vergangenen 50 Jahre für Erasmus' Andenken hatte[96], sind hinlänglich bekannt.

Doch wie leicht ist diese Fehlleistung, die schon im Epitaph selber vorgegeben war, nun rückblickend zu verschmerzen, wenn man bedenkt, dass dieses zunächst Anlass zur Errichtung der Reformatorentafel gab und hernach mittelbar unserer Stadt die reiche Fülle der nachreformatorischen Epitaphik bescherte[97], kunst- und geistesgeschichtlich ebenso beachtlich, wie sozial- und personengeschichtlich bedeutsam. Vergessen wir jedoch nicht: Nur dank Erasmus kam auch Oekolampad nachträglich zu einem Grabmal!

Doch hiermit haben wir weit vorgegriffen. Kehren wir ein letztes Mal in die nächtliche Stille des Sterbezimmers zurück. Langsam ergreift der Alltag wieder Besitz von den Anwesenden oder Hinzugekommenen. Für Froben heisst das u.a.: Fertigstellung der Origenes-Ausgabe, deren Vollendung Erasmus nun versagt blieb, bis zur bevorstehenden Frankfurter Herbstmesse[98]. Amerbach, den der Abschied vom väterlichen Freunde wohl am tiefsten bewegte[99], liess einen Maler rufen, damit er die Gesichtszüge des Toten nochmals festhalte[100]. Dann galt es für ihn – neben den laufenden Amtsgeschäften – die amtlichen Verfahren einzuleiten, insbesondere das der Inventarisation des umfänglichen Nachlasses und der Testamentseröffnung. Diese war in Zusammenarbeit mit dem Rat vorzubereiten und bedeutete für die städtische Kanzlei ein Pensum von mehreren Tagen, bedingt durch die grosse Schreib- und Übersetzungsarbeit, die dabei zu leisten war, um ganz zu schweigen von den juristischen Problemen, die es dabei zu bedenken gab[101]. So kann es nicht wundern, dass die offizielle Testamentseröffnung erst auf die Morgenfrühe des 18. Juli angesetzt werden konnte und somit – sicherlich nicht zufällig – unmittelbar vor dem «Gedächtnis» stattfand[102]. Kaum auszudenken, was nur schon an Korrespondenzen anfiel, bis die Legate ausgerichtet und die Finanzen geordnet waren. Doch nun galt es für Amerbach zu halten, was sich Erasmus von ihm als Erben versprochen hatte: Freundschaft über den Tod hinaus, höchstes Verantwortungsgefühl, absolute Integrität und Uneigennützigkeit. Nur einmal konnte Amerbach ein zusätzliches und heikles Agendum als bereits erledigt sogleich ad acta legen. «Du solltest unbedingt», so schrieb Rhenan am 20. August 1536, «durch einen Goldschmied eine kleine Beiplatte mit einer Inschrift versehen lassen, die einen Überblick über die Verdienste und das Leben des Erasmus bietet. Dies im Hinblick darauf, dass Du diese Platte dereinst , wenn der Grabstein aufs Grab gelegt werden soll, in einem Tongefäss in der Erde vergraben kannst. Das wirst Du völlig unbemerkt tun können, wenn Du die Tafel im Erdreich vergräbst, während die Arbeiter zum Essen weggegangen sind. Überleg Dir das gut[103]!» Weshalb es da für Amerbach nichts mehr zu überlegen, geschweige denn zu tun gab, wird Ihnen anschliessend Dr. Kaufmann berichten[104].

Äusserst unsanft wurde Grynaeus in den Strudel der religionspolitischen Hektik jener Monate und Tage zurückgerissen. Französische Glaubensflüchtlinge gehörten zum damaligen Strassenbild Basels, und eben war eine Gruppe solcher von Strassburg über Basel und Zürich nach Bern unterwegs, um eine diplomatische Demarche dieser Städte zugunsten der verfolgten Evangelischen bei König Franz I. zu erwirken[105]. Calvin war ein solcher Exulant. Er hatte sich in Basel

aufgehalten, und die Drucklegung seiner Institutio und die Aufnahme seiner Tätigkeit in Genf umrahmen das Ende des Erasmus in eigenartiger Koinzidenz[106]. Hier nahmen Entwicklungen ihren Anfang, die für Erasmus' Heimat und sein Nachleben daselbst unabsehbare Folgen haben sollten. Doch nicht dem neuen Freund Calvin und dessen Landsleuten galt nun Grynaeus' erste Sorge. Denn was Basel damals in Atem hielt und Grynaeus zwang, sich gleichsam von Erasmus' Grab weg reisefertig zu machen, um am 14. Juli das Schiff nach Strassburg zu besteigen, war ein historischer Entscheid, der Basel unmittelbar betraf: Die Frage, ob die Schweizer der Wittenberger Konkordie beitreten und so Hand zur Einigung im Abendmahlsstreit mit den Lutheranern bieten sollten[107]. Butzer und Luther, dieser sogar mit einem persönlichen Schreiben an Bürgermeister Jacob Meyer, setzten Basel damals unter schweren Druck[108]. Kein Wunder, dass Erasmus' Tod so zum marginalen Ereignis für die führenden Männer wurde und seine Erwähnung in Briefen unterblieb oder nur ganz nebenbei erfolgte[109]. Ein Glück, dass Grynaeus die Strassburger mündlich ins Bild setzen konnte[110]!

Wer von den Verantwortlichen hatte da schon Zeit, das Leichenbegängnis vorzubereiten? Vermutlich war die Universität dafür zuständig, da Erasmus, wenn schon nicht Glied der Universität, so doch promovierter Akademiker war. Das von vielen begehrte Amt eines Funeralzeremonienmeisters des Erasmus wurde einem 31jährigen Zürcher Studenten übertragen, einem Neuling in Basel, der zuvor lange als Begleiter des noch minderjährigen Conrad Gesner in Frankreich studiert und 1535 in Paris zum Magister promoviert hatte. Was ihn, abgesehen von Charakter und Bildung, empfahl: Er war Amerbach als Jusstudent bekannt, lebte im Pensionat des Grynaeus und war der Schwager Conrad Pellicans. Es war Johannes Fries, der später – gerade auch wegen seines Humors – hochgeschätzte Zürcher Lateinschulmeister und Verfasser des Fries-Lexikons, das während Jahrhunderten für Lateiner unentbehrlich war und heute für die Kenntnis der deutschen Sprache des 16. Jh. erneut grundlegend ist. Kurz: Ein Mann von bestem humanistischem Zuschnitt[111]. Und wir können nur darüber staunen, wie harmonisch auch er sich jenem Kreis einfügt, von dem Erasmus bis zuletzt umgeben war. Eines jedoch trübte die Harmonie: Antistes Myconius blieb immer auf Distanz. Zwar hielt er die Leichenpredigt, von Amtes wegen wohl dazu verpflichtet, aber er war Erasmus nicht wohlgesinnt[112], und dies mag nebst dem Konkordienstreit der Grund dafür sein, dass er in seinen aufgeregt-aufgebrachten Briefen an Bullinger vom 15., 19. und 31. Juli[113] Erasmus' Tod und Begräbnis mit keinem Wort erwähnt. Einen anderen müssen wir jedoch in diesen

Kreis einschliessen, obwohl er sich stets im Hintergrund hielt und zudem ein geheimer Verehrer Luthers war[114]: Sigismundus Gelenius, Frobens und damit Erasmus' unentbehrlicher Korrektor, ein gebürtiger Böhme und vorzüglicher Philologe. Die verdiente öffentliche Anerkennung hatte ihm Erasmus schon 1535 an versteckter Stelle im Ekklesiastes gezollt[115] und diese Worte hernach durch die Tat bekräftigt, indem er ihm testamentarisch 150 Gulden (etwa 100 000 Franken) vermachte[116].

Gelenius ist es, der uns in einem Brief an Melanchthon vom März 1536 die denkwürdige Szene des letzten Besuches von Butzer und Capito bei Erasmus überliefert hat. Sie waren Ende Januar als ungebetene Gäste auf der Basler Synode, die das erste Helvetische Bekenntnis beriet, erschienen und hatten sich Zutritt zu Erasmus verschafft. Nach längerer, unverbindlicher Plauderei kann es Butzer nicht lassen, das Gespräch auf den Konkordienstreit zu lenken. Er fordert Erasmus auf, seine fundierte Meinung in dieser Sache zu äussern und so jener Partei, der er beipflichte, dank seiner Autorität das Übergewicht zu geben und somit den Streit zu beenden. Worauf Erasmus ebenso kurz und bündig wie ausweichend-sibyllinisch antwortet: «Ubi vos fueritis concordes, nec ego ero discors» (Wenn ihr einig seid, werde auch ich mit euch nicht mehr uneins sein)[117]. Erasmus nochmals einsam in der Mitte, in der Balance, diesmal jedoch nur noch zwischen den Fronten der Neugläubigen? Konnte Melanchthon Erasmus' Antwort anders deuten? Können wir es? Und haben nicht schon die Zeitgenossen hüben und drüben Erasmus' Übersiedlung nach Basel sogleich oder nachträglich genau so interpretiert, als uneingestandenes, faktisches Bekenntnis zum Neuen Glauben, als «Offenbarung der Gesinnung, die er insgeheim in seinem Herzen trug», während er in seinen Briefen die Öffentlichkeit genau das Gegenteil glauben machen wollte[118]? Weist nicht auch der Wortlaut seines Testamentes implizite in der gleichen Richtung? Hat dieser Brief vielleicht zusammen mit dem Wissen um Grynaeus' Anwesenheit im Sterbezimmer Melanchthon 20 Jahre später zur vorbehaltlosen Feststellung veranlasst, Erasmus habe zuletzt «gewünscht, Bürger, Glied der Basler Kirche zu sein» (Et civis esse ecclesiae Basiliensis voluit)[119]? Sicher ist, dass für den Basler Rat dieser Wunsch, dieses potentielle Bekenntnis hinreichend war für einen Akt früher ökumenischer Toleranz ad personam magni Erasmi. Melanchthon indessen mag dies unbewusst dazu veranlasst haben, am dritten Tag vor seinem Tode[120] in schwerer Krankheitsnot in den Seufzer «fac finem» (mach ein Ende) auszubrechen und dabei wie entschuldigend auf das Vorbild des Erasmus hinzuweisen und hernach bis zum Ende ausser zwei Psalmworten immer wieder, gleich Eras-

mus, die flehentliche Bitte zu wiederholen: «Deus, miserere mei» (Gott, erbarm dich mein)[121]. Da hatte eine jener «pietatis scintillae» gezündet, von denen Erasmus in seinem letzten Brief an Melanchthon festgestellt hatte, dass, solche «Glaubensfunken» in die Herzen anderer gelegt zu haben, ihm nun zu grösserem Trost gereiche als sein ganzer Einsatz für die bonae literae[122]. War er sich wohl bewusst, dass dies in letzter Konsequenz auch als Bekenntnis zum Glaubensbrand der zwinglischen Reformation gedeutet werden konnte, den er mit entfacht hatte, vor dem er geflohen war, ohne voraussehen zu können, dass die reinigenden und heilsamen Wirkungen dieses verheerenden Feuers das politische, soziale und religiöse «Gehäuse» schaffen würden, in dem er dereinst wohlgeborgen in grossem Gleichmut dem «Terminus» seinen Tribut zollen würde[123]?

Anhang I

Zum nachreformatorischen Funeralwesen in den reformierten Orten der Eidgenossenschaft unter besonderer Berücksichtigung von Basel

Wie schwierig es ist, sich ein klares Bild vom Bestattungsbrauchtum in Basel und den übrigen reformierten Orten der Eidgenossenschaft zur Zeit, da Erasmus starb und begraben werden musste, zu machen, zeigt mit aller Deutlichkeit F. Merkels Artikel «Begräbnis» in der Theologischen Realenzyklopädie (=TRE) 5, 1980, S. 746 ff. Denn an Konkretem über den Schweizer Bereich wird daselbst nur gesagt, die Bestattung werde hier noch heute als Abdankung bezeichnet, was daher rühre, dass hier die Toten nach der Reformation «ohne Mitwirkung der Prediger durch die Leichenträger bestattet wurden» (S. 748; unter einzigem Verweis auf die Genfer Kirchenordnung von 1561, Art. 136 ff.). Damit wird jedoch vorausgesetzt, dass Genf für die ganze reformierte Schweiz massgebend gewesen sei, was, wie anzunehmen ist und gleich zu beweisen sein wird, natürlich nicht zutrifft. Ferner wird ganz allgemein festgestellt, dass es selbst im lutherischen Bereich im Gegensatz zu Taufe und Trauung keine «allgemeingültige Begräbnisordnung» gegeben habe, was zur Folgerung veranlasst, dass dies im Schweizer Raum noch viel weniger der Fall gewesen sein könne. Anderseits scheint sich im deutschen Südwesten insofern ein schweizerischer Einfluss bemerkbar zu machen, als es hier – im Gegensatz zum Nordosten – beim Begräbnis keine sozialen Unterschiede gab.

Es gilt somit hinsichtlich der Schweiz folgendes festzuhalten:

1. Auch hier müssen wir mit starken örtlichen Unterschieden rechnen, selbst zwischen Stadt und Land desselben Ortes – und trotz offensichtlicher Säkularisierung der Bestattung mit bloss noch restlicher, allenfalls allmählich wieder einsetzender marginaler Beteiligung der Kirche.

2. Die Liturgiegeschichte kann uns beim Erfassen dieser marginalen Mitwirkung nicht helfen. Denn ein flüchtiger Blick in einzelne Liturgien belehrt uns, dass entsprechende Formulare erst im 18. Jh. Aufnahme in die hergebrachten Agenden finden. Basel: Erst als Anhang zum alten Agendbüchlein in der Ausgabe von 1701; Sankt Gallen: 1738; Mülhausen: 1769. Wir haben es also im besten Fall mit einer sehr schwer erfassbaren paraliturgischen Erscheinung zu tun.

3. Auch für den Staat handelt es sich jedoch um eine marginale, weil sich zwangsläufig ohne sein Mittun erledigende Angelegenheit, ausgenommen in Pestzeiten. Entsprechend dünn gesät ist das spezifische Quellenmaterial (gedrucktes und Akten) wie auch die Fachliteratur.

4. Es ist deshalb ein grosser Glücksfall, dass wir in den entsprechenden Abschnitten von Ludwig Lavaters «De ritibus et institutis ecclesiae Tigurinae opusculum», s. l. et a., Widmungsepistel L. Lavaters an den Leser vom Jan. 1559, über eine hervorragende quellenmässige Ausgangsbasis verfügen, indem hier im Gegensatz zu einer Kirchenordnung oder einem Ratserlass, wo abstrakt und punktuell postuliert wird, eine deskriptive Quelle vorliegt, die das, was Brauch ist, für den uneingeweihten Leser anschaulich darstellt. In unserem Fall sind die Kapitel XXXII: Funera et Exequiae (fol. 26ro/vo) sowie XXXIII: Coemeteria (fol. 26vo) von Belang. In ersterem wird, ausgehend von dem in Anm. 61 zitierten Satz der genaue Verlauf eines Begräbnisses in Zürich geschildert: Der Verstorbene wird in ein Leichentuch gehüllt und auf eine Bahre gelegt. Es werden die Zunftgenossen informiert. Diese kommen zur abgemachten Zeit zum Trauerhaus und drücken den Kindern und Verwandten ihr Beileid aus, auch die Nachbarn und sonstige Bürger finden sich ein. Der Leichenzug begibt sich zum Friedhof, zuvorderst die Kinder, die Verwandten, die Freunde und die übrigen Männer, hernach die Frauen in grosser Bescheidenheit. Auf dem Friedhof keine Leichenpredigten und Lobreden, sondern nur ein durch den Zunftmeister im Namen der Angehörigen ausgerichteter kurzer Dank für das ehrenvolle Leichengeleit mit dem Versprechen, dass man in Freude und Leid Gegenrecht halten werde. Vom Friedhof in die Kirche, wo stille Gebete verrichtet werden von allen, die am Begräbnis teilgenommen haben, jedoch nicht für den Verstorbenen, sondern für dessen Familie

und dafür, dass jedermann angesichts des diesseitigen Elends nach dem ewigen Leben trachte. Am folgenden Sonntag wird in der Kirche vor versammelter Gemeinde des Verstorbenen unter Namensnennung ehrenvoll gedacht und dabei jedermann an den Tod als Schicksal aller gemahnt. – Auf dem Dorfe wird mit den Glocken geläutet, nicht dass dem Toten daraus irgendwelcher Nutzen erwüchse, sondern damit die Leute entweder zahlreich zur Beerdigung erscheinen oder, an den eigenen Tod erinnert, sich zeitig auf denselben vorbereiten. – Der zweite Text ist oben auf S. 67 bis auf die ersten Sätze übersetzt, welche lauten: In der Stadt gibt es vier Friedhöfe. Diese werden sauber gehalten, und es wird von Gesetzes wegen darüber gewacht, dass auf ihnen nichts Unziemliches getrieben wird. – Von diesem status quo von 1559 lässt sich nun anhand des von U. Rohner (S. 11 f.; vgl. unten) beigebrachten Quellenmaterials nachweisen, dass er auf Zwinglis Postulate oder unter ihm veranlasste Massnahmen zurückgeht. Allerdings muss anhand des nur auf dem Land erlaubten Grabgeläutes erwähnt werden, dass um 1550 z.B. die Schlossherren von Elgg bereits wieder Epitaphe errichteten (Die Kunstdenkmäler der Schweiz, Bd. 76, 1986, S. 335 f.) und um 1560 sogar der Kappeler Amtmann Steinbrüchel ein bescheidenes Epitaph in der ehemaligen Klosterkirche erhielt (Autopsie).

Wenn nun Rohner (S. 12; vgl. S. 101 f.) feststellt, Lavaters und Bullingers «Schriften» (De ritibus . . . und «Bericht der krancken») hätten auf die Genfer Reformation keinen Einfluss mehr haben können, da sie nach deren Durchbruch verfasst worden seien, verkennt sie die Zusammenhänge völlig, ist doch Bullingers Werk nicht erst 1564, sondern schon 1535 erschienen (vgl. oben Anm. 22; 66), und Lavater hält nur fest, was in Zürich seit Zwingli galt und selbstverständlich andernorts bekannt war und als Faktum nachvollzogen werden konnte.

Viel besser als über Zürich sind wir jedoch nun über Genf orientiert durch die volkskundliche Dissertation von Ursula Rohner-Baumberger, Das Begräbniswesen im calvinistischen Genf, Basel 1975. Es handelt sich um eine gute Quellensammlung zur Geschichte des Genfer Funeralwesens, die auch einschlägige Aussagen aus Calvins Werken und Briefen enthält. Leider lässt die Verarbeitung der Quellen vom historischen Standpunkt aus manchen Wunsch offen und das zusammenfassende Schlusskapitel unter dem Titel: «Parallelen zu Beerdigungen verschiedener Orte und Zeiten» bietet nicht die erwartete Synthese bzw. Herausstellung der Genfer Eigenheiten etwa im Vergleich mit Basel anhand der Arbeit von P. Kölner (vgl. unten). Wertvoll sind die zusätzlichen Quellenangaben aus den Zürcher Reformationsakten.

Besonders bemerkenswert ist, dass man sogar in Genf im neuangelegten Hauptfriedhof Plainpalais die vollkommene «Gleichheit im Tod» nicht kannte und anlässlich von Bezas Tod sogar begann, les «personnes de qualité, tant de la Seigneurie que des Ministres et professeurs» im Kreuzgang von St-Pierre zu begraben (S. 28; 37 f.; vgl. Basler Münsterkreuzgang; Schaffhauser Junkernfriedhof im Kreuzgang zu Allerheiligen seit ca. 1580; Zürcher Grossmünsterkreuzgang) und dass der grosse Ausnahmefall in Genf, der mutatis mutandis mit der Bestattung des Erasmus in Basel zu vergleichen ist, die Beisetzung des Herzogs Heinrich von Rohan *in einer Kapelle von St-Pierre* war (S. 38 f.). Wie sehr jedoch die Bestattungsbräuche von Genf und Basel im Lauf der Zeit auseinanderklafften, zeigt am besten eine geradezu verächtliche Äusserung des Baslers Jakob Bernoulli von 1676 über den Friedhof von Plainpalais: «Er ist in vier Mauren viereckig eingefasst, da Jungs und Alts ohne Unterscheid, wie die Hünd, unter den Grund geworfen wird, ohne Gesang und Klang . . . Da weisst man nichts von Leichenpredigten in den Kirchen, von Leichsermonen bey dem Grab (in Basel Standreden genannt), vom Leidklagen, Abdankungen, von Grabsteinen und Epitaphiis» (Rohner S. 48).

Die Umstrukturierung des Berner Begräbniswesens nach 1528 lässt sich in ihren wesentlichen Zügen gut überblicken anhand einer Quellensammlung, die Anton Frick, eidg. diplomierter Gärtnermeister bei der Friedhofverwaltung in Bern, zusammengestellt hat, indem er die einschlägigen Stücke aus den Fontes rerum Bernensium, den Rechtsquellen des Kantons Bern, den Ratsmanualen (aufgrund der Zusammenstellung von B. Haller), und den Polizei- und Missivenbüchern chronologisch zusammenstellte: Obrigkeitliche Erlasse über das Begräbniswesen und die Friedhöfe der Stadt Bern aus den Jahren 1233 bis 1800. Zusammengestellt von Anton Frick, Bern, 1947 (vervielfältigte Maschinenschrift). Die hervorstechendsten Massnahmen sind: Den Edlen wird ihr Bestattungsrecht in den Kapellen im Münster entzogen, nachdem man schon 1470 Fremden und schlechten Leuten das Begräbnis im Münster verweigert hatte. Der Münsterfriedhof wird aufgelassen und die Stadt in vier Bezirke eingeteilt, denen je ein z.T. neuangelegter Friedhof zugewiesen wird; die Ausführung dieser Verordnungen zieht sich bis in den Beginn der Vierzigerjahre hin, unter anderem wird ergänzend verfügt, dass die Gräber mit Stickeln markiert werden sollen. Die Beinhäuser zu Stadt und Land werden abgebrochen. 1564 zwingt die Pest dazu, ähnlich wie in Basel 1541, einen besonderen Totenacker für die armen Diensten und Handwerksgesellen bereitzustellen. Einige wertvolle Ergänzungen zu Frick bietet Rohner S. 103 f., in teilweiser Wieder-

holung des auf S. 13 f. Mitgeteilten. – Im Hinblick auf die schlecht dokumentierten Vorgänge in Basel ist das Berner Beispiel besonders deshalb wichtig, weil es zeigt, dass lange Jahre, wenn nicht gar mehr als ein Jahrzehnt nötig waren, bis die Umstellung nicht nur beschlossen, sondern vollzogen war, und dass dabei zweifellos Raum für mancherlei Unregelmässigkeiten im Sinne des Beharrens oder Vorprellens blieb.

Die Geschichte des Basler Funeralwesens hat schon 1927 Paul Kölner in seiner gründlichen, reich dokumentierten und mit Anekdoten gewürzten Arbeit «Basler Friedhöfe» geschrieben, doch hat er leider den Titel zu eng gefasst. Noch bedauerlicher ist jedoch, dass genaue Quellenangaben fehlen, indem nur am Ende ein summarisches Quellenverzeichnis angefügt ist und im Einzelfall nicht einmal feststeht, ob die Angabe aus den Akten oder einer gedruckten Quelle stammt. Die Zäsur, welche die Reformation zur Folge hatte, wird – offensichtlich mangels Quellen – kaum fassbar. Das gleiche gilt für die grundlegende Arbeit von Peter Buxtorf, Die lateinischen Grabinschriften in der Stadt Basel, Basel 1940 = Basler Beiträge zur Geschichtswissenschaft 6, indem dieselbe bewusst nur epigraphisch-philologisch-denkmalkundlich ausgerichtet ist und nur die erhaltenen lateinischen Epitaphe berücksichtigt. Dies führt zu einer Verzerrung des historischen Sachverhaltes, der nur unter Beizug auch der nur noch abschriftlich erhaltenen lateinischen und der deutschen Epitaphe erfasst und analysiert werden kann, also unter Beizug der Inschriftensammlungen von Grunaeus, Gross und Tonjola. Deren Auswertung kann in subsidiärer Weise den Mangel an Akten wettmachen und zeigen, dass die Epitaphik seit etwa 1520 allmählich zurückgeht und schliesslich 1529 ganz aussetzt, um dann erst nach 1552 wieder kräftig einzusetzen. Dabei sind jedoch das Erasmusepitaph und die Reformatorentafel als öffentlich zugängliche Sonderfälle auszuklammern wie auch die Grabstätten der Amerbach und Adelberg Meyers als der Öffentlichkeit nicht zugängliche Familiengräber.

Auch Rolf Hartmann, Das Autobiographische in der Basler Leichenrede, Diss. Basel 1963 = Basler Beiträge zur Geschichtswissenschaft 90, hat das Umfeld der von ihm behandelten Leichenreden aus seiner Untersuchung ausgeklammert und kann so zur Genese der Leichenpredigt nur ungefähre Angaben machen, wobei jedoch dadurch eine völlig verzerrte Sicht entsteht, dass er schon den Nachfolger Oekolampads, Oswald Myconius, zu einem Lutheraner macht (S. 16; der Irrtum wird von Rohner S. 14 übernommen) und somit zu Unrecht voraussetzt, dass der zwinglische Einfluss schon von 1531 an rapid abnahm zugunsten lutheranisierender Tendenzen. Die Anfänge des Leichenpredigtbrauchs werden auf ca. 1570 datiert,

der erste indirekte Beleg stammt von 1590 (S. 16) und der erste direkte, amtliche ist in der Kirchenordnung von 1637 nachgewiesen (S. 17). Ein solcher findet sich jedoch samt weiteren wichtigen Angaben zum Begräbniswesen schon in der Pestverordnung vom 22. Sept. 1610 (StA Mandate, Bibl. Bf. 2, sub dato). Obwohl diese Quelle mit Vorsicht zu interpretieren ist, weil nicht klar wird, was als feste Regel und was als Sondermassnahme zu betrachten ist, belegt sie die Leichenpredigt als feste Institution. Der einschlägige Artikel lautet: «. . . weil die Leichtpredigen jetzt allein in den vier Pfarrkirchen gehalten vnd in deren jeder tags mehr nit als ein eintzige angestellt werden solle: Darumb mögen jenige, so zu St. Alban, St. Martin oder St. Elsbethen jemand begraben, sich ins Münster zur Predig verfůgen; vnd dann alle, so etwar zubestatten, es dem herren Predicanten noch am vorgehenden abend oder doch morgens frůhe ohnfehlbarlich anzeigen, auff das er sich verfasst zumachen vnnd alle selbigen tags begräbnussen auff ein stundt anzurichten wisse.» Offenbleiben muss hierbei vor allem die Frage, was die Verordnung unter dem «Anrichten einer Begräbnis» versteht.

Somit gilt für Basels Funeralwesen des 16. Jh. das gleiche wie für die übrigen evangelischen Orte der Eidgenossenschaft ausser Zürich: Die Quellen versagen weitgehend und wir sind nebst den spröden Aussagen der Kirchenordnungen auf Einzelbeschlüsse der Behörden und entsprechende Rückschlüsse sowie vor allem auf Berichte über einzelne Bestattungen angewiesen. Vgl. dazu Rohner S. 12 f.; 29–31: «Aus der Zeit Zwinglis konnte überhaupt keine Angabe über die Bestattung gefunden werden.» «Von der Beerdigung selbst (sc. in Bern) wissen wir kaum etwas.» «Leider ist das ein Schluss (sc. Verbot der Grabsteine in Genf), den wir ohne positives Zeugnis ziehen müssen.» «Was wir weder . . . aus der Kirchenordnung oder aus den Akten vernehmen, ist die Art, wie eine Bestattung in dieser Zeit in Genf wirklich vor sich gegangen ist.»

Wie Oekolampad bestattet wurde und dass man sich dabei an die Kirchenordnung hielt, haben wir oben (S. 67 und Anm. 73) gezeigt. Aus amtlichen Schriftsätzen, die den Ratsbüchern einverleibt und somit als offiziöse Verordnungen gekennzeichnet sind («und dises umb kunfftiger gedechtnis inzuschryben bevolchen») kennen wir das Zeremoniell anlässlich der Bestattung der Bürgermeister Jacob Meyer 1541 und Adelberg Meyer 1548 (Basler Chroniken 4, Chronikalien der Ratsbücher 1356–1548, S. 103; 104 f.). Demnach wurde der erstere am 5. Oktober 1541 mit grossem Trauergeleite (u.a. Rat und Universität in corpore) im Münsterkreuzgang bestatet und anschliessend (gemäss Reformationsordnung) im Wochengottesdienst im Münster das Gedächtnis gehalten («da hat doctor . . . Wys-

senburg das heylig gotlich wort verkundeth, dess fromen, turen mans eerlich leben und christenlich abscheiden zum kurzisten angezeigt, und nach volendung des gebets ist yederman zu hus wider abgescheiden»). Somit wie bei Oekolampad: Eine Wochenpredigt verbunden mit dem Gedächtnis. Anders verhält es sich im zweiten Fall: Adelberg Meyer wurde am Samstag, den 9. Juni 1548, um 2 Uhr nachmittags ebenfalls mit grossem Geleit (u.a. Rat und Universität in corpore) zum ehemaligen Steinenkloster geleitet und im dort befindlichen Familiengrab beigesetzt, «und darnach sin gedechtnisz mit dem gotzwort zu sanct Elszbethen gehalten. Und ist alle ding wie mit herr Jacoben Meyger gehalten». Letzteres kann sich jedoch höchstens auf das Leichengeleite beziehen, das für den Schreiber im Vordergrund stand. Denn im übrigen handelt es sich a) um eine Bestattung in einer säkularisierten Kirche, b) um den Rückgriff auf ein vorreformatorisches Familiengrab (wie beim Amerbach-Familiengrab in der säkularisierten Kartause) und c) offensichtlich um einen ad hoc veranstalteten Abdankungsgottesdienst in der benachbarten Elisabethenkirche. Aus Basler Chroniken 8, S. 328 f. (Gast) sowie 6, 393 (Meyersche Familienchronik) wissen wir zusätzlich, dass Myconius über Jesaja 3 predigte, wobei er, zweifellos in Anspielung auf den verstorbenen Bürgermeister, Basel in warnender Weise mit Jerusalem verglich, dem Stab und Stütze, Richter und Räte weggenommen werden sollten. Wir haben es hier somit erneut und ähnlich wie bei Erasmus mit einem besonderen Abdankungsgottesdienst zu tun und somit mit einer spezifischen Leichenpredigt, obwohl der Chronist den gängigen Ausdruck «gedechtnus halten» braucht. Beachten wir ferner, dass Meyer in der Folge ebenfalls ein Epitaph erhielt (Gross S. 232), so wird deutlich, dass die Ausnahmen allmählich zur Regel zu werden begannen und dass Basel schon damals, ausgehend vom Sonderfall Erasmus und unter dem Druck traditioneller, vorreformatorischer Gegebenheiten im Begriff war, zur Epitaphik zurückzukehren und spezielle Bestattungsgottesdienste einzuführen. Dass solche spätestens 1556/1564, also schon im ersten Jahrzehnt nach Myconius' Tod, zum festen Brauchtum gehörten, ergibt sich aus dem unten als Anhang II erstmals publizierten Dokument.

Bedenkt man nun, dass es in Basel vor der Reformation mindestens 18 Friedhöfe gab (Kölner S. 28) und dass auch hernach noch an die zehn Kirchen für den Kult benutzt wurden, so wird ohne weiteres verständlich, dass es hier schwieriger war als anderswo, die alten Strukturen radikal zu beseitigen. Wen wundert es da, dass die in der Reformationsordnung versprochene neue Friedhofordnung (vgl. Anm. 74) offensichtlich erst 1541 unter dem Druck einer Pestepidemie erlassen wurde (StA Mandate, Bibl. Bf. 1, sub dato = hs. in De-

creta et Mandata I, Ratsbücher B 6, fol. 162ro/vo: 1. Aug. 1541; vgl. Kölner S. 30 f.; S. 57). Letzteres hat jedoch zur Folge, dass diese Quelle nur mit Vorbehalt zur Feststellung des normalen status quo herangezogen werden kann, zumal sie bei der Festsetzung der Löhne der Totengräber auf die ältere Ordnung von 1489 zurückgreift (so Kölner; nicht überprüft) und hier über die Grabsteine Angaben bietet, die dem Stand der Dinge von 1541 nicht mehr entsprechen können, während anderseits letzte vorreformatorische Relikte (Bruderschaften der «Dienstgesellen») abgeschafft werden. Soviel ist jedoch klar, dass die Pfarrkirchen (Münster/St. Martin; St. Leonhard; St. Peter; St. Theodor) den Bürgerfamilien als Begräbnisplätze vorbehalten waren, während die verstorbenen Hintersassen und Diensten gemäss genauer Einteilung der Stadt folgenden Kirchhöfen zugewiesen wurden: Alban, Barfüsser, Prediger, Steinen/Elisabethen, Clara und Klingental. Also auch hier keine Gleichheit im Tode. Wie irreführend jedoch die Angaben über die Grabsteine sind, die im Zusammenhang mit den Lohnansätzen für die Totengräber erwähnt werden, beweist der folgende Ratserlass vom 28. Dezember 1542: «. . . ward erkhenndt, das die Grabstein, wie die by zytenn jn den kilchenn vnnd kilchhöfen sin megen, vnuerendert plibenn vnnd von nyemandem hindan genommen, gefůrt noch gethan werdenn sollenn, es bescheche dann durch gunst, bewilligenn oder verrer erkhennen eines Ersamen Rates (*am Rand:* Grabsteyn). Das ouch das Epitaphium jm Münster jm Crutzgang, wie das jetz stat, verner vnvssgestrichenn pliben solli (*am Rand:* Epitaphium)» (StA Ratsbücher B 4, Erkanntnisbuch IV: fol. 202vo). Dieser Beschluss scheint zu beweisen, dass in Basel im Gegensatz zu Zürich (vgl. Rohner S. 11) oder St. Gallen (vgl. die ausführliche Schilderung, die Johannes Kessler, wie Anm. 118, S. 288 über die von der Obrigkeit veranlasste Ausräumung des St. Galler [Laurenzen-] Friedhofs gibt. Dabei wurden die Gräber planiert, die Familiengrabsteine «ussgefůrt», die Bäume gefällt sowie der Ölberg und das Gehäuse für das ewige Licht zerstört; vgl. auch die daselbst erwähnte weiterführende chronikalische Literatur) die Friedhöfe nach der Reformation nicht von staatswegen geräumt worden waren, dass jedoch die einzelnen Grabsteine als Allgemeingut oder Familienbesitz beliebig abtransportiert werden konnten, also ihre Funktion verloren hatten. Doch fragt es sich, warum der Rat nun ausgerechnet in jener Sitzung beschloss, Hand auf die übrig gebliebenen Grabsteine zu legen, in welcher er verfügte, dass die Reformatorentafel nicht auszumalen sei, also im Rohzustand zu bleiben habe (einzige aktenmässige Erwähnung derselben!). Es muss hier ein innerer Zusammenhang bestehen; doch ist nicht klar, ob nun aus Protest gegen die Errichtung des Reformatorenepitaphs

vermehrt Grabsteine von Angehörigen weggeführt wurden oder ob es dem Rat einfach darum ging, Ordnung auf den Friedhöfen zu machen, das noch Vorhandene zu schützen und damit auch das neue Grabmal. Das eine braucht das andere nicht auszuschliessen, und die Tatsache, dass man dem neuen Grabmal nun den letzten Glanz versagte, scheint eher auf Widerstände hinzuweisen. In gleicher Richtung weist die Tatsache, dass die Inschrift in lateinischer Sprache abgefasst und der gemeine Mann mit dem unten beigefügten deutschen Zweizeiler zufriedengestellt wurde, der, ganz im Sinn spätmittelalterlicher Totentanzdichtung, doch nichts anderes sagen sollte als: Im Tod sind alle gleich, da nützen Ehre, Kenntnisse und Gut niemandem. Dass der Wortlaut im Myconius-Nachlass lateinisch und deutsch vorliegt (vgl. Katalog Basel 1986, Nr. H 45–48), erklärt sich zweifellos daraus, dass es sich um das Blatt handelt, auf dem der Antistes den Text am 19. Juli 1542 dem Rat zur Begutachtung vorlegte. Ob sich Mykonius darüber im Klaren war, dass die damit bezweckte Gleichstellung der Basler Reformationsführer mit Erasmus gleichzeitig die Preisgabe eines – wenn auch vergleichsweise peripheren – Grundprinzips der zwinglischen Reformation bedeutete? «Das der lyb ordenlich in die erden bestattet wirdt, ist Christenlich. Das aber vil ceremonien gebrucht vnd erst hochprachtig gedåchtnussen (= Grabmäler) nach dem tod vfgerichtet werdend, ist heydisch vnd zeuerwunderen, das der Mensch in die toubsucht (= Verrücktheit) kumpt, dass er erst hoffarten wil, wenn er gestorben ist» (Bullinger, Bericht der krancken 1535, fol. Fijvo; zitiert bei Rohner S. 102). Doch wenn die Basler Reformationshäupter nun posthum Hoffart treiben durften, so verdankten sie das sicher nicht lutherischen Einflüssen, sondern Erasmus und dem christlich-humanistischen Genius loci, den dieser den Baslern als Vermächtnis zurückgelassen hatte.

Anhang II

Das älteste bisher bekanntgewordene Zeugnis dafür, dass in Basel schon vor 1556 bzw. 1564 Leichenreden beim Begräbnis von Bürgern üblich waren.

Von Thomas Grynaeus an Severin⟨Erzberger in Basel⟩

⟨Basel, vermutlich zwischen 1547 und 1556, vor 2. Aug. 1564⟩

UBB G I 26, 51 (Zettelchen von 11,5 auf 12 cm, ohne Adresse)

Die vorgeschlagene Datierung ergibt sich aus folgendem: Thomas Grynaeus (1512–1564) war im Februar 1547 aus Bern nach Basel zurückgekehrt, wo er verschiedene Stellungen an der Artistenfakultät bekleidete, bis er 1556 als Pfarrer und Superintendent nach Rötteln berufen wurde (vgl. AK Nr. 2594 und 2879). Der Adressat, der wegen seines aussergewöhnlichen Vornamens, seines Titels und Berufes unschwer mit Severin Erzberger (1520–1566) identifiziert werden kann, war, nachdem er 1541 magistriert hatte, von 1542 bis 1546 Pfarrer zu St. Jakob, 1546 bis 1562 zu St. Alban und anschliessend bis zu seinem Tod zu St. Martin, lauter Kirchen, die, wie St. Elisabethen, Filialen des Münsters waren (AK Nr. 3521). Allerdings lässt sich nicht ausschliessen, dass das vorliegende Stadtbrieflein erst anlässlich eines Aufenthalts des Thomas in der Stadt zwischen 1556 und 1564 geschrieben ist. Die Verstorbene könnte dann eine Dienstmagd seines 1541 verstorbenen Onkels Simon bzw. seiner Tante Katharina Grynaeus-Lompart gewesen sein. Doch gibt es keine triftigen Gründe für eine solche Spätdatierung (1560/62), wie sie der Basler Briefkatalog vornimmt.

Regest: *Grynaeus gelangt erneut an Erzberger und zwar mit der Bitte, wenn es ihm zeitlich möglich sei und dem Brauch nicht widerspreche, um vier Uhr zu St. Elisabethen die Leichenrede auf eine Dienstmagd zu halten. Diese sei nach achttägigem Krankenlager gestorben, nachdem sie die heftigen Schmerzen geduldig ertragen und das Abendmahl mit grossem Verlangen eingenommen habe. Er bittet nochmals, wenn es der Brauch nicht verbiete, diesen Liebesdienst zu tun, zumal es sich um eine entfernte Verwandte des Schreibers handle.*

.S. Rursus adsum, M. Seuer⟨*i*⟩ne optime, et rogo, si vacat à çeteris negotiis, vt hora quarta apud d. Elisabetam orationem funebrem habeas (si modo moris est[124], pro famulabus habere [)]. Decubuit ferè

per octiduum et patientissime maximos cruciatus perpessa. Cęnam cupide celebrauit. Rogo ergo, si moris est[124], tuam operam nobis non deneges. Bene vale.

Th. Grynaeus tuus.

[*Nachschrift senkrecht auf dem Rande links:*] Sanguine aliquid c⟨*oni*⟩uncta est, perinde lubet hoc pietatis ⟨officium⟩ praestare.

Anhang III

Eine neue briefliche Quelle zu Pellicans Basler Aufenthalt im Juni 1536. Erasmus wird auch darin nicht erwähnt.

Conrad Pellican an Oswald Myconius in Basel

⟨Zürich⟩ 11. Juli 1536

Regest: *Dankt für die zweimalige Beherbung. Hat keine Neuigkeiten zu berichten. Hofft, auch Johannes Zwick sei unterdessen (von Strassburg) über Basel zurückgekehrt und habe Briefe Capitos und Butzers dahin gebracht. Vadians Aphorismen über das Abendmahl sind unter der Presse. Er erhofft sich von diesen in der Konkordienfrage mehr Wirkung als von teuren Reisen nach Wittenberg und persönlichen Begegnungen. Über die Kriege des Kaisers und des französischen Königs gibt es nach wie vor nur vage Gerüchte. Will inskünftig häufiger schreiben.*

S.D. Maiora sunt tua in me hospitalitatis officia et beneficia, optime Myconi, pariterque fidelissime matrone vxoris tue, quam ut putem a me uicissim referendam dignam graciam, quam tu tamen pro candore tuo non exiges. Ego non obliuisci potero iacturam, ⟨*quam*⟩ tulisti non solum expensarum, sed temporis quoque ex mea presencia duplici[125].

Interim nihil nouorum didici, que scribere debeo, omnia salua offendi rediens. Spero per uos rediisse Zuickium[126] non sine literis Capitonis ad uos et Buceri. Iam sub prelo sunt Aphorismi Vadiani De eucharistia[127], quos longe pluris momenti ad concordiam spero facturos quam tot impense in Wittembergensem profectionem[128]: Candide scribenda puta magis concordie profutura quam personarum presenciam, vbi nescio quid humana reuerentia nimis humanos cogitatus ac sermones dictat et producere solet, que postea semotos non

pacificat. Literę uero inuariabiles passim diiudicari cercius posse uidentur, ubi libere dictabuntur.

Bella Cesaris et Galli iactantur adhuc semper incerto rumore. Vale, mi Myconi, et epistolas meas crebro mittendas amice suscipias et boni consulas minus excolendas. .11. Julij 1536.

Tuus Con. pellicanus.

[*Adresse:*] Osualdo Myconio Basiliensis ecclesię primario ministro seruo Domini. Amico[129].

Anmerkungen

[1] «11 Iulii, sub horam duodecimam intempestae noctis»; so Joh. Herwagen an B. Rhenan (Allen Nr. 3135, Z. 12 f.).

[2] Weil in Basel die Uhren eine Stunde vorzugehen pflegten.

[3] Das offizielle Todesdatum (12. Juli), welches das Epitaph bietet, beruht auf der Basler Uhrzeit. Sowohl Herwagen (vgl. Anm. 1) wie weitere Berichte über den Tod, die nach auswärts gingen oder dort niedergeschrieben wurden, rechnen jedoch auf die oberrheinische Normalzeit um und datieren auf den 11. Juli kurz vor Mitternacht. Vgl. hiezu die kritischen und abschliessenden Ausführungen, die A. Hartmann an versteckter Stelle in Gedenkschrift 1936, S. 12–14, publizierte.

[4] «Goudae conceptus, Roterodami natus», lautete die Formel, mit der Gouda sich später seinen Anteil am Ruhm des Erasmus zu sichern versuchte. Dies nicht zu Unrecht, indem Erasmus' Mutter, aus Zevenbergen stammend, in Gouda lebte und Erasmus daselbst seine Jugendjahre verbrachte. Der Vater jedoch ist nach neuesten Forschungen identisch mit einem Geistlichen namens Gherardus Helye . . . civitatis Rotterdammis, was mit den Angaben des «Compendium vitae» in bestem Einklang steht, sofern es die Vornamen von Vater und Grossvater betrifft (Vgl. Wolfenbüttler Renaissance Mitteilungen 9, 1985, Heft. 3, S. 127–129; Erasmus en zijn tijd: Katalog Rotterdam 1969, 2, S. 163; Allen 1, S. 47).

[5] Wir sind hier auf Vermutungen und Rückschlüsse angewiesen, da sowohl amtliche Protokolle wie briefliche und chronikalische Angaben fehlen. Wie labil und heikel die Situation anfänglich war, ergibt sich mit aller wünschbaren Deutlichkeit aus AK Nr. 1958, bes. Z. 33–36; Nr. 1960, Vorbemerkung, bes. Z. 14–16; ib. bes. Z. 41 f.; 1973. Dass Amerbach jedoch alles unternahm, um Erasmus zum Bleiben zu veranlassen, kann gerade die vorsichtige Formulierung von AK 1972, Z. 26–29 deutlich machen.

[6] Für die Einzelheiten sei auf die massgebende Monographie von Cornelis Reedijk, Das Lebensende des Erasmus, in: BZ 57, 1958, S. 23 ff. verwiesen, die für die vorliegende Studie vor allem auch durch ihren methodischen Ansatz wegleitend war: «Ich . . . hoffe im folgenden zeigen zu können, dass die Unsicherheit, die in bezug auf das Lebensende des Erasmus noch immer besteht, zum Teil das Resultat einer bewussten ‹taktischen› Vorbereitung ist, wobei Erasmus mit ebensoviel Sorgfalt und Verschwiegenheit zu Werke ging ⟨wie⟩ als [wenn] er rückschauend die Fakten seines Lebens in das Schema einzuordnen trachtete, das ihm am besten passte» (S. 24; vgl. S. 35; 43).

[7] Vgl. unten Anm. 94.

[8] Des. Erasmi Roterodami liber cum primis pius De praeparatione ad mortem, Basel, Froben/Episcopius, [Jan./März] 1534. – Vollständige Angaben über diesen Druck in Kat. Basel 1986, Nr. H 3, S. 216–218. Kritische Neuausgabe des Textes durch A. van Heck, in: Opera omnia Desiderii Erasmi Roterodami, 5. Abteilung, Bd. 1, Amsterdam 1977, S. 337–392 (Einleitung und Tafeln S. 321–336; ohne ausführliche kritische Würdigung des Gesamtwerkes). Das Verdienst, die autobiographische Bedeutung dieses Handbüchleins erkannt zu haben, gebührt C. Reedijk. – Ich zitiere hier und im folgenden die deutsche Übersetzung, die der Strassburger Reformator Caspar Hedio gleich nach dem Erscheinen auf der Fahrt nach Ettlingen (Baden) im Rollwagen niederschrieb und in Druck gab: Eyn vast Gotselig buch des . . . Desiderij Erasmi von Roterdam, Wie sich ein jeder mensch zům sterben vnd todt schicken vnd bereytten soll . . . Hagenau, Valatinus Robian, 29. Aug. 1534. – Vollständige Angaben in Kat. Basel 1986, Nr. H 4, S. 218 f. – Unser Zitat daselbst auf fol. XXXVIIIvo. «list» von mir anstelle des offensichtlich irrtümlichen «lust» emendiert angesichts der Tatsache, dass der Druck von Druckfehlern wimmelt und von Hedio offensichtlich nicht durchgesehen wurde. Die lat. Fassung S. 77 f.: «quod nemo creditur fingere in eo quidem articulo».

[9] Vgl. Kat. Basel 1986, Nr. H 7. 1–3, S. 221 f.

[10] Allen Nr. 3049, Z. 99.

[11] Vgl. Ak Nr. 2113, Z. 31 ff.: «Aliis ob ingrauescentis aetatis marcorem (Kräfteschwund) nonnihil de ingenio decedit ac memoriae beneficium perit, alii morbis ad labores praecipue animi sustinendos prorsus inhabiles redduntur: Hic, tametsi iam adfecta esset aetate et infirmissima ualetudine (calculo enim, morbo peculiari, articularis tandem accesserat) nihilominus in studiorum bonorum ac pietatis negotio adiuuando ita refractarius (kraftvoll) perstitit, *ut senex iuuenes, aegrotans sanos uinceret,* et ingenio uiuidus et memoria praestans et tollerantissimus laborum»; Z. 87 ff.

[12] Allen Nr. 3077 vom ca. 15. Dez. 1535: Damals litt er schon seit mehr als einem Monat daran.

[13] Allen Nr. 3104 Z. 67 ff.

[14] So z.B. im Februar 1536: Allen Nr. 3095, Z. 22 ff.; Nr. 3098, Z. 3 f.: Sed nunc, vtcumque, valeo (anlässlich der Errichtung des Testaments).

[15] Allen Nr. 3127. *Versöhnung* Z. 1–5; *vertraulich* Z. 55: Haec effudi in sinum tuum, quem scio non discingi temere.

[16] Allen Nr. 3126.

[17] Ueber Pellican (1478–1556) vgl. Christoph Zürcher, Konrad Pellikans Wirken in Zürich 1526–1556, Zürich 1975; daselbst S. 237 ff. über Pellicans Freundschaft und Streit mit Erasmus und S. 269–273 über die Versöhnung. Der 20. Juni als Datum des Besuchs zuerst in AK Nr. 2456 Anm. 5 errechnet und dann von Zürcher übernommen. Allen hatte indessen aufgrund einer breiteren Quellengrundlage schon zuvor angegeben «about 25 June 1536». Er steht damit der Wahrheit näher, gerade weil er den Wortlaut von AK, Nr. cit., Z. 33–35 noch nicht kannte: «si quarta ante eius obitum die Martis illi presens amicissimeque ultimo susceptus tale aliquid ab eo petiuissem». Zwar verstand dies Hartmann zweifellos richtig als «am vierten Dienstag vor Erasmus Tod», was den 20. Juni ergäbe. Doch lässt sich diese spätere Angabe keineswegs mit Pellicans Itinerar in Einklang bringen, wie wir es aus zuverlässigen gleichzeitigen Quellen kennen. Nach Vadian-Briefwechsel Nr. 893 (Pellican an Vadian, Zürich 7. Juli 1536; über seine Reise, ohne Erwähnung des Besuches bei Erasmus) war P. am 16. Juni nach Strassburg gekommen und reiste «post 8 diem» wieder ab, also frühestens am 24. Juni. Da er auf der Rückreise in Rufach übernachtete, kann seine Rückkehr nach Basel frühestens auf den Abend des 25. Juni bzw. den 26. Juni angesetzt werden. Damit fällt der 20. Juni von vornherein ausser Betracht.

Der folgende 27. Juni nun war jedoch ein Dienstag, und wir können davon ausgehen, dass Pellican sich den Wochentag besser merken konnte als die Woche. Da nun einerseits bekannt ist, dass Pellicans Chronikon auch bei Daten, die Pellican direkt betreffen, zahlreiche Unstimmigkeiten aufweist, können wir einen Irrtum bei der Angabe der Woche annehmen oder müssen sogar, in Anlehnung an den Wortlaut von Rhenan-Briefwechsel, wie Anm. 78, Nr. 405 (Pellican an Rhenan, 10. Feb. 1546), Z. 13: Amice congressus ei sum tercia hebdomada ante obitum viri Basileae et acceptus humanissime, cum Argentinam visitassem . . . emendieren in: «quarta ⟨hebdomada⟩ ante eius obitum, die Martis», so dass Pellicans Fehler sich bloss auf die Angabe der Woche beschränkte. An Laski schrieb der denn auch drei Jahre später ohne genaue Zeitangabe, aber völlig richtig: «Contigit, ut paucissimis ante obitum Erasmi nostri diebus . . . ab eo fermè tribus horis ultimum colloquium invitatus assequerer in domo Frobenii . . . mense Junio anno 1536 . . . *sine omnium expostulatione amicè colloquebamur*» (für die genauen Quellenangaben vgl. Allen und Zürcher, loc. cit.). Andererseits steht fest, dass es Erasmus am 28. Juni (vgl. oben S. 63 Anm. 26) vorübergehend besser ging nach einer ersten schweren Krankheitsphase, die auf den 20.–25. Juni anzusetzen ist, so dass ein dreistündiges Gespräch am 27. durchaus möglich erscheint. Und schliesslich wissen wir, dass der Empfang Pellicans durch die Basler Universität im Zunfthaus zum Bären – er ist offenbar nicht identisch mit dem durch die Drucker und weitere alte Freunde und deren Frauen im Gasthaus zur Blume (Chronikon, wie Anm. 111, S. 146) – am 30. Juni stattfand: «Item 30 Junij pro uino honorario, quo uniuersitas d. Pellicanum excepit in prandio zum Beren dominorum Decanorum consensu xij β» (StA UA K 8, 1533–1569, fol. 8vo), und dass er am 2. Juli wieder in Zürich zurück war (Vadian-Briefwechsel, wie oben). – Die Tatsache, dass diese Reise Pellicans nach Basel und Strassburg keinen offiziellen diplomatischen Charakter trug und dass sich Pellican sowohl am 7. Juli Vadian und am 11. Juli Myconius gegenüber (vgl. unten Anhang III) wie in seinem Chronikon über den Besuch bei Erasmus ausschweigt und erst 1541, 1544 und 1546 darüber an vertraute Freunde und später mündlich an Lavater Mitteilungen macht, gilt es genau zu beachten wie auch das Faktum, dass Erasmus der Einladende war, nachdem ihm Pellican am 18. November 1535 in einem ebenso ehrlichen wie schlichten Brief in ergreifender Weise die Hand zur Versöhnung und zur Erneuerung der Freundschaft geboten hatte (Allen Nr. 3072). Offensichtlich sollte die Öffentlichkeit von diesem Gespräch, an dem Erasmus ausserordentlich viel lag, nichts erfahren.

[18] Vgl. Anm. 17, Schluss. Vermutlich unterblieb die Antwort deshalb, weil sie so Persönliches hätte enthalten müssen, wie es Erasmus der Feder nie anvertraut hätte (vgl. die entsprechende Bemerkung an Glarean in Allen Nr. 3054, Z. 8). Und überdies dürfte er briefliche Beziehungen zu Zürich damals aus taktischen Gründen grundsätzlich gemieden haben.

[19] Wie Anm. 8, Übersetzung Hedios, fol. XVIvo: Also thun auch die jhenigen recht, welche im todtbett yederman verzeihen . . . vnd dargegen auch bittend, dz jnen verzygen werde, . . . Aber es ist Gott vil mehr angenem vnd gibt mehr sicherheyt vnd růg im gewissen, so man solichs thut bei gesundem leib, nit auss forcht des todts, sunder auss liebe in Christo (= lat. Text S. 34).

[20] Allen Nr. 1637, Z. 7 ff. und Vorbem. S. 208 oben.

[21] Allen, wie Anm. 17, Schluss, Z. 25 f. Vgl. Ch. Zürcher, wie Anm. 17, S. 278 f.

[22] Diese Mitteilung findet sich bei Ludwig Lavater (1527–1586, zuletzt Antistes in Zürich), Historia de origine et progressu controversiae Sacramentariae, Zürich 1563, fol. 28. Auf sie hat in der neueren Literatur zuerst Herminjard, wie Anm. 105, aufmerksam gemacht, und Zürcher, wie Anm. 17, S. 272 hat ihre Glaubwürdigkeit dargelegt. – Vielleicht war Erasmus auf Bullinger aufmerksam geworden, als dieser vom 30. Jan. bis 4. Febr. 1536 in Basel geweilt hatte anlässlich der Abfassung der

Confessio Helvetica prior. Wenn wir Bullingers deutsche Schriften ausschliessen (darunter auch den «Bericht der krancken», der erst 1540 ins Lateinische übersetzt wurde), so kommen als Lektüre für Erasmus folgende Bullingerschriften infrage: «De origine erroris in negocio Eucharistiae (1528)»; «De hebdomadis, quae apud Danielem sunt, opusculum (1530)»; die von Leo Jud besorgte Übersetzung des Wiedertäuferbuches von 1531 «Adversus omnia catabaptistarum prava dogmata (1535); «De prophetae officio (1532)»; die verschiedenen 1532–1536 noch getrennt publizierten Kommentare zu den neutestamentlichen Briefen und der grosse Kommentar zur Apostelgeschichte (1533), die Abhandlung über den Bund des Alten Testaments (1534) sowie die «Assertio utriusque in Christo naturae (1534)»; vgl. H. Bullinger, Bibliographie 1, Zürich 1972, Nr. 10; 27; 29; 33; 37; 38; 42; 43; 52; 53; 54; 62; 71; 72; 81; vgl. 80. – Ein erster Versuch, Bullingers Verhältnis zu Erasmus darzustellen, bei H. Mäder, wie Anm. 57, S. 113 und Anm. 4; S. 114 f.

[23] Froben spricht von mehr als 18 Tagen (Allen Nr. 3136, Z. 13 f.), Amerbach von mehr als 20 (AK Nr. 2113, Z. 104 f.) und Rhenan, der die Angabe aus zweiter Hand hat, von fast einem Monat (Allen 1, S. 53, Z. 29).

[24] Allen Nr. 3136, Z. 13. – Den gleichen Ausdruck braucht Erasmus selber am 11. und 13. März 1536 (Allen Nr. 3104, Z. 68 f.; 3106 Z. 11 ff.) für eine Erkrankung des Magen-Darm-Traktes, an der er seit Monatsanfang litt, so dass sein Magen jegliche Nahrungsaufnahme verweigerte. Es ist deshalb höchst wahrscheinlich, dass Allen Nr. 3097 = AK Nr. 1975, die Allen/Garrod wegen des Wasserzeichens ungefähr auf den Februar 1536 datiert und die in der AK Ende August 1535 («nach August 1535») eingereiht ist aufgrund der Erwähnung des Lambert Coomans, in diese Zeit gehört, indem damals vermutlich selbst die von Amerbach zugeschickte Krankennahrung Erasmus nicht mehr schmeckte. Vgl. Kat. Basel 1986 Nr. H 11, S. 223.

[25] Wie Anm. 23 (2); vgl. z.B. Allen Nr. 3135, Z. 14; 3134 Z. 1 und AK, Bd. 4 und 5, passim.

[26] Allen Nr. 3130 Z. 6 ff.; 39.

[27] Wie Anm. 24 oben, Z. 12.

[28] Allen 1, S. 54, Z. 41 ff. Vgl. hiezu AK Nr. 2041, Z. 28 f. – N. van der Blom in Rotterdam vermutet, dass auf dem Gemälde von H.A. Van Tright (1879) = Katalog Basel 1986 Nr. H 1, das sich heute im Depot des Museums Boymans-van Beuningen in Rotterdam befindet, diese Szene dargestellt ist, die seit eh und je bekannt war, während ein Besuch der drei Freunde Amerbach, Froben und Rhenan nirgends überliefert ist (freundl. schriftliche Mitteilung).

[29] Wie Anm. 28.

[30] AK Nr. 2036.

[31] Ich neige dazu, ersteres anzunehmen, im Gegensatz zu N. van der Blom, Die letzten Worte des Eramus, in: BZ 65, 1965, S. 195–214, hier bes. S. 204–207 (= Erasmus' laatste woorden, in: Rotterdams Jaarboekje 1966, S. 164–176 (mit Tafel), hier bes. 171). Vgl. unten Anm. 45.

[32] Allen 1, S. 54, Z. 36 f.

[33] AK Nr. 2036, Z. 2. Vgl. Capito, wie Anm. 55, Z. 48: «quantum exaudiri potuit, ingeminans».

[34] AK Nr. 2113, Z. 100 ff.: subinde – subinde. – Allen 1, S. 53, Z. 33: assidue; ebenda, S. 70, Z. 516: saepe repetitis vocibus. – Capito, wie Anm. 55, Z. 47: subinde. – Allen Nr. 3134, Z. 21 ff.: Vltima verba, quibus iterum atque iterum repetitis ac magnis suspiriis . . . aeditis . . .

[35] Vgl. Anm. 33 und Anm. 58.

[36] Vgl. Anm. 55 Schluss und dazu Kat. Basel 1986 Nr. H 20, S. 230.

[37] Allen Nr. 3134, Z. 23 f. und v.d. Blom, Letzte Worte, wie Anm. 31, S. 208.

[38] AK Nr. 2113, Z. 100–104.

[39] Vgl. Anm. 56.

[40] Reedijk, wie Anm. 6, S. 26.

[41] Ebenda, Anm. 16.

[42] Wie oben Anm. 8, Übersetzung Hedios, fol. XXXIro (= lat. Text S. 62 f.); fol. XXXIIIro (= lat. Text S. 67).

[43] Im Grunde genommen eine Selbstverständlichkeit, wird dieses Faktum durch Butzer bzw. dessen Informant Grynaeus ausdrücklich bestätigt (vgl. Anm. 55) sowie durch das Gerücht, das L. Ber «cuiusdam relatu» am 21. Juli 1536 in Freiburg zu Ohren kam (AK Nr. 2041, Z. 29 f.).

[44] AK Nr. 2036, Z. 1.

[45] Die Identifikation dieses «Sebastianus», den Hieronymus Froben gleichzeitig mit Amerbach ans Sterbelager des Erasmus rufen liess, damit dieser «domino tamen nescio . . . percipere possit ea, quae et ego audiui» mit Dr. med. Sebastian Sinckeler in AK Nr. 2036 A. 1 bedarf keiner weiteren Begründung. Hingegen ist nicht klar, was Sinckeler mitanhören sollte. Da Froben im genannten Brieflein zuvor schreibt, Erasmus Atem gehe «tam alte et celeriter», dass er daran zweifle, ob der Patient die bevorstehende Nacht überleben werde, ging es doch wohl nur um die Bestätigung der Diagnose des unmittelbar bevorstehenden Todes durch einen Fachmann, wobei dieser offensichtlich im Hintergrund bleiben musste, weil sich Erasmus ärztliche Hilfe verbeten zu haben scheint, offenbar ohne Qualen und seit Tagen auf das Ende hoffend. – N. van der Blom, wie Anm. 31, S. 205 f., glaubt zwar, es gehe hier um das Mitanhören der letzten Worte des Erasmus und darum, dass Amerbach beabsichtigte, eine Art Protokoll über diese aufzunehmen, wobei Sinckeler als Zeuge fungieren sollte. Ich kann mich dieser Ansicht nicht anschliessen, zumal nun zusätzlich feststeht, dass Simon Grynaeus im Sterbezimmer anwesend war. Ebensowenig kann ich v.d. Bloms ebenda S. 206 ff. vertretener These, Sinckeler sei der Verfasser des sogenannten Stromer-Briefes (Allen Nr. 3134 = AK Nr. 2037), der einzigen erhaltenen ausführlichen und ausschliesslich diesem Thema gewidmeten brieflichen Mitteilung über Erasmus Tod, beipflichten, nur schon deshalb, weil Sinckeler so oder so zu gut informiert war, um zu behaupten, erst der Tod habe Erasmus die Feder aus der Hand genommen (loc. cit. Z. 19 ff.).

[46] Über Lambert Coomans vgl. nun in Ergänzung von Allen Nr. 3052 Z. 19: Contemporaries 1, 1985, S. 336, doch kann ich dem abschliessenden Satz: «His claims that Erasmus had died in his arms, commending himself to the Holy Virgin, cannot be verified independently», aufgrund von Reedijks Ausführungen (wie Anm. 6, S. 27–33) keineswegs beipflichten. – Zur Formulierung «si . . . adfuerit» vgl. Reedijk, wie Anm. 6, S. 29. Sie wird auch mehrfach für Grynaeus Anwesenheit verwendet. – Zu Coomans Anwesenheit vgl. auch AK Nr. 2041, Z. 29 f.

[47] Vgl. [Ludwig Sieber], Inventarium über die Hinterlassenschaft des Erasmus vom 22. Juli 1536, Basel 1889, (= anastatischer Neudruck in: Erasmi Roterodami compendium vitae, Basel 1986, S. [45] ff.) S. 8 und Anmerkung 30 auf S. 15: «Von den grossen Silberstücken . . . Drei erhielt Andreas Giesser, der den Erasmus in seiner letzten Krankheit gepflegt hatte.» Die hier nicht genannte Quelle für diese Angabe ist das aus acht Pergamentblättern bestehende Notariatsinstrument des Notars Adelberg Salzmann über den Vollzug der Verfügungen des Erasmustestaments vom 11. Jan. 1538 (C VIa 71 I, fol. 46–53; Zeugen, neben den selbstverständlich anwesenden Testamentarien Hieronymus Froben und Nikolaus Episcopius, die Universitätsdozenten Seb. Sinckeler, Joh. Sphyractes und Joh. Oporinus): «So dann haben wir ouch Andressen giesser, so do doctor Erasmo jnn der kranckheit gwartet, zur vereerung geben, die úberigen drij grossen stuck silber, deren yedes ein guldin thut, das also allein die vier cleinen vorhanden.» «Letzte Krankheit» ist somit eine Interpretation Siebers, die richtig sein kann, jedoch nicht zwingend sein muss,

zumal man eher Coomans in dieser Rolle sehen möchte. Es könnte sich um einen Pfleger handeln, den vielleicht Froben aus seinem Personal gestellt hatte. Er bleibt zu identifizieren, wobei nicht klar ist, ob «Giesser» bereits Familienname oder noch Berufsbezeichnung (Schriftgiesser) ist. Dass Erasmus in Basel gelegentlich und vorübergehend über mehrere Bedienstete verfügte bzw. mehrere wünschte, ergibt sich aus Allen Nr. 3052 Z. 19 ff. und Nr. 3037 Z, 27 f. (anders Reedijk, wie Anm. 6, S. 64, Anm. 173, Schluss).

[48] Über Simon Grynaeus (1493–1541; vgl. MUB 2, S. 2 Nr. 12) gibt es nach wie vor keine umfassende Biographie, und es ist deshalb ebenso bezeichnend wie unverzeihlich, dass er in der TRE 14, 1985, fehlt. Es ist somit immer noch von RE 7, 1899, S. 218 f. (W.Th. Steuber und R. Staehelin) auszugehen, indem in NDB 7, 1966, S. 241 f. mit Ausnahme einiger Lit.-Nachträge nichts wesentlich Neues steht und in Contemporaries 2, 1986, S. 142–146 besonders die Beziehungen zu Erasmus aufgrund der Briefe berücksichtigt sind. Hier wird Grynaeus' Anwesenheit beim Tod als «not impossible» bezeichnet, obwohl der Autor den Angaben der Strassburger als bloss auf dem Hörensagen beruhend nicht traut und vermutet, dass sie Luther gegenüber «were probably anxious to establish that a Protestant divine was present at Erasmus' deathbed». Dem ist entgegenzuhalten, dass Grynaeus nie Priester gewesen war und dass zuerst bewiesen werden müsste, dass er als Professor der neutestamentlichen Theologie wirklich dem Basler Ministerium angehörte. Könnte er nicht gerade dadurch, dass er weder das eine gewesen war noch das andere war, Erasmus und seinen Freunden als diesbezüglich neutrale Persönlichkeit besonders willkommen gewesen sein? Ein Hindernis können dabei die vorausgegangenen Unstimmigkeiten nicht gewesen sein, waren sie doch vergleichsweise harmlos verglichen mit dem Zerwürfnis mit dem nun wieder rehabilitierten Pellican. – Das genaue Datum der Übernahme der theolog. Professur (Contemporaries: «From about 1536») in AK 2015 Vorbem.

[49] Vgl. Anm. 48. – Reedijk, wie Anm. 6, S. 63 f. versucht vor allem die Motive zu erhellen, die eine allfällige Anwesenheit des Grynaeus und das Verschweigen dieser Tatsache durch Amerbach/Rhenan erklären könnten, ohne dass er zur Frage der Zverlässigkeit der Überlieferung eindeutig Stellung nimmt. Statt dessen wird das Problem in Anm. 173 zusätzlich kompliziert durch Einbezug eines Ianus Morellus Grinaeus in die Diskussion, der Erasmus die Augen geschlossen haben soll, ohne dass mit letzter Deutlichkeit festgehalten wird, dass dieser Morellus, – ein Problem bzw. eine Legende für sich –, aus der Diskussion um Grynaeus' Anwesenheit im Sterbezimmer auszuklammern ist. Dies ganz im Gegensatz zu der von Reedijk (S. 64, Anm. 173) beigebrachten wichtigen Notiz aus den Athenae Rauricae von 1778 (S. 71, s.v. Grynaeus): «Grynaeus . . . Erasmo aegrotanti et morienti, variis ipsi pietatis praestitis officiis, ad extremum vsque halitum adstitit . . .», die, weil sehr spät, dringend auf ihre Quellen hin hätte untersucht werden müssen. – Reedijks Auffassung, dass Butzers Formulierung: «Grynaeus iugiter adfuit *morituro* cum Bonifacio», den Eindruck bestärke, Erasmus sei in den letzten Augenblicken tatsächlich allein gewesen, kann ich – vor allem auch wegen des iugiter – keineswegs beipflichten (vgl. unten Anm. 55).

[50] Vgl. unten Anm. 55.

[51] Erstmals publiziert von Martin Steinmann, Johannes Oporinus, Basel 1966, S. 14, Anm. 94. Die von Steinmann teilweise regestierte Formulierung lautet in Extenso: «Nuper D. Eras. Roterodamus apud nos mor⟨tuus/ est 11, nisi fallor, Julij, de cuius obitum forte aut scrip⟨sit/ iam aut scribet proxime Grynaeus noster, qui morienti adfuit» (Clm 10370, 178: Oporin an Joachim Camerarius, 1. Aug. 1536; nach photographischer Aufnahme, die mir M. Steinmann zur Verfügung stellte). – Ein entsprechender Brief ist unter den Grynaeus-Briefen in der Münchner

Camerarius-Sammlung, die mir auf Mikrofilm zur Verfügung standen, leider nicht zu finden, und es ist anzunehmen, dass Grynaeus gar noch nicht dazu gekommen war, Camerarius zu schreiben, als Oporin im Oktober 1536 (erstes Drittel) diesen in Tübingen mündlich informieren konnte (MelBW/R 2, Nr. 1793, S. 273).

[52] Heinrich Pantaleon, Prosopographia III, Basel 1566, S. 212 (s.v. Grynaeus): «Ipse uerò uocatus Basileam redijt (sc. von Tübingen, wo er bei der Universitäts- und Kirchenreform mitgewirkt hatte), & Erasmo morienti, sibi amicissimo, anno 1536 extrema pietatis officia exhibuit . . .»; ders., Heldenbuch III, Basel 1570, S. 219: «Als er heim kommen/vnd Erasmus sein gute⟨r⟩ freünd kranck gewesen/hatt er jn heimgesuchet/vnd biss zu seinem absterben alle liebe erzeiget.» Als Quellen gibt Pantaleon an: Melanchthon, Conrad Gesner und J.J. Gryneaus; ich bin diesen nicht nachgegangen. – Es dürfte somit keinem Zweifel unterliegen, dass Pantaleon mittelbar oder unmittelbar die Quelle für die Athenae Rauricae war (vgl. oben Anm. 49), wobei einzig «ad extremum vsque halitum adstitit» eine per interpretationem gewonnene Ergänzung der letzteren ist. Das handschriftliche Theatrum virtutis et honoris, Bd. 1, S. 70 (17. Jh.; UBB E.J. I 21a) kommt als solche nicht infrage, da es dort nur lapidar heisst: «An. 34. à Principe Ulrico Tubingam vocatus, An. 36. morienti Erasmo affuit».

[53] Pantaleon, wie Anm. 52/1, S. 49: «Erasmus uerò uita functus, ipso urbis magistratu, omnibus professoribus facultatum, cunctis studiosis et scholaribus *(inter quos ipse fui)* maiorique parte ciuium comitatus, & ad sepulchrum honorificè delatus, in cathedrali templo iuxta anteriorem partem chori ad sinistram terrae mandatus fuit.» – Pantaleon, wie Anm. 52/2, S. 60: «Als aber Erasmus gestorben/warde er durch der stadt Oberkeit/darzu von der hohen schul Professoren/studenten/schuleren (vnder welchen ich auch gewesen) mit sampt viel ehrlichen burgeren beleydtet/gantz ehrlich in das Münster zu grab getragen/vnd zu der lincken hand dess Chor in die erden gelegt.» – Pantaelon war damals 14jährig und noch Lateinschüler; die Universität bezog er erst im Studienjahr 1538/39 (MUB 2, 21, Nr. 21).

[54] Vgl. Anm. 48.

[55] Vgl. hiezu auch oben S. 72. Es handelt sich um die Briefe Capitos (Strassburg, 20. Juli 1536) und Butzers (Strassburg, 22. Juli 1536) an Luther, die Reedijk, wie Anm. 6., auf S. 27 nach der Ausgabe von Enders erwähnt (Anm. 17) und auf die er S. 63 f. näher eingeht, ohne ihren Aussagen jedoch volle Zuverlässigkeit zuzubilligen. Sie sind nun in der WAB, Bd. 7, 1937, Nr. 3048 und 3050 zu benutzen. Daselbst in der Anm. 9 auf S. 468 die wichtigsten Belege dafür, dass Grynaeus mit Karlstadt zusammen am 14. Juli, also am zweiten Tag nach Erasmus' Bestattung, in der Angelegenheit der Wittenberger Konkordie nach Strassburg reiste, so dass die Strassburger ihr Wissen über Erasmus' Tod und seine letzten Worte aus erster Hand hatten. Beide Briefe sind heute nur noch in den Abschriften des 19. Jh. im Thesaurus Baumianus erhalten. Zum Capitobrief und seiner Überlieferungsgeschichte vgl. Katalog Basel 1986, Nr H 19, S. 229. Der einschlägige Wortlaut: «Item Erasmus Roterodamus undecima Iulii post mediam noctem *praesente Gryneo animam reddidit,* subinde ‹Christum, Deum, misericordiam›, *quantum exaudiri potuit, ingeminans;* testamento pauperum rationem benigne habuisse fertur; Basilae mortuus est, inter Lutheranos haereticos, nam id nominis ubique ferimus ab inimicis.» Butzers Formulierung: «Erasmus undecima Iulii hora duodecima medio noctis animam invocando nomen Ihesu et misericordiam Dei efflavit Basileae; ibi quoque pio funere sepultus est. Testamentum aiunt etiam pium condidisse. Testamentarii sunt D. Bonifacius Amerbachius et Hieronymus Frobenius. Grynaeus iugiter adfuit morituro cum Bonifacio. Dicitur studiosis et pauperibus et puellis elocandis Basileae multa legasse. Senio potius, quam alio morbo, extinctus est.» Da diese beiden Briefe nachweislich über Frecht in Ulm nach Augsburg spediert wurden und Butzer dieser Sendung einen

(nicht erhaltenen) Brief an Frecht beilegte, kann auch die Mitteilung, die Frecht am 29. Juli 1536 an A. Blarer in Tübingen über Erasmus' Tod macht, Authentizität beanspruchen (Schiess, Blarerbriefwechsel 1, Nr. 716; vgl. Katalog Basel 1986 Nr. H 20, S. 230): «Grynęus cum Carolostadio Argentinę fuerunt. Queritur in literis Bucerus Grynęum nostrum plura philosophica quam theologica miscere disputationi de praesentia et exhibitione veri corporis Christi. – Erasmus ille Roterodamus 11. Iulii in nocte circa 12. horam obdormiit et cum hac voce: ‹Iesu, fili David, miserere mei› animam efflavit, honorifice sepultus in summo templo ante aram virginis deiparę. Hunc virum deus invidit indicto concilio, quod utinam Paulus Paulino spiritu celebret.»

[56] AK Nr. 2113, Z. 107 f. Vgl. u.a. auch Nr. 2059, Z. 9 und 2126, Z. 14 (sanctissime hinc emigrauit). Es ist zu beachten, dass «sanctus» nebst der Frömmigkeit im engeren Sinn auch all das umfasst, was man einst mit den heute aussterbenden Wort «Tugend» umschrieb. Das Wort «Christ» füge ich hinzu, weil aufgrund des brieflichen Echos von L. Ber und E. Schets (Nr. 2043, Z. 4: christianissima demigratio; Nr. 2052, Z. 4: christianissimus illius finis) auf die entsprechenden verlorenen Todesanzeigen Amerbachs angenommen werden darf, dass in letzteren das Averb «christianissime» als Synonym für «sanctissime» verwendet worden war.

[57] Vgl. hiezu Kurt Mäder, Die Via media in der schweizerischen Reformation. Studien zum Problem der Kontinuität im Zeitalter der Glaubensspaltung. Zürich 1970, insbesonderse S. 89 ff. (Die humanistische Via media) und daselbst S. 106–117 (Die zentrale Bedeutung des Erasmus für die Via media).

[58] Darauf weist mit Recht und Nachdruck N. van der Blom, wie Anm. 31, S. 208 f. hin, und es ist bezeichnend, dass Pantaleon (Prosopographia, wie Anm. 52/1, S. 49) sinngemäss interpretierend schreibt: «. . . Christi misericordiam extremis saepe repetitis uocibus implorantem, atque hanc uocem: Lieuer Gott, Lieuer Gott ende es bald, aliquoties repententem», wobei einzig auffallend ist, dass er auch das «fac finem» auf Deutsch gibt. – Was den Gebrauch der Muttersprache in der letzten Lebenszeit anbelangt, so ist darauf hinzuweisen, dass Erasmus nach dem Abgang des Gilbertus Cognatus, dessen Muttersprache Französisch war, wieder einen Amanuensis aus dem deutschsprachigen Teil der Niederlande begehrte (Allen Nr. 3037 und 3052).

[59] Im Testament vom 22. Januar 1527: «Sepulturae cura sit penes heredem sumptu nec sordido, nec ambitioso, ritu ecclesiastico, sic ut nemo queri possit» (L. Sieber, Das Testament des Erasmus vom 22. Januar 1527. Basel 1889, S. 10). In der Erbsatzung und Testierbewilligung des Basler Rates vom gleichen Datum: «. . . so er . . . Todes abgangen ist . . , Das dann die Obgemellten sine Testamentarien sinen todten lyp zů gewichter Erden bestatten, sin lybuolg, Sübenden vnd Drissigisten, wie er inen das von Mund, oder in Schrifft beuelhen wyrt, began . . . sollen . . .» Ebenso werden die Executoren hier noch «Seelwarte» genannt und die Vergabungen erfolgen «zu Gottes Ehre und seiner Seele Heil» (op. cit. S. 14 f.; vgl. dazu Katalog Basel 1986 Nr. H 29.1, S. 236).

[60] Wie Anm. 8, Übersetzung Hedios, fol. XXVIIIro/vo (= lat. Text S. 56–58): «So aber vileicht der priester nit ma[n]g bekummen werden (zwecks Beichte), soll er (= der Sterbende) nit gleich (wie dann die aberglaubigen thun) zaghafft werden vnd verzweiflen, sonder soll Gott von hertzen sein vngerechtigkeyt bekennen, welicher nach seiner barmhertzigkeyt des hertzen begird (= den Wunsch, zu beichten) vnnd meynung fur das werck (= anstelle der Beichte) vffnemen würt, vnd das da manglet an dem ausserlichen zeichen der sacrament, würt er auss besundern gnaden von dem seinen erfüllen (= aus dem Seinen ergänzen). Aber eben der Gott, so es von nöten ist, mag on zeichen der menschen heyl wol radten vnd helffen . . . Diss hab ich . . . darumb wöllen vermanen, das wir offtermals sehen, wie ettliche vast bekümmert sind,

so es sich ansehen lasstt (= wenn es den Anschein hat), das sie on gwonliche beicht der kirchen, Sacrament vnnd die letst öllung verscheyden sollen. Ja wir hören auch offtermals von vielen solche reden: Der ist Christlich gestorben, Er hat treymall vor seim todt gebeicht vnnd alle sacrament enpfangen. Dargegen so machen wir d[e]⟨a⟩s creütz für vns, so wir hören, das yemans on diesen gebra[n]⟨u⟩ch verscheyden ist . . . Aber vil mher ist Christlich, das eyner glauben vnnd liebe wünsch vnd begere, on welche die sacrament nichts nützen . . . Dann ich eygentlich darfür habe, das vil, die w[i]⟨e⟩der von prister absoluiert n[a]⟨o⟩ch das sacrament entpffangen n[a]⟨o⟩ch die letst öllung, noch [die] vffs geweicht begraben sint (nec ecclesiastico ritu = nicht nach kirchlichem Brauch), die verscheyden in die ruog (= Ruhe = requies aeterna) vnnd seligkeyt, so (= während) die andern, (bei denen) alle ceremonien herlich gehalten (wurden) vnnd (die) auch im tempel (= Kirche) bei dem hohen altar (= Hochaltar, Hauptaltar) begraben sint, zůr hellen hinzuckt werden. Des haben wir exempel in denen, die in schiffbruch, durch entha[l]⟨up⟩tung oder sunst durch eyn vnuersehene kranckkeit ⟨o⟩der zufall verscheyden vnnd vmbkummen. Disen ist nun das vertruwen zůgeben, dz sie gewisslich glauben sollen, wie das sie nit weniger absoluiert seien, dann als ob sie dem priester gebeicht hetten, vnd das sie nit weniger geystlicher gab entpfangen, dann ob (= als wenn) sie schon das sacrament vnd ⟨ihnen⟩ die letst öllung were mitgeteylet worden . . . So offt vns die not an begerten dingen (= Beichte usw.) verhindert, pflegt Gott nach seiner güte dz hertz anzůnemen.» – Dass den vorliegenden Ausführungen ganz besondere Bedeutung zukommt, ergibt sich daraus, dass sie Erasmus – wohl erst anlässlich der Endredaktion – dem autographen Manuskript nachträglich einfügte: Kopenhagen, Königliche Bibliothek, Mscr. G.K.S. 95 fol., fol. 72ro als Nachtrag zu fol. 69 (im lat. Text S. 56, Zeile 5 von unten bis S. 59, Zeile 1).

[61] Vgl. hiezu und zum folgenden Anhang I mit dem Exkurs über das Funeralwesen in den reformierten Städten der Eidgenossenschaft im 16. Jh. – Das zitierte Dictum findet sich bei L. Lavater (vgl. ebenda): «Defunctorum cadauera non abijcit ecclesia Tigurina instar asinorum.» Lavater spielt hier eindeutig auf Jeremia 22, 18–19, an, auf den Weheruf des Propheten über Jojakim, den Sohn des Königs Josias: «Nicht wird man um ihn Totenklage halten . . . Man wird ihn nicht beweinen: . . . *Wie man einen Esel begräbt, wird man ihn begraben,* wird ihn fortschleifen und hinwerfen vor die Tore Jerusalems.» Dass sich die Schweizer Reformatoren mit entsprechenden Vorwürfen konfrontiert sahen, lässt sich belegen. Schon 1528 wehrten sich die Haslitaler dagegen, dass sie inskünftig «ân mes und sacrament, *wie das fich,* sterben můsti⟨n⟩d» (Rohner, wie Anhang I S. 76, S. 13 f.). Und Calvin legt in seinen Erörterungen über Tod und Begräbnis grosses Gewicht darauf, dass sich der Mensch durch «les marques de la vie immortelle» von den «bestes brutes» unterscheide und verweist in diesem Zusammenhang auf jene Jeremia-Stelle (Rohner S. 20, Anm. 4; S. 21). 1554 schildert ein Altgläubiger eine Bestattung in Genf folgendermassen: «. . . et ainsi, le vont jetter à la fosse, sans rien dire, ny faire *aucune cérémonie, non plus que pour un chien ou un cheval* . . . Qui mostre telle canaille (= die Genfer) estre inhumains» (Rohner S. 30). – Zweifellos handelt es sich bei solch radikaler Säkularisierung der Bestattung um eine (damals notwendige) Überreaktion auf den spätmittelalterlichen Totenkult und seine Auswüchse.

[62] Vgl. das herkömmliche «ritu ecclesiastico» von 1527 in Anm. 59. Die gleiche, unangebrachte bzw. vielleicht absichtlich den Tatbestand des Begräbnisses nach reformiertem Brauch vernebelnde Formulierung im sog. Stromer-Brief (vgl. oben Anm. 45: «iuxta ritus Christianae ecclesiae). Richtig bei Butzer: «Pio funere» (Vgl. oben Anm. 55) und bei Birk: «funus honorificum» (vgl. Anm. 109).

[63] Im Original (Erasmuslade Urk. I. 8: 1527, Jan. 22) wie in den offiziellen notariellen Abschriften (ebenda Urk. I. 14: 1536, Juli 18; StA, Ratsbücher C 6,

1534–1538, fol 131ro) steht eindeutig «lib-, lybuolg», während die private notarielle Abschrift von 1538, Jan. 11 (UBB C VIa 71 I, fol. 58) ein verderbtes «libfell» aufweist. Der Ausdruck ist in den Wörterbüchern und im hds. Nachtragsmaterial des Idiotikons nicht zu finden. – Das Simplex «folg(e)» (französisch «suytte»: 1541; Rohner, wie Anhang I S. 76, S. 27) stellt zweifellos eine Übersetzung von «exequiae» dar und bezeichnete dementsprechend vor der Reformation das «Leichenbegängnis mit Darbringung des Messopfers» (so Lexer, Mhd. Hdwb. 3, Leipzig 1878, Sp. 440 richtig; Schwd. Idiotikon 1, 1881, Sp. 810 ungenau «Leichengeleit», beide aufgrund von Basler Chroniken 1, 33 und 36, wo es um die Abschaffung der Folge = Exequien geht). Im gleichen Sinn ist der Ausdruck auch in der Basler Reformationsordnung verwendet (vgl. Anm. 74) und bei Kölner, Basler Friedhöfe, 1927, S. 47 belegt (vor 1529; ebenda «*Leidfolge,* Seelenmesse und Jahrzeit» als Schwerpunkte bruderschaftlicher Funeraltätigkeit dürfte ein Lese- oder Druckfehler sein; vgl. jedoch «Leichfolge» bei Grimm 6, 1885, 624 (Breslau 1659). Vgl. die weiteren Einzelbelege, die ich den Damen Dr. Jörg und L. Arter vom Schweizerdeutschen Idiotikon verdanke: «volgenen, jarzitt, singen, orglen» (Basler Chroniken 6, S. 111, Z. 8 im Index richtig als «Leichenfeier mit Messe» gedeutet; ebenda S. 453 Z. 2); vgl. ferner Ch. Schmidt, Hist. Wb. der elsässischen Mundart, Strassburg 1901, S. 106 (Beleg aus Murner) und Dt. Rechtswörterbuch 3, 1935, Sp. 604 aufgrund des Idiotikons und eines Belegs von 1737 aus Dithmarschen, der nur noch für «Leichengeleit» steht. Der Band «L» fehlt hier noch.

[64] L. Lavater, De ritibus . . ., vgl. Anhang I S. 75. Vgl. auch Joachim Vadian, Diarium 1530, Nr. 114, in: J. von Watt, Deutsche historische Schriften 3, hgg. von E. Goetzinger, St. Gallen 1879, S. 265: «Nota: im 1529 jar, nachdem man die grabstain ab dem kilchhof tůn hat, ward angesechen, dass man richs und arms nach ainandern graben sölt (= ohne Unterschied der Reihe nach begraben) und die sonderbaren grebnussen (= Sondergräber, Familiengräber sc. der Reichen) ab sin zů S. Gallen». «Nota» deshalb, weil es sich um einen Nachtrag handelt, der zweifellos den entsprechenden Ratsbeschluss treu wiedergibt.

[65] Lucan, Pharsalia 7, 819: Caelo tegitur, qui non habet urnam. – Erb kannte dieses Zitat wahrscheinlich direkt oder indirekt aus Augustinus, De civitate Dei contra paganos 1, 12 (De sepultura humanorum corporum, quae Christianis etiamsi fuerit negata nil adimit), wo die Bedeutung des Grabes für die Christen, also die vorliegende Problematik, diskutiert und darauf hingewiesen wird, dass die Heiden keinen Grund zum Spott hätten, da selbst antike Philosophen «sepulturae curam» geringschätzten und selbst ganze Heere von erschlagenen Vaterlandsverteidigern oft unbegraben blieben, so dass «licuit de hac re *poetis* plausibiliter dicere: . . . (folgt das Zitat). – Mit dem genannten Kapitel aus De civitate Dei und dem anschliessenden 13. (Quae sit ratio sanctorum corpora sepeliendi) ist zweifellos eine der Quellen freigelegt, woraus die Reformatoren schöpften, als sie das Funeralwesen neu zu regeln versuchten. – Den Hinweis auf Lucan und Augustin verdanke ich Prof. Dr. F. Heinimann.

[66] Aus einer der Predigten, die Matthias Erb nach seiner Absetzung in Reichenweier (Elsass) und Emigration nach Rappoltsweiler in der Schlosskapelle zu Rappoltstein hielt (zw. 1560 und 1571), zitiert nach H. Rocholl, M. Erb, in: Beiträge zur Landes- und Volkskunde von Elsass-Lothringen 6, 1907, S. 34 (einzelne Korrekturen sind stillschweigend vorgenommen). Vgl. hiezu auch die klaren, jedoch gänzlich unpolemischen Ausführungen H. Bullingers, in: Bericht der krancken, Zürich, Oktober 1535, Kap. XIII (Von der begrebt der lychnamen/ . . .).

[67] W. Näf schliesst seine massgebliche Vadianbiographie (Vadian und seine Stadt St. Gallen 2, St. Gallen 1957, S. 529) bezeichnenderweise, ohne eine Wort über die Bestattung zu sagen, während Vadians Freund und erster Biograph Joh. Kessler

immerhin vermerkt: «Sepultus ad parentes et proavos suos magno patriae luctu» (Johannes Kesslers Sabbata, wie Anm. 118, S. 608); eine Art Epitaph wurde ihm zu Ehren in der von ihm gestifteten Stadtbibliothek angebracht (ibidem).

[68] Haller wurde «von einem gantzen Rath, und vast samtlicher Burgerschafft zum Spital begleitet, und dort in seine kühle Ruhestatt gelegt» (Lebens-Beschreibung Berchtold Hallers, Bern 1741, in: Bernisches Mausoleum 2, Bern 1741, S. 557). Beim Oberen Spital befand sich nach der Reformation und der Aufhebung des Münsterfriedhofs einer der vier Berner Quartierfriedhöfe (A. Frick, wie Anhang I S. 77, zum 24. März 1531).

[69] Für Comander ist – abgesehen von mangelnden Angaben über Tod, Bestattung und Grab – nicht einmal das genaue Todesdatum bekannt. Zweifellos wurde er jedoch in dem für die ganze Stadt 1528 vor den Mauern neuangelegten Scaletta-Friedhof (heute Stadtgarten) beigesetzt (W. Jenny, Joh. Comander 2, Zürich 1970, S. 452 f.).

[70] Carl Pestalozzi, Heinrich Bullinger. Leben und ausgewählte Schriften. Elberfeld 1858, S. 499: «Am folgenden Tage wurde seine ird. Hülle mit allgemeiner tiefer Trauer unter Theilnahme der ganzen Stadt zu ihrer Ruhestätte geleitet. Er wurde im Kreuzgang des Grossmünsters begraben neben . . . Peter Martyr und seiner . . . Hausfrau «unter dem langen Steine, wo man herab tritt vom Kreuzgang» bei dessen nördl. Eingang.

[71] Zu Calvin vgl. Rohner, wie Anhang I S. 76, S. 28 ff. Allerdings sind ihre Ausführungen insofern unzulänglich, als es bei Calvin nicht um die allgemeine Frage ging und geht, in welchem Friedhof bzw. in welcher Abteilung dasselben (es ist der 1536 vor der Stadt in Plainpalais neuangelegte) sich das Grab befindet, sondern stets darum, dass sein Grab sowenig wie alle anderen markiert wurde und so nicht mehr genau zu lokalisieren war und ist.

[72] Vgl. G.W. Locher, Die Zwinglische Reformation im Rahmen der europäischen Kirchengeschichte, Göttingen 1979, S. 533, Anm. 252 mit Lit.

[73] Bezeichnend ist, dass weder in Hans Gundelfingers noch in Simon Grynaeus' Bericht über Oekolampads Tod auch nur ein Wort über das Begräbnis und das Grab gesagt wird sowenig wie in Bertschis Bericht an Bullinger vom 27. Nov. 1531. Den Münsterkreuzgang als Stätte der Bestattung nennt erstmals der Anonymus bei Conrad Schnitt. Angaben über das Leichenbegängnis finden sich erstmals 1532 bei Bullinger: «. . . biderb lüt . . ., die by sinem end gsin und in hernach in bywäsen der burgermeystern, rädten, adels und gantzer statt Basel eerlich begraben habend», und 1536 bei Joh. Stumpf: «. . . von eym ersamen radt und gemeyner burgerschafft. . . gar kleglich mit grosszem leyd zur erden bestattet etc.» Schliesslich berichtet auch Pantaleon vom Leichenbegängnis: «Eius corpus magna hominum frequentia in cathedrali Ecclesia honorificè sepultum fuit» (wie Anm. 52/1, S. 106, unter Verweis auf Capitos Vita und einen Anonymus, was unvollständig ist, da er auch Grynaeus' Bericht über den Tod ausschreibt) und: «Sein leichnam warde mit grosser menge dess volck in dess Münster creützgang ehrlich zu der erden bestattet . . .» (wie Anm. 52/2, S. 119 unter blossem Verweis auf Capitos Vita). Die schriftlichen Angaben über den Ort der Bestattung verloren ihre Bedeutung, nachdem 1542 die Reformatorentafel angebracht war. Dass die Lokalisierung des Grabes 1542 mühelos gelang, hängt zweifellos mit dem Plattenbelag des Kreuzganges und der Kontrolle, welche sich anlässlich der Beisetzung von Simon Grynaeus und BM Jakob Meyer 1541 ergab, zusammen. Dementprechend heisst es denn auch in der Epitaphinschrift: «. . . sub breve saxum hoc reconditus est». – Dass Oekolampads «Gedächtnis» gemäss Basler Kirchenordnung am Freitag, den 24. Nov., gehalten wurde, und zwar nach der Beisetzung, im Rahmen der üblichen Wochenpredigt, die um 9 Uhr im Münster stattfand, wissen wir nur zufällig aus dem in verächtlichem Ton gehaltenen

Bericht des Vogtes zu Zwingen an den Bischof Ph. von Gundelsheim in Pruntrut: «. . . so ist er uff Fritag hoch an der canczlen durch (den Münsterprediger T. Limperger) anzogt worden (indem mitgeteilt wurde), wie ein seliger, helliger und durch den helligen geist erluchter man, der ouch ungezwifflet uff dem stůl Gottes ne[m]⟨*b*⟩en Got, dem vatter, sitze, mit namen der hochwirdig bischoff, bischoff Hans Eclampadius, der wissenttlich ein rechter bischoff und selsorger gewesen und um Gotz willen vil erlitten, wan in wib und man so unge[h]⟨*b*⟩ür angesehen, an die wend und an die husztürre geschriben und im schmoch gethon, hat er alls um Gots willen dulltiklich gelitten, mit vil mer erren und lobs, ⟨*dann*⟩ sannt Franci⟨*s*⟩cus g⟨*h*⟩an, schloffen [?] (= vermutlich: womit er sich viel mehr Ehre und Lob, als Franziskus hatte, schuf); und domit die gemein ermant, Got zů bitten, dz er sy mit eim anderen versehen welle». Im Gegensatz zu E. Staehelins Annahme, Limperger habe die Werktagspredigt «mehr oder weniger zu einer Leichenpredigt auf Oek. ausgestaltet», sehen wir in diesem Bericht ein hervorragendes und wohl einmaliges Zeugnis für das, was das von der Reformationsordnung vorgeschriebene «Gedächtnis» nach Form und Inhalt war. – Im gleichen Sinne hat dann Myconius 1542 auf dem Epitaph formuliert: «author evangelicae doctrinae in hac urbe primus et templi huius verus episcopus». E. Staehelin, Briefe und Akten zum Leben Oekolampads 2, Leipzig 1934, Nr. 958 passim und Anm. 1, 3, 11; 966 Anm. 4; 967; 968; 978; 988.

[74] Aktensammlung zur Geschichte der Basler Reformation 1519–1534, Bd. 3, S. 383 ff. (1. April 1529): 1. Und wenn es Gott gefallen sollte, einen Bruder oder eine Schwester in Christo aus diesem Jammertal abzuberufen, «deren *gadechtnusz* man zů haben begerte, da soll ein leutpriester (= Pfarrer, Prädikant) bereit sin, solche *gedechtnüsz an statt der volge* under der tagpredig (der täglichen Predigt, Wochenpredigt) mit einer göttlichen, tröstlichen Vermanung zů begend» (S. 390, Z. 5–8, im Abschnitt über das Leutpriester-Amt). 2. Es sollen auch die Leutpriester, Diakone und Subdiakone der christlichen Gemeinde mit Handreichung der Sakramente, Einsegnung der Ehe, Heimsuchung der Kranken «und *uff die tag der gedechtnüsz der abgestorbenen* gůtwillig dienen» und gar keine Belohnung von den Angehörigen begehren oder nehmen (S. 390, Z. 23–27, abschliessende Bemerkung zu den Abschnitten über die Leutpriester, Diakone und Subdiakone = Sigristen). 3. «Wann auch yemands usz dem zyt disz jamerthals zů den freuden der seligkeit berůfft, des lyb soll mit zucht und eerlich an ort, so wir hienach für gůt ansehen, bestůtet werden» (S. 395, Z. 17–19 im Abschnitt über die Heimsuchung der Kranken; die hier versprochene Weisung über die Friedhöfe findet sich nicht in der Reformationsordnung; vgl. dazu Anhang I S. 80 f.).

[75] Rhenans Widmungsepistel zu der von Erasmus bearbeiteten Origenes-Ausgabe vom 15. August 1536, gerichtet an den Erzbischof von Köln, Hermann von Wied: Allen 1, Nr. III, bes. Z. 48–55. Dass dieser Bericht von Rhenan und Amerbach gemeinsam erarbeitet wurde, ergibt sich eindeutig aus AK Nr. 2055. Vgl. dazu N. van der Blom, wie Anm. 31, S. 201, wo die wichtige Frage erörtert wird, ob Z. 5 sich auf den Schluss des Briefes oder auf Erasmus' letzte Worte beziehe und im Sinn der zweiten These entschieden wird.

[76] Amerbachs Widmungsepistel zu den Catalogi duo operum Des. Erasmi vom 1. Februar 1537, gerichtet an den Augsburger Johannes Paungartner: Allen Nr. 3141 = AK Nr. 2113, mit dem Hinweis (Z. 74 ff.): «Proinde quando de morte eius certior fieri cupis, non est, cur plura à me desideres post elegantem illam et disertam . . . Beati Rhenani in Origenem praefationem, omnia fide persequentis.»

[77] Rhenans Widmungsepistel zu den Opera omnia Erasmi vom 1. Juli 1540, gerichtet an Kaiser Karl V., Erasmus' Vita enthaltend: Allen 1, Nr. IV, besonders Z. 519 ff. – Im vorliegenden Fall lässt sich nicht nur nachweisen, dass Amerbach anlässlich eines Besuches in Schlettstadt im Februar 1540 Rhenan um die Abfassung dieser

Vita gebeten (AK Nr. 2380, Vorbemerkung; der Brief ist jedoch nicht an Amerbach in Zabern, sondern in Schlettstadt gerichtet; AK Nr. 2398) und die Bitte am 24. Mai wiederholt hatte (AK Nr. 2398), sondern dass er Rhenan Material geliefert und selbst redaktionell mitgearbeitet hatte (AK Nr. 2406).

[78] Johannes Herwagen an B. Rhenanus in Schlettstadt, Basel, 17. Juli 1536: Allen Nr. 3135 aufgrund des Erstdruckes dieses Briefes in: Briefwechsel des Beatus Rhenanus, gesammelt und herausgegeben von A. Horawitz und K. Hartfelder, Leipzig 1886, Nr. 296. Es handelt sich hiebei um das grundlegende Quellenstück über die Beisetzung des Erasmus. Vgl. dazu Katalog Basel 1986, Nr. H 18.

[79] Vgl. folgende Anm.

[80] Myconius als Leichenprediger wird mit Namen auch bei J. Herold, Philopseudes, Basel 1542, S. 67 erwähnt. Es handelt sich hierbei um die Druckausgabe einer vor versammelter Universität durch Herold gehaltenen Rede, in der Hortensio Landos Pamphlet von 1540 als solches gebrandmarkt und, wo nötig, sachlich widerlegt und somit des Erasmus Ehre gerettet werden sollte: «Habita est Funebris illa oratio, à piissimo Viro, Osualdo Myconio Lucernano, summae Ecclesiae Basiliensis non poenitendo Pastore . . . Qua nimirum ad debitas gratiarum actiones Deo opt(imo) max(imo), qua ad congratulationem requiei defuncti, qua ad foelicem agonis cursum pii omnes accenduntur . . . Quo [sc. sententiarum uerborumque apparatu] non modo quotannis, sed in dies (= täglich, Tag für Tag) in Christo obdormientes sepulturae traduntur.» Herold, nicht Augenzeuge von Erasmus' Bestattung, wirft hier offensichtlich Leichenpredigt und Geächtnis zusammen, gibt jedoch einen richtigen Begriff vom theologischen Gehalt des letzteren und versucht offensichtlich, dieses vom früher gebräuchlichen Gedächtnis im Sinn der Jahrzeit abzuheben. – Zum Philopseudes und zu Landos Pamphlet vgl. Katalog Basel 1986, Nr. H 38 und H 39 ff.

[81] Dass die Beisetzung des um Mitternacht Verstorbenen schon am folgenden Morgen vor der Wochenpredigt stattgefunden haben könnte, ist aus verschiedenen Gründen ganz unwahrscheinlich. Man muss deshalb an den Nachmittag denken und sich fragen, ob die Bestattungsfeier allenfalls in jene öffentliche theologische Vorlesung im Münster integriert wurde, die laut Kirchenordnung werktäglich um 3 Uhr stattzufinden hatte und am Schluss eine viertelstündige Belehrung des Volkes mit einschloss (wie Anm. 74, S. 396, Z. 3–10).

[82] Es ist mir unerfindlich, wieso A. Hartmann in der Gedenkschrift 1936, S. 12 dazu kommt, von einer «taktlosen Leichenpredigt des Basler Antistes Myconius» zu sprechen. Wenn man bedenkt, dass damals in Basel nur kurze Nachrufe im Rahmen der Gottesdienste üblich waren (= Gedächtnis), so bedeutet eine «conciuncula laudum eius partem non paruam perstringens» (so Herwagen, wie Anm. 1) schon sehr viel. Zur Frage, wer diese Rede verfasst hatte, vgl. Katalog Basel 1986, S. 244 unten f.

[83] Allen/Garrod Nr. 3135, Anm. zu Z. 17 f., gibt irrtümlicherweise den 20. Juli an – Es ist bezeichnend, dass der Rat (und nicht der Erbe samt den Testamentarien) das Datum des Gedächtnisses festsetzte und dasselbe erst nach der aussergewöhnlich langen Frist von sechs Tagen abhalten liess. Letzteres hängt zweifellos damit zusammen, dass er mit Rücksicht auf die Öffentlichkeit die Testamentseröffnung als Vorbedingung für das Gedächtnis betrachtete. Denn diese allein konnte Klarheit darüber schaffen, of sich Erasmus noch expressis verbis zur Alten Kirche bekannte und somit keinen Anspruch auf letzteres hatte. – Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang ferner, dass das päpstliche Testierprivileg zwar nicht in das öffentlich aufgesetzte Instrument inseriert, aber auf der Kanzlei abschriftlich den betreffenden Ratsakten beigefügt wurde. Wieder ein Balanceakt, bei dem einerseits der öffentlichen Meinung, anderseits der Möglichkeit, dass in Basel das Kanonische Recht doch noch einmal Gültigkeit erlangen könnte, Rechnung getragen wurde.

Vgl. hiezu oben S. 71. – Hält man neben die beiden vorliegenden Ratsbeschlüsse (Testamentseröffnung, Gedächtnis) die beiden ebenfalls nur indirekt nachweisbaren zur Inventarisation des Nachlasses (Katalog Basel 1986, Nr. H 15) und zur Errichtung des Epitaphs (vgl. unten Anm. 90), so wird klar, dass nicht nur Erasmus' Tod und Begräbnis, sondern auch seine Rückkehr und das ihm gewährte Gastrecht eine hochoffizielle Angelegenheit, ein Politikum ersten Ranges gewesen sein müssen.

[84] Vgl. Anhang I S. 79 f.

[85] J. Herold, wie Anm. 80, S. 81: «Quam orbis partem extare putas, cui desint qui uiderint memoriam ERASMO nostro celeberrimam S(enatus) C(consulto) huius Urbis, atque pietate D. Bonifacii Amorbachii . . . in Aede cathedrali huius Ciuitatis . . . locatam?» Deutsche Übersetzung in Katalog Basel 1986, Nr. H 39.2, S. 246.

[86] «Erstlich so soll er denn Marmelstein in sinen kosten vonn dem Munster, do er dan lygt, an ort vnd stat fieren lossen, do er in dann arbeytten wyl.» – «Zum Vierten, das solchs in der stylle blip, dormit man alle offendicula (= jeglichen Anstoss) vermyd» (UBB Mscr. C VIa 71 II, fol. 146ro/vo). Vgl. Katalog Basel 1986, Nr. H 43.

[87] AK Nr. 2120 (Winter 1536/37).

[88] AK Nr. 2076; auf Hieronymus Frobens Vorschlag hin wurde sie in den Catalogi duo im März 1537 publiziert als «Inscriptio ipsius monumenti in primaria aede sacra inclytae urbis Basiliensis», womit das Vorhandensein des Marmorepitaphs um gut 1½ Jahre antizipiert wurde (AK Nr. 2075 und Anm. 2; Vgl. Katalog Basel 1986, Nr. H 45).

[89] Vgl. Katalog Basel 1986, Nr. H 21.

[90] Abdruck bei Allen Nr. 3141, S. 356. Zur Entstehungsgeschichte von Inschrift und Epitaph vgl. Katalog Basel 1986, Nr. H 43. Zur bildlichen Überlieferung des Epitaphs vgl. ebenda Nr. H 50–52. Zur literarischen Überlieferung der Inschriften von Epitaph und der (verlorenen) Bodenplatte ebenda Nr. H 53–55. Zu H 55 ist zu ergänzen, dass die beiden Inschriften (nicht jedoch das Testament) nicht erst bei Scriverius 1615 zu finden sind, sondern schon P. Merulas Erstausgabe der Vita Des. Erasmi Roterodami (Additi sunt epistolarum, quae nondum lucem aspexerunt, libri duo), Leiden 1607, auf S. 56 beigefügt sind. Eine weitere hs. Überlieferung in UBB C.B. IX, 1 (Katalog Basel 1986, Nr. E 12.6).

[91] Amerbach, Froben und Episcopius «patrono optimo non memoriae . . ., sed corporis mortalis, quo reconditum sit, ergo hoc saxum posuere» (wie Anm. 90).

[92] Heute auf dem Historischen Museum. Abbildung in Gedenkschrift 1936 Tafel X. Vgl. Katalog Basel 1986, Nr. H 40. Zusätzlich ist zu bemerken, dass ein Splitter dieser Platte anlässlich der Ausgrabungen 1974 zum Vorschein gekommen sein soll. Überdies fällt auf, dass sich Amerbach ursprünglich auch bei der definitiven Bodenplatte mit dem auf der provisorischen allein angebrachten Namen, ergänzt durch das Bild des Terminus, begnügen wollte (AK Nr. 2120).

[93] Vgl. Katalog Basel 1986, Nr. H 41.

[94] Erasmus diesbezügliche Selbstzeugnisse sind so zahlreich, dass sich der Verdacht, es handle sich bloss um einen taktischen Vorwand, aufdrängt, zumal auch die Öffentlichkeit grosszügig in diesem Sinne informiert worden war (vgl. Reedijk, wie Anm. 6, S. 45 ff.; für Freiburg vgl. unten; für Basel vgl. Katalog Basel 1986, Nr. H 7.3, S. 222 sowie Oporin an Th. Bibliander, 5. Juni 1535, im Anschluss an die Mitteilung über Erasmus Rückkehr, die bei M. Steinmann, wie Anm. 51, S. 13, Anm. 91 abgedruckt ist: Er werde zweifellos bis zur Frankfurter Messe und noch etwas länger bleiben «propter concionatorem suum, quem hactenus parturiit cuique adesse inter excudendum vult» (ZBZ Mscr. S 40, fol. 190). Schon einzelne Zeitgenossen sahen darin nur einen Vorwand, so z.B. Aegidius Tschudi in einem verloren Brief an Glarean auf die Mitteilung hin: «D. Erasmus Basileam concessit, ut libro suo extremae feturae (= seinem jüngsten literarischen Erzeugnis = Ekklesiastes), ut ipse ait,

adsit» (29. Mai 1535). Am 5. Juni 1535 antwortete Glarean auf Tschudis Zweifel: «De D. Erasmo quae tibi scripsi, ex ore eius eripui. Deus mentium cognitor reliqua novit» (Zeitschrift für schweizerische Kirchengeschichte 27, 1933, S. 220 f., Nr. 5 und 6). Nachdem schon Reedijk (wie oben) aufgrund einleuchtender Argumente zum Schlusse kam, dass dem Argument, «dass seine Anwesenheit in Basel für das Zustandekommen des Ecclesiastes eine notwendige Voraussetzung gewesen sei», nur sehr relative Bedeutung beigemessen werden könne, und er sogar erwog, ob nicht vielmehr der Inhalt dieses Werkes einen Ortswechsel ins neugläubige Gebiet nahegelegt haben könnte, kann nun zusätzlich ein von Reedijk unbeachtetes Selbstzeugnis des Erasmus am Schluss des Ekklesiastes die Sachlage in dem Sinn klären, dass seine Anwesenheit für den Druck des letzteren sicher überflüssig, wenn nicht sogar beinahe hinderlich war. Also ein offizielles, wenn vielleicht auch ungewolltes Dementi! «Erasmus Rot(erodamus) lectori s(alutem). Solent plerique mendas in operas typographorum reicere. At hic ingenuè fateor, quicquid est erratorum ferè uel amanuensi meo (vermutlich Gilbertus Cognatus), uel mihi imputandum. Adfui quidem editioni, sed ob incommodam ualetudinem, non potui supremam obire recognitionem, praesertim eò, quòd paginae castigandae, frequenter his horis obtruduntur, quae uel somno, uel alioqui curando corpusculo dandae erant. Quanquam hoc meo officio nihil erat opus, id muneris uigilanter obeunte Sigismundo Gelenio, praeclarè docto, emunctaeque naris homine (= Im Grunde genommen war meine Mithilfe jedoch überflüssig, weil sich der ausserordentliche gelehrte Sigismundus Gelenius mit wachsamem Auge und feiner Spürnase dieser Aufgabe unterzog). Caeterum ubi per ocium relegissem excusa, nonnulla repperi, quae me recognoscentem fefellerant, at non ita multa si summam aestimes, paucissima, si quae sunt parui momenti submoueas. Ea visum est hic annotare (es folgen die Errata). Des. Erasmi Rot. Ecclesiastae sive de ratione concionandi libri quatuor, . . . Basel, Froben/Episcopius, August 1535, S. (453) = Allen 3044. – Eine ähnliche Widersprüchlichkeit im Briefe Allen Nr. 3109, Z. 12 f., wo steht, er könne wegen seiner Gichthand den Brief nur diktieren, während dieser doch in einem schönen, eigenhändigen Konzept vorliegt. Den Tatsachen eher entsprechend Nr. 3108, Z. 7 f. – War Coomans vielleicht nicht fähig, nach Diktat zu schreiben?

[95] Die Belege für die Adjektive in Katalog Basel 1986, Nr. H 21.

[96] Syphilisbefund und Turmschädel («hyperbrachyzephaler Kurzschädel»). Letzteren soll Erasmus aus Eitelkeit mittels einer in sein Gelehrtenbarett eingefügten Prothese kaschiert haben. Da dieser zweite Befund nun ebenso hinfällig ist wie der erste, gerät auch die These von Erasmus' Selbstkarikaturen (vgl. Katalog Basel 1986, S. 11) ins Wanken, soweit sie E. His in Basler Zeitschrift 45, 1946, S. 211 f. und Tafel, aufgrund der Grabungsbefunde abrundete und als endgültig erwiesen hielt, während E. Major, in: Handzeichnungen des Erasmus von Rotterdam, ursprünglich nur von der Ähnlichkeit der Gesichtszüge ausgegangen war («Unter den . . . Profilköpfen . . . fällt eine fröhliche Selbstkarikatur des Erasmus . . auf. Kein Zweifel, es sind seine Gesichtszüge . . . nur ins Groteske übersetzt»; Hist. Museum Basel, Jahresberichte und Rechungen 1932, Basel 1933, S. 36). Mindestens die folgende Schlussfolgerung von His ist nun hinfällig: «Erasmus hat bekanntlich [!] diese Eigenheit des Kurzschädels bei späteren Porträtierungen zu verbergen gesucht, indem er eine Mütze oder ein Barett aufsetzte, so dass seine Schädelform nicht erkennbar ist. Hier aber auf seinen Selbstkarikaturen hat er daraus kein Hehl gemacht, sondern ist mit fröhlicher Offenheit dazu gestanden, was uns gewiss sympathisch an ihm berührt.»

[97] Zur Reformatorentafel und ihrer Entstehung vgl. Katalog Basel 1986, Nr. H 44–48, S. 250–252, und Anhang I S. 81 f.

[98] Vgl. oben Anm. 75.

[99] Vgl. hiezu und zum folgenden Katalog Basel 1986, Nr. H 17, S. 228; AK Nr. 2128, Z. 7–13.

[100] Vgl. ebenda Nr. H 16.1.

[101] Vgl. oben Anm. 83.

[102] Vgl. ebenda.

[103] «Id non videtur mihi omittendum, quin tabulam plumbeam insculpi cures per aurificem aliquem aut Vdalricum Capitonem (= Meister Utz Köpfli, Schriftschneider und -giesser), quae summam laudum ac vitae Erasmi contineat, infodienda terrae in testa fictili, dum superponetur aliquando lapis sepulchralis. Nec enim quisquam hoc obseruabit; nam digressis ad capiendum cibum opificibus obrues tantum summa terra tabulam. De hac re cogita»: AK Nr. 2055, Z. 12–17.

[104] Im Anschluss an den hier gedruckten Vortrag sprach Dr. Bruno Kaufmann über «Schädel und Gebeine des Erasmus von Rotterdam». – Es ist sehr fraglich, ob der Irrtum von Major/Werthemann von 1928 schon anlässlich der Freilegung des richtigen Grabes im Jahre 1974 festgestellt worden wäre ohne das Medaillon des Quentin Metsys – das zweifellos Amerbach und Froben in geheimem Einvernehmen Erasmus ins Grab mitgegeben hatten zur allfälligen Kennzeichnung der sterblichen Überreste in dem Sinn, wie es Rhenan nun vorschlug. Denn erst das Medaillon gab Anlass zur Überprüfung der schriftlichen Überlieferung und zur entscheidenden Feststellung, dass sich das Epitaph nicht unmittelbar über dem Grab, sondern gegenüber von diesem befand (memoria in marmore Rhetico *è regione conditorii* a me adfixa: AK Nr. 3180 Z. 40–42; die Wendung «e regione» für deutsch «gegenüber» ist im 16. Jh. sehr gebräuchlich), und somit das letztere also in der vorderen Mitte der ehemaligen Marienkapelle des Lettners zu suchen ist. Vgl. hiezu Katalog Basel 1986, Nr. H 62, S. 261.

[105] Vgl. A.L. Herminjard (Hg.), Correspondance des Réformateurs dans les pays de langue française, Bd. 4, 1872, Nr. 566 und folgende, bes. z.B. 572, 575.

[106] Vgl. P. Wernle, Calvin und Basel (bis 1552), Programm zur Rektoratsfeier der Universität Basel 1909, S. 3–11. Die Widmungsepistel der Institutio ist in Basel am 1. Aug. 1536 datiert.

[107] Vgl. oben Anm. 55.

[108] WAB, Nr. 3038: Capito an Luther, 13. Juni 1536, wonach der Brief damals schon in Strassburg lag; ebenda Anm. 9; Nr. 3048: ders. an dens., 20. Juli 1536, wonach BM Jakob Meyer den Brief kurz zuvor, also zur Zeit von Erasmus Tod, erhalten hatte; Nr. 3088 BM Jacob Meyer an Luther, 7. Okt. 1536.

[109] Vgl. unten Anm. 113. Daselbst auch der Beleg für den Druck, den insbesonders Butzer ausübte. – Es ist in der Tat auffallend, dass sich bisher ausser Herwagens brieflichem Bericht (vgl. Anm. 1) und dem sog. Stromer-Brief (vgl. Anm. 45), der bezeichnenderweise in mehreren zeitgenössischen Kopien vorliegt, keine weiteren brieflichen Zeugnisse über Erasmus Tod aus Basel finden liessen. Dass es sie gab, lässt sich jedoch nachweisen, und vielleicht gingen sie gerade deshalb verloren, weil man die entsprechenden Briefe weitergab und zirkulieren liess. Besonders bedauerlich ist der Verlust jenes Berichtes, den Johannes Fries, der über alles bestens unterrichtet war (vgl. Anm. 111), an den Erasmusfreund Pellican schrieb und der schon am 13. Juli in Zürich eintraf (Herminjard, wie Anm. 105, 4, Nr. 569, S. 80, Z. 3 ff.). Belegt ist ferner, dass Sixt Birk in Augsburg (1501–1554; von 1523 bis Frühjahr 1536 als Student und Schulmeister in Basel und am 13. Juni 1527 Mitzeuge bei der notariellen Beglaubigung des ersten Erasmustestaments: AK Nr. 1494 Vorbem.; Sieber, wie Anm. 17, S. 11) bis am 27. Okt. 1536 mehrere briefliche Berichte über den Todesfall erhalten hatte: «Superiore mense tam discipuli quam amici alii magno . . . planctu magni Erasmi obitum et funus honorificum literis mihi retulerunt. Quod etsi ante in patricii cuiusdam coena non sine dolore accepissem, tum

tamen, quia certatim ad me scribitur, uideor mihi publicum studiosorum luctum uidere . . .» (AK Nr. 2082, Z. 1–5). Hinzuzufügen wäre ferner ein Brief, worin J. Camerarius am 26. Aug. 1536 Daniel Stibar die Todesnachricht übermittelt: «Erasmum . . . esse vita defunctum, te non potest, vt puto, fugere, quem ego, quo ad potero in hac dissentiente ratione studiorum meorum, mortuum omnibus, quibuscunque concedetur, rebus ornabo ac defendam, idque faciam eo grauius, quo minus videri potero assentari vel mortuo vel a quo dissenserim» (Ioachimi Camerarii . . . epistolarum libri quinque posteriores. Nunc primum . . . editae. Frankfurt 1595, S. 146 f.; damit ist als terminus ante für Allen Nr. 3133 Ende August 1536 erwiesen, so dass sie nun nach Nr. 3139 einzureihen ist).

[110] Vgl. oben Anm. 55.

[111] Über diesen bedeutenden Zürcher Pädagogen, Philologen und Musiker (1505–1565) – seine Gesichtszüge sind uns durch ein Medaillon seines Freundes Jakob Stampfer (vgl. AK 2479, Z. 3 f.) von 1540 (Profilbild; vgl. G. Kisch, Die Schaumünzen der Universität Basel, Sigmaringen 1975, S. 41 f., Nr. 9, mit Lit.), einen Holzschnitt von ca. 1554/55 mit einem Octostichon des Diethelm Keller, den grossartigen Holzschnitt von Tobias Stimmer von 1564 sowie einen Kupferstich des 17. Jh. nach einem Gemälde (alle Porträtsammlung der UB-Basel) vertraut – gibt es heute sowenig wie 1878 (vgl. ADB 8, 105–107) eine umfassende Monographie (vgl. Heinrich Bullinger. Briefwechsel 3, Zürich 1983, S. 74 A. 1 zu Nr. 193; mit Lit, die zu ergänzen ist durch: E. Bernoulli, Der Zürcher Humanist Hans Fries als Förderer des Schulgesangs, in: Schweiz. Jahrbuch für Musikwissenschaft 2, 1927, S. 43–54 [Text], 55–60 [Noten]). Da C. Bertheaus Artikel in ADB (vgl. oben) unzulänglich ist, muss man nach wie vor von der populären, jedoch auf gutem Quellenmaterial beruhenden Abhandlung von [Hans Caspar Hafner], Joh. Fries, 56. Neujahrsblatt der Gesellschaft auf der ehemaligen Chorherrenstube, 1834, ausgehen sowie von HBLS 3, 338. Fries ist im Studienjahr 1536/37 in Basel imm. als Nr. 20 (von 53; MUB 2, S. 12) und hielt sich nachweislich schon im Juni des Jahres in Basel auf, so dass er seinen Schwager C. Pellican von Basel nach Strassburg und zurück über Rufach und Ensisheim begleiten konnte (Chronikon des K. Pellican, hgg. von B. Riggenbach, Basel 1877, S. 146). Am 9. August 1536 (oder kurz hernach) kehrter er – nun in Begleitung von Pellicans Söhnlein Samuel – nach Basel zurück, um hier Jus zu studieren, da in Zürich keine Stelle für ihn frei war (AK Nr. 2047; StA UA Akten I, 1). Seine prekäre finanzielle Lage (Schulden) sowie vermutlich die Berufung nach Genf (vgl. unten) führten jedoch dazu, dass ihn die Basler anstellten als Lehrer für Latein und Griechisch im Rahmen des damals noch nicht endgültig reorganisierten Unterbaus der Universität («öffentliche und private Lektionen bei Grynaeus», so Fries bei Hafner S. 3 f., also im Oberen Collegium). Wenn A. Hartmann (AK Nr. 2047, Anm. 1) festhält, er habe schwerlich eine reguläre Professur bekleidet, so ist dies zutreffend, sofern man darunter eine solche an einer der drei oberen Fakultäten versteht. Wann genau er dieses Amt übernahm und wie seine amtliche Lehrtätigkeit umschrieben war, wissen wir noch nicht, zumal die einschlägige Basler Fachliteratur ihn nicht erwähnt, die Akten sich nicht klar ausdrücken und die Verhältnisse bei den Basler Lateinschulen und der Artistenfakultät damals sehr verworren waren (so Th. Burckhardt – B., Geschichte des Gymnasiums zu Basel, Basel 1889, S. 14). Sicher ist jedoch, dass er anfangs März 1537 nach Zürich berufen wurde als Leiter der Fraumünsterschule, von Basel jedoch nicht ohne weiteres ziehen gelassen wurde, da seine Lehrtätigkeit ausserordentlich erfolgreich war und die Basler – vorab Grynaeus und Myconius – ihn vermutlich als Hauptträger der dringlichen Reform des Universitätsunterbaus vorgesehen hatten, eine Funktion, die dann vier Jahre später in keineswegs adaequater Weise Thomas Platter übernehmen sollte. Aufgrund privater Interventionen bei Bullinger und scharfer diplomatischer

Demarchen von BM Jacob Meyer und der Universität in Zürich erhielt Fries am 4. April durch Ratsbeschluss eine Gnadenfrist bis im Herbst des Jahres (damit Basel Zeit hatte, einen geeigneten Ersatz zu suchen) und kehrte – vermutlich am 26. März während der Osterferien nach Zürich gereist – am 9. April (frühestens) nochmals nach Basel zurück (StA, wie oben; StAZH A 201, 1; E II 342, 73; Pellikan, Chronikon, wie oben, S. 148, Z. 24 f.). Ich gedenke an anderer Stelle auf diese Angelegenheit zurückzukommen. – Für die weiteren Einzelheiten vgl. die Lit. *Funeralzeremonienmeister:* Herminjard, wie Anm. 105, 4, Nr. 569: Pellican an Fries in Basel «apud Grynaeum», [Zürich], 13. Juli 1536: Angebot der Stelle des Leiters der Genfer Lateinschule, die anzunehmen die Zürcher C. Gesner nicht gestattet haben. PS: Während der Redaktion des Briefes ist Fries [verlorener] Brief mit der Nachricht von Erasmus' Tod eingetroffen. «Placet, te curatorem funeris et ultimi officii exhibitorem electum, quod scio multis ambientibus negandum.» Fries lebt mit mehreren [exilierten] Franzosen zusammen bei Grynaeus. – *Humor:* H. Pantaleon, Heldenbuch, wie Anm. 52/2, 3, S. 380 (mit Versatzstück als Porträt): Johannes was ein freündtlicher mann, welcher in ernstlichen sachen sein weissheit erzeiget, und zu anderen zeiten durch mancherley schimpffreden (= Spässe) gantz kurtzweilig gewesen, welches man doch an schulmeisteren selten spüret, dieweil sie mehrtheil in dem staub vnder den knaben melancholisch vnd schwermůtig werden (= Prosopographie, wie Anm. 52/1, 3, S. 388). Vgl. auch das hohe Lob, das ihm S. Gelenius in einer seiner sonst so wortkargen Widmungsepisteln spendet am 1. Sept. 1549: «. . . proinde non tam discipulis eum scripsisse opinor, quàm praeceptoribus, in quorum numero tua cum primis celebris est opera, *ut quo non alius sit formator iuuentutis felicior, siue mores ac pietas spectentur, siue literae.* Quamobrem et ista inclyta Tigurina respublica grato animo te complectitur, ut reliquos omnes tui similes, quos longum esset recensere, quandoquidem his ornamentis floret egregie: et tibi fama quoque non maligne respondet, *notum te faciens uel extra Germaniam* (Epigrammatum Graecorum libri VII, annotationibus Ioannis Brodaei Turonensis illustrati. Basel, Froben/Episcopius, 1549). – Zur Frage, ob Fries allenfalls die von Myconius gehaltene Leichenerde auf Erasmus abfasste, vgl. Katalog Basel 1986 Nr. H 38, S. 244 f.

[112] Nachdem Bullinger Erasmus am 18. April 1534 gegen die Anwürfe Luthers in Schutz genommen hatte (Erasmum prorsus Arrianis annumerat et convitiorum atque calumniarum plaustra in senem illum et de ecclesia et litteris optime meritum effundit), antwortete Myconius am 20. April: «De Erasmo et Luthero idem sentio, quod tu de altero (= von Luther). Profuerunt initio (sc. der Reformation); nunc nemo nocet pernitiosius. Alter superbus et insolens est (= Luther), alter avarus et ambitiosus (= Erasmus). Deus . . . emendet utrosque» (E. Staehelin, wie Anm. 73, 2, Nr. 974, S. 755; das Zitat in völlig entstellter Form auch bei Mäder, wie Anm. 57, S. 116). Trotzdem wage ich es nicht, mit Reedijk, wie Anm. 6, S. 59, jenen namenlosen Gast, den Erasmus nach einem unwillkommenen dreistündigen Gespräch über Dogmatisches sehr unwirsch entliess, weil das lange Sitzen ihm nicht gut bekommen war, vermutungsweise mit Myconius zu identifizieren, während Allen/Garrod (Nr. 3095, Z. 26) sich mit einem «unbekannt» begnügen. Die Gründe: Erstens legt das Datum des Briefes (12. Februar 1536) viel zwingender nahe, an Butzers Besuch Ende Jan./Anf. Febr. zu denken (vgl. unten Anm. 117), wo mindestens am Schluss in einer für Erasmus lästigen Weise dogmatische Fragen angeschnitten wurden. Zweitens: Da sich diese Mitteilung in einem der wenigen Briefe findet, die von Froben erst 1538–41 in die Neuauflage des Opus epistolarum aufgenommen wurden, geht die Streichung des Namens im Originalbrief (den Cognatus zusammen mit Nr. 3104 zur Verfügung gestellt haben könnte) oder allenfalls im Konzept wohl auf die Basler Herausgeber zurück. Doch mussten sich diese bewusst sein, dass die Stelle in dem nun erstmals veröffentlichten Brief trotzdem zu einem Affront für den Basler

Antistes hätte werden können. Betraf sie jedoch Butzer, so war die Sachlage wesentlich anders, und Myconius hätte sich sogar freuen können, wenn man dem N. auf die Spur gekommen wäre.

[113] Staatsarchiv Zürich E II 336, 155 (15. Juli); 156 (19. Juli; hier die Bemerkung über Butzer, den Bullinger schon am 18. April 1534 (vgl. Anm. 111) als blinden Lutherverehrer apostrophiert hatte); E II 343, 112 (31. Juli).

[114] In dem unten, Anm. 117, zitierten Brief spricht er vom «divinus ille Lutherus».

[115] Vgl. oben Anm. 94.

[116] Allen Bd. 11, Appendix XXV, S. 364 Z. 23. – Dieses Legat entsprach etwa einem guten Jahreslohn eines damaligen Akademikers. – Über Gelenius, ca. 1498 – 13. April 1554, vgl. Contemporaries 2, 1986, S. 84 f.; inhaltlich und bibliographisch ergänzt und überholt durch AK Bd. 9/1, Basel 1982, Nr. 3777, insbesondere S. 335–339 und 345–353. Daselbst S. 339 der Hinweis auf weitere Stellen, wo Erasmus Gelen zwar lobend erwähnt, jedoch in etwas kleinlicher Gesinnung durchblicken lässt, man müsse ihn finanziell kurz halten, damit seine Arbeitskraft nicht erlahme.

[117] Basler Zeitschrift 43, 1944, S. 18 f. (Kommentar mit falschem Monatsdatum «Mai» und der nötigen Argumentation zur Ergänzung des Jahresdatums) und S. 21 f. (Text; nach dem Original und nicht nach der zeitgenössischen Abschrift des Jakob Monau auf der Bibliothèque Sainte Geneviève in Paris im Mscr. 1458) = MelBW/R 2 (1978), Nr. 1709 S. 241: «Erasmus adhuc apud nos vivit devinctus valetudine. Nuper post synodum salutavit eum una cum Capitone Bucerus. Confabulatio fuit festiva magis quam seria. Tandem Bucerus iniecit mentionem dissidii istius: Illum unum virum esse, cuius diserta sententia alterutrilibet parti accessisset, eam dubio procul praeponderaturam. Hic noster (= Erasmus) compendio: ‹Ubi vos›, inquit, ‹fueritis concordes, nec ego ero discors›.» – Das Regest im MelB/R (vgl. oben) bezieht «dissidium istud» ganz allgemein auf den [Kirchen] streit. Eine Überprüfung dieser Interpretation zusammen mit dem Verfasser des Regests hat jedoch ergeben, dass hiemit an den unmittelbar vorausgehenden Abschnitt des Briefes angeknüpft wird, wo eindeutig vom Abendmahlsstreit die Rede ist und von Melanchthons Vermittlerrolle dabei mit dem abschliessenden Stosseufzer: «Sed huius negocii catastrophen Deus suo nomine vestraque opera, qualem pii optant, tandem dabit.» Somit kann man mindestens der Tendenz nach von einem bedingten Bekenntnis des Erasmus zum Neuen Glauben sprechen.

[118] Vgl. einerseits die Reaktionen der Freiburger Universität (Reedijk, wie Anm. 6, S. 48 und Anm. 117; hier das Zitat) und das Befremden vieler Altgläubiger, von dem Daniel Stibar in einem posthumen Brief an Erasmus schreibt (Allen Nr. 3133, Z. 3–6 und das auch bei Tschudi belegt ist (vgl. oben Anm. 94), und anderseits die erfreute Reaktion auf evangelischer Seite, wie sie uns am schönsten der wohlunterrichtete Freund Vadians, Johannes Kessler, in seiner 1539 abgeschlossenen Sabbata (-Chronik) überliefert hat (hgg. vom Historischen Verein des Kantons St. Gallen, St. Gallen 1902, S. 446): «A[i]n dem XI. tag julii, umb das I nach mittnacht, starb zů Basel in Joanns Frobenii, bůchtruckers, hus der wit verrůmbt, hochgelert Desiderius Erasmus von Rotherodam. Dann wie er sich zů Friburg im Brysgow zů bett niderlegt und nun empfinden kond, das sin krankhait und sines libs alter uf im trůg (offenbar = [so] schwer auf ihm lasteten), das er von diser zit scha⟨i⟩den wurd, hat er nit zů Friburg bliben wellen, sunder sich hinuf gen Basel fůren lassen, alda seligklich im Herren ze sterben. Welches die papstler hoch beduret, das er nit zů Friburg, ain statt dem papstumb ganz underworfen, sunder zů Basel, ain statt dem papstumb widerwertig, aber der hailsamen ler des evangelions, durch Erasmus schriben merentails gepflanzet, ergeben, sinen lib der erden befelchen wellen, sam (= als ob) er mit sinem letsten abschaid hab wellen anzaigen, wie er gegen dem papstumb in

sinem leben gesinnet gewesen sije, wiewol er in sinen geschriften gnůgsam und besunder in den Annotationibus in Tralationem Novi Testamenti gnůgsam herfür gethůn, doch das selbig a[i]n vil orten hoflicher, dann es die päpstler haben merken wellen (= so höflich, vorsichtig, zurückhaltend, dass es die Päpstler nicht merkten). Also hat ain ersamer rat, ganz universitet und gemain der statt Basel eerlichen und nach wirde, uf der burg gegen der linggen hand, sinen lib zů der erden bestattnet.» (Klammern vom Verf.)

[119] Oratio de Erasmo Roterodamo, recitata a M(agistro) Bartholomaeo Calkreuter Crossensi 1557, verfasst von Ph. Melanchthon, in: Corp. Ref. 12, 1844, Sp. 264 ff., Nr. 164, Sp. 270. Vorausgeht eine kurze Notiz über Erasmus Tod. Beide stehen sehr isoliert und wirken wie aus dem Zusammenhang gerissen. Zu dieser Oratio vgl. A. Flitner, Erasmus im Urteil seiner Nachwelt, Tübingen 1952, S. 15 und Anm. 45 mit falscher Datierung: 5. Aug. 1549 (statt 1557).

[120] Und nicht in seiner Sterbestunde, wie Flitner, wie Anm. 119, S. 17 angibt.

[121] Nikolaus Müller, Philipp Melanchthons letzte Lebenstage, Heimgang und Bestattung nach den gleichzeitigen Berichten der Wittenberger Professoren, Leipzig 1910, S. 71 f.; S. 34 und 39.

[122] Vgl. oben Anm. 15. Nachdem Erasmus die ganze Phalanx seiner literarischen Feinde aufgezählt und sich über sie ausgelassen hat, fährt er fort: «Nec dubium est, quin haec organa moueat Satanas, qui mallet omnes esse Ciceronianos quam Christianos. Multi mihi gratias agunt, quod e scriptis meis, qualiacunque sunt, aliquam pietatis scintillam hauserint. Hoc lucelli Satanas Christo inuidens instigat istos» (Z. 48–52). Vgl. hierzu Allen Nr. 3043, Z. 20 f.; 3048, Z. 45 ff.; 3049, Z. 15 f. – Unsere Formulierung ist per interpretationem der äusserst vorsichtigen Ausdrucksweise des Schreibers gewonnen.

[123] Allen Nr. 3049, Z. 68 ff.

Anmerkung Anhang II

[124] sc. Leichenreden *auch bei der Bestattung von Dienstboten* zu halten. – Dass sie *sonst* bereits 1564/66 üblich waren, belegt auch Wurstisen in seinem Diarium (BZ 1, 1902, S. 95: 6. Sept. 1564; S. 128 A. 1).

Anmerkungen Anhang III

[125] Über Pellicans Basler Aufenthalte im Juni 1536 vgl. oben S. 62 f. und Anm. 17.

[126] Joh. Zwick aus Konstanz hatte sich auf der Heimreise von Wittenberg krankheitshalber länger als geplant in Strassburg aufgehalten. Vgl. die folgende Anm.

[127] Joachimi Vadiani cons. Sangallensis Aphorismorum libri sex de consideratione eucharistiae, . . . Zürich, Froschauer, [1536], mit WE an C. Pellican, St. Gallen, 21. Mai 1536. Vgl. hiezu den Brief Pellicans an Vadian vom 7. Juli 1536, wie oben Anm. 17.

[128] Auf diese Stelle nimmt Myconius Bezug in seinem Brief an Vadian vom 5. Sept. 1536 (wie oben Anm. 17, Nr. 913).

[129] Dieser Brief fehlt bei Zürcher, wie oben Anm. 17, S. 297.

Dr. Beat R. Jenny,
Robinienweg 71,
4153 Reinach

Miszellen

Fünf Briefe des Aurelius Erasmius Froben an Basilius Amerbach

von

Elisabeth Landolt

Auf der Basler Universitätsbibliothek befinden sich fünf an Basilius Amerbach gerichtete Briefe von Aurelius Erasmius Froben (1539–1587), einem Enkel von Johannes Froben, aus den Jahren 1583, 1584 und 1585. Sie fallen in die Zeit der Auseinandersetzungen um den Besitz der Frobenschen Offizin zwischen den Brüdern Ambrosius (1537–1604) und Aurelius Froben und ihrem Vetter Eusebius Episcopius (Bischof) (1540–1599) einerseits und zwischen den beiden Brüdern andererseits. Beide Verträge hat der Jurist Basilius Amerbach ausgearbeitet[1].

Die Briefe von Aurelius Erasmius Froben werfen nicht nur Licht auf das offensichtlich schlechte Verhältnis zu seinem älteren Bruder Ambrosius und die ständigen Geldnöte, in denen Aurelius steckte, sondern sie geben auch Antwort auf die häufig gestellte Frage, wann und unter welchen Bedingungen einzelne Objekte aus dem Nachlass des Erasmus von Rotterdam und demjenigen von Hieronymus Froben den Weg ins Amerbach-Kabinett gefunden haben.

Da die Vorbereitungszeit des Kataloges der Erasmus-Ausstellung zu kurz für ein breit angelegtes Quellenstudium war, sei mit der Veröffentlichung der betreffenden Nachrichten an dieser Stelle ein kleiner Nachtrag zum Katalog vorgelegt.

I.

Der früheste Brief ist wohl Mitte April 1583 geschrieben worden. Darauf weist die auf dem gleichen Blatt von Amerbach beigefügte und auf den 19. April datierte Notiz. Aurelius Erasmius Froben heisst Amerbach «fautor D. D. Erasmj» und schickt ihm ein «ein mehser mitt einer Jaspis hoͤffe, wellches des D. D. Erasmj gewesen ist, welches (wen es E. Ex. gefellig) wolte zekauffen geben. Es hatt mirs ein

[1] Basel UB, Mscr. C VIa 46, S. 761 ff.

D. Medicinae wellen abkauffen, Unndt hatts wellen mitt im vff den nechst Verschinenen Reichstag zů Auspurg nemen. Habs im aber nitt wellen geben, wils vil lieber E. Ex. gunnen, mögen mir E. Ex. dorumb geben was E. Ex. vermeint wert sein . . .»[2].

Amerbachs Notiz unten auf dem Brief zeigt, dass er sich erkundigt hat, was der von Froben erwähnte Medicus für das Messer zu zahlen bereit war: «Hab seinem Kneblin Aurelio genant[3] 19. Aprilis 1583 geben Zwen guldin in münchsköpffen, dan sovil sagt er das im vorgemelter medicus darumb hab geben wellen, und anzeigt das ichs nit als Gekauft sond(ern) als gelichen gelt gebe. Der weg(en) wan dem Vatter das meßer Zulösen gefellig, solle es im um Zwen fl [Gulden] zu lösen ieder Zeit Zugelassen sein.»

Da das im Basler Historischen Museum aufbewahrte Messer mit Jaspisheft wie die übrigen täglichen Gebrauchsgegenstände, und weil Basilius Amerbach es als Pfand ansah, in seinen Inventaren fehlt und erst im amtlichen Verzeichnis von 1662 als «ein alt Messer, das hefft von Blutstein» aufgeführt wird, werden seine Provenienz aus dem Besitz des Erasmus und sein Verbleib im Haus «Zum Luft» erst durch diesen Brief bezeugt. Im Geschenkbuch der Mittelalterlichen Sammlung wird es 1860 als Gabe von Aurelius Froben an Bonifacius Amerbach genannt[4].

II.

Am 26. Mai 1583 ergeht eine neue Bitte um Geld an Basilius Amerbach. Aurelius Erasmius Froben schreibt: «dorgegen so schick ich E. Ex. Effigiem patris mej piae memoriae zů einem Underpfanndt, dan ich wol weÿß das E. Ex. mir solches zů einem großen dienst wol behaltten württ, dan ich nichts liebers hab dan daß wie dan E. Ex. hochverstendiger wol kan ermessen, wo ich semlichs umb E. Ex. kan Verdienen Vnndt Verschulden, wil ich allzÿtt willig Vnndt geneigt sein. Mej Affines (gott Verzichs inen) Volebant à me emere et nihil mutuo dare . . .». Die Notiz unten auf dem Brief von Amerbachs Hand lautet: «haruf gelich[en] durch sein D. Aurelij kneblin zwei münchskopff oder 3 lb [Pfund] den 26. May 1583»[5].

[2] Basel UB, Mscr. G² I 37, fol. 1. – Das Messer s. Ausst.-Kat. Erasmus von Rotterdam, Basel 1986, Nr. H 71 und Abb. S. 73.

[3] Aurelius Froben, 1573–1637. Buchdrucker, des Rats, Obervogt auf Farnsburg, verheiratet mit Chrischona Burckhardt.

[4] Basel, Historisches Museum, Archiv. – E. Major, Erasmus von Rotterdam, Basel 1926, Legende zu Abb. 26a.

[5] Basel UB, Autogr. Slg F.

Bei diesem Bildnis des Druckerherrn Hieronymus Froben, des Vaters von Aurelius Erasmius, handelt es sich um ein offenbar verlorenes Gemälde auf Leinwand ohne Rahmen.

Auf der Rückseite des Briefes findet sich ein Rechenschaftsbericht des gewissenhaften Juristen Ludwig Iselin, des Neffen und Erben von Basilius Amerbach, über die «pfender», die Amerbach gegen Geld von Aurelius Erasmius Froben entgegengenommen hat. Iselins Bericht lautet:

«Zuwissen, als ich mense Septembri a°. 1591. dise nachgeschribne drÿ Dn. Aurelij Frobenij p. mem. pfender (als namlich D. Hier. Frobenij effigiem vf tuch von ölfarben, noch nicht vfgezogen, desgleich Dn. Jo. Frobenij symbolum vf tuch von wasserfarben, in holtz eingefast, vnd ein abgebrochen messer, dessen Heft von calcedonier (ut puto) forte fortuna gefunden in des Herñ seligen Dñi avunculi mej Kunstkam̄ern, so im̄e Dño avunculo meo von gedachtem H. Aurelio vmb 8 lb 10 ß versetzt waren, wie vier bÿligende Zedelin vfwisen: hab ich solliches Dño Hieronymo Burckharto, dicti Dn. Aurelij liberorum curatori, desgleichen Dño Ambrosio Frobenio, dicti Dn. Aurelij fratri alsbald angezeigt. Diewil sÿ aber, beide Herñ Hieronymus et Ambrosius gemelte pfender vmb obgeschriben gelt zelesen [auszulösen] nicht gesinnet: Hab ich . . . gemelte drÿ pfender für eigen behalten.»

III.

In einem Schreiben vom 5. Januar 1584 bittet Aurelius Froben abermals um Geld, diesmal ohne ein Objekt aus dem Familienbesitz anzubieten[6].

IV.

In einem undatierten Brief drängt Froben Amerbach, er möchte ihm doch mit zwei Gulden «zuhülff kommen» und bietet dafür «ein fragmentum in Chrysostomo graeco manuscripto nunquam aedito vom D. Petro Longo Veneto, olim ex pecunia mea kaufft» als überaus wertvolle Bereicherung von Amerbachs «gewaltige Bibliotheca» an. Für Aurelius Froben sei es leider nicht mehr möglich, die geplante Neuauflage der opera des Chrysostomus zu verwirklichen[7]. Da Basilius Amerbach zu diesem Brief eine Anmerkung geschrieben hat und auch Ludwig Iselin das Chrysostomus-Manuskript nicht

[6] Basel UB, Slg F.
[7] Basel UB, Mscr. G II 17, fol. 74.

erwähnt, ist Amerbach wohl nicht auf den Handel eingegangen. Es fällt zudem auf, dass Iselin von den fünf erhaltenen Briefen nur vier erwähnt.

V.

Der jüngste der Briefe, wohl vom 30. Juni 1585, lässt erkennen, dass sich Aurelius Erasmius Froben noch immer in grossen finanziellen Schwierigkeiten befand und sich gezwungen sah, mit folgender Bitte an Amerbach heranzutreten. Um «Fürstrecken in minen nöten» bedarf er dringend «treÿßig plapart, dorgegen so schick ich E. Ehrenvest ein taffelen, doruff ist gemoldt daß symbolum avicij mei (piae memoriae) Joannis Frobenij, diewil E. Ehrenvest auch hatt die effigiem parentis mej, so schickt es daß symbolum wol dorzů, bitt gantz inneglich E. Eherenvest wŏllendt daß best thůn, domitt solches nitt in frembde hanndt kumme Vnndt ich gantz wol erfaren hab daß E. Eherenvest ein fautor sinndt Frobenianorum, . . .»

Die von Basilius Amerbach beigefügte Notiz lautet: «Hab D. Aurelio Frobenio 30 Junij 1585 durch sein Knäblin (so von Mülhusen ietz hieher kommen war, als im sein meister doselbst gestorben) geschickt 2 francken thut 30 *p*»[8].

Die unbestätigte Überlieferung, wonach das Froben-Signet, das Hans Holbein d.J. 1523 für Johannes Froben gemalt hat, schon 1583 in den Besitz von Basilius Amerbach gelangt sei, wird durch den Brief von Aurelius Erasmius vom 30. Juni 1585 korrigiert und hinsichtlich des «Donators» präzisiert.

Im Gegensatz zu Holbeins «Erasmus im Rund» von 1530/32[9], der sich im Besitz der Familie Froben befand und zu einem unbekannten Datum vor 1586 in das Amberbach-Kabinett gelangte, hat Basilius Amerbach die drei ihm von Aurelius Erasmius Froben anvertrauten Objekte nicht in sein Inventar aufgenommen. Sie wurden von Ludwig Iselin in die Sammlung eingefügt, und erst im Inventar von 1662 sind sie einzeln aufgeführt.

Dr. Elisabeth Landolt-Wegener,
Byfangweg 37,
4051 Basel

[8] Basel UB, Autogr. Slg F. – Das Gemälde: Basel, Kunstmuseum, Inv. Nr. 343. – Ausst.-Kat. a.O. Nr. F 18 und Abb. S. 88.

[9] Basel, Kunstmuseum, Inv.Nr. 324, s. Ausst.-Kat. a.O., Nr. E 3 und Farbtafel auf S. 71.

Icones Erasmi

von

Frank Hieronymus

Auf der Suche nach Quellen zum Leben des Basler Buchdruckers Nicolaus Episcopius für dessen Kurzbiographie im Lexikon des gesamten Buchwesens stiess ich zufällig auf den Brief von dessen Stiefvater Johannes Herwagen an Beatus Rhenanus vom 12. November 1540. Eine Aussage in diesem Schreiben bestätigt die neue Deutung des Hans Holbein dem Jüngeren zugeschriebenen Holzschnitts des sog. «Erasmus in einem Gehäuse» als Erinnerungsblatt für den Verstorbenen, das seine Basler Freunde hätten anfertigen lassen[1], entgegen Hans Koeglers und Hans Reinhardts Datierung auf 1535[2].

Im September/Oktober 1538 hatte Holbein, zum ersten (und letzten) Mal nach dem Spätsommer 1532, für einen guten Monat in Basel geweilt; 1538 ist auch der erstgedruckte Band der grossen Gesamtausgabe der Werke des Erasmus – Band 3, die Briefe enthaltend - bei Hieronymus Froben und dessen Schwager Nicolaus Episcopius, welche beiden Freunde er auch zu seinen Testamentsvollstreckern eingesetzt hatte, erschienen; als zweiter war Band 2 – mit den Adagia – im März 1539 vollendet[3], die weiteren Bände 1 und 4 bis 9 erschienen im Laufe des folgenden Jahres 1540[4]. In einem Brief aus Schlettstadt vom 18. Juli 1540 hatte Rhenanus sei-

[1] S. Oberrheinische Buchillustration 2: Basler Buchillustration 1500–1545, Ausstellungskatalog, Basel 1984, Nr. 456; F. Hieronymus: Das Aufkommen der Renaissancemotive und -formen in Basel. In: Gutenberg-Jahrbuch 1986, S. 68–80: 79; E. Landolt in: Erasmus von Rotterdam, Ausstellungskatalog, Basel 1986, Nr. F 19. Man hatte den Holzschnitt bis dahin als für den Titel der Gesamtausgabe seiner Werke von 1540 oder des Drucks seiner Adagia von 1536 entstanden gesehen.

[2] S. Die Malerfamilie Holbein in Basel, Ausstellungskatalog, Basel 1960, Nr. 433.

[3] Auf der Titelseite als für das Gesamtwerk vorgesehenes Erscheinungsdatum 1540, im Kolophon für den Druckabschluss März 1539.

[4] Die Bände 1, 4, 5 ,7, 8 und 9 nur mit Datum 1540 auf Titelseite, 8 zusätzlich mit Datum des Geleitworts zum Gesamtindex «Ex chalcotypia nostra Calend. Septemb. MDXL»; bei Band 6, auf Titelseite von 1541 datiert, rechnete man offenbar zunächst noch mit Fertigstellung erst im folgenden Jahr, doch ist auch er laut Kolophon noch im September 1540 abgeschlossen worden, etwa zur selben Zeit also, da der Gesamtindex am Ende von Band 8 gedruckt wurde.

nem Basler Freund Bonifacius Amerbach sein volles Einverständnis mit Änderungen, Streichungen und Einfügungen in seiner vom 1. Juni des Jahres datierten Vorrede zur ganzen Ausgabe – seinem Widmungsbrief an Kaiser Karl V. in Band 1 – mitgeteilt, die ihm Episcopius nach Schlettstadt überbracht hatte, und ihm volle Freiheit gegeben, den Text auch nochmals durchzugehen, auch weiteres hinzuzufügen, zu streichen, zu ändern, ohne es ihm wieder vorzuzeigen, da ja eben aus solchen Gründen die Vorreden stets zuletzt gedruckt würden[5]. Auch hier ist denn der Brief zusammen mit dem Katalog der Werke des Erasmus nach dem folgenden Text des Bandes auf separat vorangestellten Bogen A*–D*6 gedruckt worden.

Am 12. November 1540 nun teilt Herwagen dem Rhenanus auf eine – nicht erhaltene – Anfrage oder Bestellung hin mit, dass er die «Bilder des Erasmus» noch nicht bekommen könne, da sie noch nicht gedruckt seien: Iconas Erasmi ab Episcopo habere non possum, respondit enim non esse impressas[6]. Zunächst: es kann sich nur um Exemplare des oben genannten Holzschnitts handeln; zweitens: er findet sich zwar in den Basler Exemplaren der Ausgabe der Werke des Erasmus, aber stets nur nachträglich eingeklebt – und in keinem einzigen auswärtigen. Er war zwei Monate nach Abschluss des letzten Bandes noch nicht gedruckt, aber er dürfte von Anfang an nur parallel zur Ausgabe 1538 entworfen und – wie unser Brief nun bestätigt – ohne besondere Eile Ende 1540 oder gar erst später gedruckt worden sein, als zur Gesamtausgabe etwa gleichzeitiges Erinnerungsblatt, im Buchdruck durch die Freunde vervielfältigtes Denkmal konzipiert, nach dem Vorbild des Nürnberger Humanisten Conrad Celtis, der sich ein Jahr vor seinem Tode 1507 selber ein solches Blatt für seine Freunde bei Hans Burgkmair bestellt hatte[7].

Und noch eine zweite bisher nicht beachtete Briefstelle bestätigt uns diese Deutung: Am 13. April 1545 sendet der wenige Monate zuvor von mehrjährigen Studien aus Valence heimgekehrte junge Johann Ulrich Iselin – der spätere Schwiegersohn und Lehrstuhlnachfolger Bonifacius Amerbachs – da er vor Ende der Frankfurter Messe noch nicht, wie geplant, neue medizinische Bücher zur Verfügung habe, an den Adressaten des Briefes Jean Brunet und den Arzt Antoyne zum Dank für seine gute Aufnahme während seiner Studien

[5] Briefwechsel des Beatus Rhenanus, ges. u. hg. von Adalbert Horawitz und Karl Hartfelder, Leipzig 1886, Nachdr. Nieuwkoop 1966 (BRhB), Nr. 338.

[6] BRhB Nr. 344. Die Anfrage aus Höflichkeit nicht an Froben oder Episcopius direkt gerichtet?

[7] S. 1473–1973 Hans Burgkmair, Das graphische Werk, Austellungskatalog von Tilman Falk u.a., Augsburg 1973, Nr. 19, sowie Gutenberg-Jahrbuch 1986, S. 79.

zunächst schon einige von Froben kürzlich gedruckte «Porträts des Erasmus»: frobene a nouvellement fait imprimer la vray pourtraicture d'erasme, desquelz ie vous ay icy envoye[8]. Auch diese Stelle zeigt: Es handelt sich um Einzeldrucke und sie sind nicht allzu lange vor 1545 entstanden.

PS. Unter acht an Episcopius gerichteten, 1621 in den Niederlanden edierten Briefen, deren Kopien wir anlässlich der Arbeit über Episcopius in Brüssel bestellt und nun gerade noch während des Umbruchs erhalten haben, befindet sich glückhaft der Begleitbrief, den Rhenanus bei der Übersendung seiner Praefatio an Kaiser Karl V. mit der Vita des Erasmus zur Gesamtausgabe seiner Werke an Bonifacius Amerbach, Gelenius, Hieronymus Froben und Episcopius im Juni 1540 mitgegeben hat. Da dieser Brief, der mit den andern damals in Basel verkauft oder verschenkt worden sein muss, in neuerer Zeit nur Allen bekannt geworden zu sein scheint, doch für das Verständnis der Biographie einiges beiträgt, haben wir vorgesehen, ihn mit den andern Briefen zusammen im Annuaire der «Amis de la Bibliothèque Humaniste de Sélestat» für 1987 mit kurzem Kommentar neu herauszugeben.

Dr. Frank Hieronymus,
Reichensteinerstrasse 20,
4053 Basel

[8] Die Amerbachkorrespondenz, Bd. 6, bearb. u. hg. von Beat Rudolf Jenny, Basel 1967, Nr. 2711 Anm. 3 (S. 133).

Jacob Burckhardt in seinen letzten Lebensjahren

von

Max Burckhardt

Vorbemerkung

Das Folgende ist der nur leicht überarbeitete und mit Anmerkungen versehene Wortlaut eines Vortrages, der am letzten Abend des im Oktober 1984 in Trier veranstalteten Jacob Burckhardt-Symposiums gehalten wurde. Initiant dieses dreitägigen Symposiums war der Kunsthistoriker Prof. Dr. Wilhelm Schlink, damals in Trier, heute in Freiburg i.Br. wirkend. Finanziert wurde das Colloquium durch die Fritz Thyssen Stiftung Köln; sein Protektor war der Präsident der Trierer Universität Prof. Dr. Arnd Morkel. Es wurden von den hier in alphabetischer Reihenfolge genannten Referenten folgende Themen behandelt:

Dr. Wolfgang *Beyrodt,* Bielefeld:
Jacob Burckhardts Anfänge als Kunsthistoriker im Bonner Maikäfer-Milieu;
Prof. Dr. Gottfried *Boehm,* Giessen (heute in Basel):
Vom Verhältnis von Kunst und Geschichte bei Jacob Burckhardt;
Dr. Heinrich *Dilly,* Stuttgart:
In Jacob Burckhardts Namen – Burckhardt-Lektüre und -Zitation um 1850;
Prof. Dr. Peter *Ganz,* Oxford (heute in Wolfenbüttel):
Jacob Burckhardts Arbeitsmethode, Behandlung der Quellen und seine Sprache;
Dr. Wolfgang *Hardtwig,* München:
Jacob Burckhardts neuer Begriff der Kultur (insbesondere demonstriert an der «Kultur der Renaissance»);
Prof. Dr. Andreas *Haus,* Trier:
Jacob Burckhardts Auffassung der Dekoration;
Dr. Hanno *Helbling,* Zürich:
tutta quella musica – «Perspektive» bei Jacob Burckhardt;
Prof. Dr. Erich *Hubala,* Würzburg:
Jacob Burckhardts Anschauung des Klassischen als Bedingung einer Geschichte der Kunst;
Prof. Dr. Dieter *Jähnig,* Tübingen:
Burckhardts Gedanke des «Ökumenischen Massstabs» der Kulturwissenschaften;

Prof. Dr. Jochen *Martin,* Freiburg i.Br.:
Anmerkungen zur Griechischen Kulturgeschichte;
Lic. phil. Nikolaus *Meier,* Basel:
Jacob Burckhardt und die Museen;
Dr. Achatz Frh. *von Müller,* Hamburg:
Epochengliederung und Epochenbegriff bei Jacob Burckhardt;
Prof. Dr. Jean *Nurdin,* Dijon:
Der Europagedanke Jacob Burckhardts;
Dr. Niklaus *Röthlin,* Basel:
Burckhardts Position in der Kulturgeschichte des 19. Jahrhunderts;
Prof. Dr. Wilhelm *Schlink,* Trier:
Burckhardts Künstlerrat;
Prof. Dr. Ernst *Schulin,* Freiburg i.Br.:
Burckhardts Kultur- und Kulturgeschichtsbegriff im Vergleich zu entsprechenden Bestimmungen des 20. Jahrhunderts;
Prof. Dr. Hermann *Strasburger,* Freiburg i.Br. (gestorben am 4. April 1985):
Jacob Burckhardt über Julius Caesar;
Prof. Dr. Rolf *Stucky,* Basel:
Jacob Burckhardts Antikenverständnis und die heutige Archäologie;
Prof. Dr. Martin *Warnke,* Hamburg:
Staat als Kunstwerk – zur Herkunft des Begriffs.

Ausser den Genannten beteiligten sich an der Tagung als Diskussionsteilnehmer oder als Leiter einzelner Sitzungen:
Dr. Ulrich *Ott,* Trier;
Prof. Dr. Kurt *Düwell,* Trier;
Prof. Dr. Agostino *Sottili,* Turin.
Zur Tagung eingeladen und zu einem Referat bereit über «Historische Grösse bei Jacob Burckhardt» war Prof. Dr. Theodor *Schieder,* Köln; er starb einige Wochen vor dem Vortragstermin.

Von den Referaten sind nach zuverlässigen Angaben die folgenden bereits publiziert worden:
Hanno Helbling, Tutta quella musica – Perspektiven bei Jacob Burckhardt, in: Neue Zürcher Zeitung, Freitag, 29. Oktober 1984, Fernausgabe Nr. 249, S. 34; Arnd Morkel, Hierin könnte etwas Beglückendes liegen – Jacob Burckhardts Auffassung von der Universität, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, Samstag, 8. Dezember 1984, Nr. 278, Wochenendbeilage; Martin Warnke, Der Staat als Kunstwerk – Ästhetisches und Politisches in Jacob Burckhardts «Kultur der Renaissance», in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, Mittwoch, 18. Dezember 1985, Nr. 293, S. 33.

Trotzdem die Akten des Symposiums als Ganzes nicht haben im Druck erscheinen können, ist seine Veranstaltung ein beredtes Zeugnis für das lebendige Echo, welches Jacob Burckhardts Lebenswerk in den letzten Jahren allenthalben gefunden hat.

Das ganze, lange Leben Jacob Burckhardts ist äusserlich merkwürdig ruhig und geradlinig verlaufen. Es gibt nur wenige Momente, wo wie an einer Bruchstelle ein neuer Kurs einsetzt. Da wäre der frühe volle Übergang vom Beruf des Pfarrers zu demjenigen des Historikers. Es folgt bald darauf der Verzicht auf jede politische Tätigkeit. Dann, mit 35 Jahren, beginnt, infolge der unfreiwilligen Aufgabe des Schuldienstes, die intensive kunsttopographische Schriftstellerei und als deren Folge die Wegberufung von Basel nach Zürich. Schliesslich, schon in der zweiten Hälfte des sechsten Lebensjahrzehnts, übernimmt Burckhardt neben seiner historischen Professur in Basel das kunstgeschichtliche Lehramt, dem er bis zum Alter von 75 Jahren treu bleibt.

Auch die etwa sieben letzten Lebensjahre Burckhardts, denen wir uns im folgenden zuwenden, sind vom gleichen ruhigen Rhythmus getragen wie sein voriges Leben. Sie weisen nur zwei Einschnitte auf, die nicht völlig gleich wichtig erscheinen, aber miteinander zu tun haben: der Wohnungswechsel im Herbst 1892 und der überraschend und rasch vollzogene Rücktritt vom Lehramt anfangs April 1893. Wir müssen sie kurz in ihren Einzelheiten schildern.

Mehr als zweieinhalb Jahrzehnte hatte sich der Professor mit einer Behausung begnügt, die ausser einer beschränkten Aussicht auf die südlichen Ausläufer des Schwarzwaldes keinerlei Komfort und nach der Art einer mittelmässigen Studentenbude nur das Allernötigste enthielt. In ihrer behaglichen Dürftigkeit ist sie von Arnold von Salis, jenem kernhaften Sohn des bündnerischen Bergells, aufs anschaulichste geschildert worden[1]. Wegen des abenteuerlichen Zugangs durch einen Bäckerladen und über steile dunkle Treppen hat sie viele Besucher abgeschreckt. Das Haus gehörte zu einer Gruppe schlichter Handwerkerbauten, die eben damals wegen unsolider Spekulationen ihrer Besitzer häufig die Hand wechselten; sogar die Bäckerei im Erdgeschoss dieser Nummer 64 trug alle paar Jahre einen anderen Namen. Bei den zwei ledigen Töchtern des früheren Besitzers, seines Zeichens ebenfalls Bäcker und Siegrist an der benachbarten Kirche St. Alban, Susanna und Dorothea Nidecker, hatte sich Burckhardt eingemietet. Über seine Beziehungen zu diesen Hausmeisterinnen – nach ihrer kulinarischen Methode betitelte er sie als «die Weichkochenden»[2] – vernimmt man soviel, dass sie für die Dauer ihrer genau

[1] Arnold von Salis, Zum hundertsten Geburtstag Jacob Burckhardts. Erinnerungen eines alten Schülers. Basler Jahrbuch 1918, S. 277 ff.

[2] Brief vom 17. August 1888 an Robert Grüninger. Jacob Burckhardt, Briefe IX, S. 156.

festgesetzten Ferien die Wohnungen jeweils hermetisch verschlossen und Burckhardt dadurch bis zu ihrer Rückkehr einfach aussperrten. Immerhin respektierten sie ihren Logisnehmer als grossen Gelehrten, während er ihnen als routinierten Porzellanmalerinnen seine Sympathie bekundete. Nach Art eines harmlosen Schabernacks brachte es Burckhardt mittels einer Kriegslist fertig, dass der Maler Arnold Böcklin die Jüngere, Dorothea, mit ihren goldroten Haaren und grüngrauen Augen für sein Gemälde «Das Spiel der Najaden» unbemerkt als Modell einer Meerjungfrau wählte[3].

Der Gelehrte, der den wachsenden Beschwerden seiner Alterskrankheit seit 1888 mit regelmässigen Badekuren entgegenzuarbeiten suchte, begann sich nach einer neuen Unterkunftsmöglichkeit in der Basler Innerstadt umzusehen; ein eigenes Haus, das er seit 1876 besass, kam dafür nicht in Betracht. Behördlicherseits war nämlich für den Fall einer neuen Brückenverbindung mit dem rechtsrheinigen Ufer eine Strassenlinie mitten durch die Liegenschaft gezogen worden[4]. Auch vermochte er die Dringlichkeit eines Entschlusses nicht einzusehen. Da brachte das Jahr 1891 eine Wende, indem eine Reihe von an sich auseinanderliegenden Vorkommnissen in ihm das Bewusstsein einer nahe bevorstehenden Krise aufs Unangenehmste verstärkten. Es hatte begonnen mit dem blutigen Staatsstreich der Radikalen im Tessin, wo Burckhardt im September 1890 eben nochmals die Schönheiten des Südens genossen hatte; die Drahtzieher jener Aktion aber waren ein halbes Jahr später von einem Zürcher Geschworenengericht auf freien Fuss gesetzt worden. Dann hatte die pauschale Eingliederung zahlreicher «Ausgemeinden» in die Stadt Zürich eine sprunghafte Verdreifachung von deren Stimmbürgerschaft bewirkt und dadurch in den Augen Burckhardts erstmals in der deutschsprachigen Schweiz die Gefahr einer grossen proletarischen Agglomeration heraufbeschworen. Diesen rein politischen Begebenheiten war eine eindrückliche Katastrophe anderer Natur gefolgt: am 14. Juni 1891 hatte sich das bisher schwerste Eisenbahnunglück auf dem Kontinent direkt vor Basels Toren an der Birsbrücke bei Münchenstein ereignet, und nun verharmlosten die obersten Bundesbehörden die schweren Nachlässigkeiten und die trölerische Erledigung der Entschädigungsfragen durch die Leitung der Jurabahn, wobei parteipolitische Komplizenschaft mitspielte. Zu allem war Burckhardt ein persönliches Missgeschick zugestossen: er war

[3] H[anna] B[urckhardt]-P[fisterer]. Baslerische Jugenderinnerungen. Neue Zürcher Zeitung, Sonntag, den 14. Januar 1940, Sonntagsausgabe Nr. 61 (1), Blatt 4.

[4] Brief vom 12. Januar 1885 an Max Alioth. Briefe VIII, Nr. 1089, S. 268 mit Anm. S. 544 f.

auf der Haustreppe ausgeglitten, hatte den linken Arm gebrochen und versäumte nun – zum ersten- und einzigenmal in seinem ganzen Dozentendasein – seine Vorlesungen während einiger Tage.[5] Fortan trug die grosse blaue Mappe mit Anschauungsmaterial für die kunstgeschichtlichen Kurse nicht mehr er selber, sondern ein hiezu beauftragter älterer Dienstmann. Es wird daher kein Zufall sein, dass das Testament, in dem alle Einzelheiten des Begräbnisses festgelegt sind, das Datum des Juli 1891 trägt[6]. Und ebenso wenig kann uns befremden, dass genau im Zeitpunkt, wo die schweizerische Öffentlichkeit anlässlich der Jubiläumsfeier des ersten eidgenössischen Bundes von 1291 vor Freude überströmte, Burckhardt in einer Vision von noch nie dagewesener Düsterkeit sein schweizerisches Vaterland dem selbstgewählten Verhängnis entgegeneilen sah[7].

In seine prekären und auf die Dauer bedenklichen Wohnverhältnisse griffen nun die Freunde und vor allem die einzige noch lebende Schwester (aus der zweiten Ehe des Antistes) hilfreich ein; «ohne sie» hätte er «weder den Entschluss noch die Ausführung des grossen Exodus finden können»[8]. Das neue Logis, das Burckhardt im September 1892 bezog, war hell und geräumig; es befand sich am Rand der eigentlichen Altstadt an einer Parkanlage und gewährte von einer Altane im zweiten Stock über das hier beginnende Villenquartier hinweg einen weiten Blick nach den Höhen der Baselbieter Juraberge. Einen einzigen Nachteil mochte es aufweisen dadurch, dass es an der immer belebter werdenden Hauptroute aus der Stadt zum schweizerischen Bahnhof lag. Das gesamte alte Mobiliar mitsamt dem Piano und dem Wandschmuck hatte man transloziert; für die allgemach ins Unendliche wachsende Sammlung von Reproduktionen und Photographien stand aber jetzt viel mehr freier Platz zur Verfügung, und jede der etwa 200 Mappen war bequem zugänglich.

Als wichtigste neue Errungenschaft vermerkt man die Präsenz einer fest angestellten Dienstmagd, die zugleich als Köchin amtete. Diese Mina Fittig, Tochter eines Schneiders aus dem benachbarten Grenzach und einer zürcherischen Mutter, hatte sich in Basel bereits in mehreren beruflichen Anstellungen bewährt und bildete fortan das Rückgrat von Burckhardts neuinstallierter Haushaltung[9]. «Ich fühle

[5] Brief vom 14. Mai 1891 an Hanna Veillon-Burckhardt. Briefe IX, Nr. 1350, S. 300 mit Anm. S. 554 und Abb. 13 ebda.

[6] Staatsarchiv Basel, Privatarchiv 207 (Nachlass Burckhardts), Nr. 49.

[7] Brief vom 3. August 1891 an Robert Grüninger. Briefe IX, Nr. 1361, S. 314 ff.

[8] Brief vom 2. Juni 1893 an Friedrich von Preen. Briefe X, Nr. 1456, S. 109.

[9] Daten zu Mina Fittig in der Anm. zum Brief Nr. 1394 an Robert Grüninger aus Baden vom 7. August 1892. Briefe X, Anm. auf S. 409 s. v. Perpetua.

mich zum ersten Mal in meinem Leben als einen rechten Herrn und nicht mehr als einen nur nebenbei bedienten Logirer . . .» «Überhaupt werde ich allmälig inne, wie ich in der Achtung verschiedener Leute steige, seit ich aus meinem Verliess in der Dalben fort bin. *Ein* Gutes aber hatte die alte Wohnung: herumziehende Literaten und Strolche verschätzten mich, wenn sie das Haus sahen und dachten, bei mir sei nichts zu holen . . . dafür . . . habe ich jetzt den Anschein des Reichtums.[10]» Zur Fürsorge durch seine «Perpetua», wie Burckhardt seine Mina nach einer Gestalt in Manzonis «I Promessi sposi» taufte, kam aber hinzu, dass seine Schwester ihm ungebeten seinen Speisezettel aufs köstlichste bereicherte. Dank dem schönen Wohnsitz ihres Gatten im waadtländischen Aigle verfügte sie über Trauben und Weine aus den dortigen Rebbergen, ebenso über Wachteln und Rebhühner aus den Jagdgründen im Rhonetal. Wenn sie in jener Gegend weilte, konnte Burckhardt wenigstens brieflich einen gewissen Kontakt mit einem Stück romanischen Südens pflegen.

So war also der Übergang in eine äusserlich behaglichere Umgebung bereits durchgeführt, als der Rücktritt vom Lehramt jäh vollzogen werden musste. Nach dem mühsamen Wintersemester 1892/93 hatte Burckhardt mit der Vorlesungsankündigung für den künftigen Sommer noch gezögert. Eine Attacke seines Herzasthmas, im Verein mit heftigen Ischiasschmerzen, veranlasste augenblicklich das Entlassungsgesuch an das baselstädtische Erziehungsdepartement. Im Hinblick auf eine korrekte Regelung des Ruhestandsgehaltes bediente er sich dabei der Feder seines Freundes Grüninger, der ihm als erfahrener Jurist zur Seite stand[11].

«Nun glauben Sie auch gar nicht, wie herrenwohl es einem alten Manne ist, wenn er allen Verpflichtungen und Verantwortungen fortan entzogen bleibt.[12]» In diesen Worten an Heinrich von Geymüller spricht sich die Erleichterung des soeben Pensionierten aus, der ohne Aufsehen abzutreten beabsichtigte. Aber der Zwang der Termine wollte es, dass dem Datum des Rücktritts nicht nur der 75. Geburtstag, sondern auch die nach 50 Jahren fällige Erneuerung des Doktordiploms folgte. Auf die Fülle von öffentlichen und privaten Zuschriften musste Burckhardt offiziell und positiv reagieren. Wie stark ihn sein Beruf zeitlebens erfüllt hatte, bekam der Basler

[10] Briefe vom 22. September 1892 an Hanna Veillon-Burckhardt. Briefe X, Nr. 1399, S. 50, und vom 11. Februar 1893 an Rosina Grüninger-Bischoff ebda. Nr. 1415, S. 72.

[11] Brief vom 6. April 1893 an Richard Zutt. Briefe X, Nr. 1427, S. 84 mit den Abb. 6 und 7 ebda.

[12] Brief vom 13. April 1893 an Heinrich von Geymüller. Briefe X, Nr. 1430, S. 86.

Dekan Gustave Soldan zu hören: «Jetzt, nach Abschluss meines Amtes als Lehrer und Schriftsteller weiss ich, wie Vieles hätte anders und besser geleistet werden können.» Seine Entschuldigung lautete so: «Die drängende Zeit war immer hinter uns her, und wir mussten abschliessen und konnten, Lehrstunde um Lehrstunde und Buch um Buch, die Dinge nicht reifen lassen wie wir gerne gewollt hätten.» Doch dann folgt das Bekenntnis: «Möge es immerhin auch den verehrten Herrn Kollegen kundwerden, dass mein Amt an dieser Anstalt und in diesem Vereine von Amtsgenossen mich dauernd glücklich gemacht hat, und dass ich mit Wehmut davon scheide, weil es durchaus sein muss.[13]»

Aber in einer besondern Hinsicht waltete über diesem Abschied ein glücklicher Stern. Die Frage des richtigen Nachfolgers erledigte sich unwahrscheinlich rasch und zur allgemeinen Befriedigung. Dieser Mann stand, innerlich vorbereitet, bereits vor der Tür. Schon im Juni 1891, im Zeitpunkt von Burckhardts Treppensturz, hatte Richard Zutt, der wachsame Präsident der Basler Universitätskuratel, von sich aus eine Vertretung durch Heinrich Wölfflin in Erwägung gezogen[14]. Im Herbst 1892 hatte dann dieser selbst bei Burckhardt einen privaten Vorstoss unternommen. Von seiner damaligen Anfrage, in welcher Weise er Schritte zu tun habe, um einmal in Basel Burckhardts Nachfolger zu werden, sah dieser sich halbwegs überrumpelt und hatte eine umständliche Analyse der Situation gegeben[15]. Jetzt aber, wo Burckhardt plötzlich zurückgetreten war, packte der wiederum eigenmächtig vorgehende Zutt den nach Berlin verreisten Wölfflin am Ärmel und bot ihm die Basler Professur unter Verwendung der kuriosen Formel «Vorlesungen über Kunstgeschichte und dergleichen» an[16]. Nach Wölfflins spontaner Zusage kam es erst jetzt zum Kontakt zwischen Zutt und Burckhardt. Im Unterschied zu der stürmischen und selbstsicheren Art der Regierungsperson dürfte Burckhardt Wert darauf gelegt haben, dem Wahlvorschlag Wölfflin durch die Konkurrenz mit einem zweiten qualifizierten Kandidaten Profil zu verleihen. Dieser Zweite fand sich in Heinrich Alfred Schmid, ebenfalls einem an einer deutschen Universität bereits habilitierten Basler. Burckhardt war auch ihm gewogen, trotzdem er die schlechteren Chancen hatte. Sein Spezialgebiet, die

[13] Brief vom 19. Mai 1893 an Gustave Soldan. Briefe X, Nr. 1445, S. 98 f.

[14] Staatsarchiv Basel, Protokoll der Kuratel, Protokolle T 2, 4, S. 371.

[15] Brief vom 3. Oktober 1892 an Heinrich Wölfflin. Briefe X, Nr. 1401, S. 52 ff.

[16] Heinrich Wölfflin im Brief an seine Eltern, Berlin, den 16. April 1893. Vgl. Heinrich Wölfflin 1864–1945, Autobiographie, Tagebücher und Briefe hg. von Joseph Gantner, Basel 1982, S. 93.

altdeutsche Kunst, war nämlich wegen der jüngst erfolgten Habilitation des damaligen Konservators der Basler Kunstsammlung, Daniel Burckhardt-Werthemann, soeben neu besetzt; diesem seinem Namensvetter hatte Jacob Burckhardt den genannten Sektor bereits endgültig abgetreten[17]. Wölfflin hingegen bewegte sich geradlinig im Hauptbereich von Burckhardts Lehrgebiet. So konnte er schon nach einem Monat nach des letzteren Rücktritt mit Vorlesungen über Kunst der Frührenaissance und über Rafael vor dem Basler akademischen Publikum debütieren.

Auf seine stille Schriftstellerei am Schreibtisch hat sich Burckhardt mit grosser Begierde gestürzt, und schon im Hochsommer 1893 erhielt Freund Grüninger Nachricht vom Fortgang der Dinge. Zunächst versprach ihm Burckhardt die ersten 50 bis 60 Blätter eines Manuskripts zur Durchsicht; Ende September 1893 meldete er seiner Schwester, dass er «eine grosse kunstgeschichtliche Abhandlung» habe «so ziemlich ans Ende führen können»[18]. Doch verleugnete er geflissentlich die Ernsthaftigkeit seines Arbeitens. Und so heisst es auch in der kurzen Einleitung dieser ersten der späten Abhandlungen, betitelt «Die Sammler», dass «alle strenge Wissenschaftlichkeit der Anordnung» und «eigentliche Beweiskraft» preisgegeben sei, wogegen die Ausführungen mehr als «Ahnungen und Vorschläge, Nachrichten und Vermutungen in betreff eines besondern Phänomens der Kunstgeschichte» zu verstehen seien[19]. Das Thema ist in der Tat an sich sehr ausgedehnt trotz der einfachen Leitidee, eine Geschichte des Sammlertums in der Perspektive des italienischen Privatgeschmacks und im Zeitraum der klassischen Jahrhunderte zu bieten. Aber der Inhalt ist komplex behandelt: mit der psychologischen Charakteristik der Sammler wird eine summarische Besitzergeschichte und eine solche der Besteller der Kunstwerke verbunden: ausserdem aber sind die wichtigsten Maler in chronologischer Folge skizziert, und es werden dazu die einzelnen Kunstgattungen – Malerei, Plastik, Medaillen, Textilien – in systematischer Anordnung inseriert, was schliesslich eine kulturgeschichtliche Darstellung im vollsten Sinne ergibt.

[17] Brief vom 11. Juli 1892 an Daniel Burckhardt-Werthemann. Briefe X, Nr. 1390, S. 38.

[18] Brief vom 30. September 1893 an Hanna Veillon-Burckhardt. Briefe X, Nr. 1471, S. 129.

[19] Jacob Burckhardt-Gesamtausgabe Bd. 12, Beiträge zur Kunstgeschichte von Italien, Basel 1930, S. 295.

Im Vorwort zum Erstabdruck von 1898 hat nun der Herausgeber Hans Trog zur Datierung der Niederschrift vermerkt, dass sie «mit vielen spätern Einträgen» erfolgt sei[20]. Das betrifft in der Tat neben zahlreichen Anmerkungen grosse Einschübe im Haupttext, so die Auswertung der von Eugène Müntz publizierten Inventare des Hauses Medici und vor allem die ganze kulturgeschichtliche Übersicht über die Entwicklung der abendländischen Textilien, alles in allem 60 Druckseiten oder ein Viertel des Ganzen. Bis in sein letztes Lebensjahr hat Burckhardt an diesem Manuskript gefeilt; er zitiert noch die Basler Dissertation des Wölfflinschülers Carl Cornelius von 1896 über Jacopo della Quercia[21]. Eine genaue Analyse der Schichten führt übrigens zu einem hier nur beläufig zu erwähnenden paläographischen Moment[22].

Dem formal fast isoliert dastehenden kunstgeschichtlichen Essay «Die Sammler» reihen sich drei ungefähr gleich grosse Studien an, die alle ein und derselben ältern Wurzel entsprossen sind. Bei dieser Gelegenheit halte man sich vor Augen, wieviel nicht völlig ausgearbeitete Manuskripte um 1890 in Burckhardts Kollektaneen vorhanden waren: die sprachlich noch nicht ausgestalteten «Weltgeschichtlichen Betrachtungen»; die nur zur Hälfte bereinigte «Griechische Kulturgeschichte»; dann, neben den voluminösen Praeparationen der historischen und kunstgeschichtlichen Vorlesungen, eine ganze Reihe von sozusagen druckreifen Vortragsmanuskripten. Endlich gab es aber noch jenes nur als Fragment 1867 gedruckte, vom Publikum so stiefmütterlich behandelte Buch über die Kunst der Renaissance, das als Teil von Franz Kuglers «Geschichte der neueren Baukunst» von seinem Autor nur unter dem Vorbehalt einer provisorischen Fassung an Wilhelm Lübke ausgeliefert worden war. Werner Kaegi hat seine Entstehungsgeschichte minutiös analysiert in Berücksichtigung der Tatsache, dass es Burckhardt mit Plan und Einzelgestaltung dieses Werkes einst völlig Ernst gewesen war[23]. Es

[20] Jacob Burckhardt, Beiträge zur Kunstgeschichte von Italien. Das Altarbild – Das Porträt in der Malerei – Die Sammler. Basel 1898. Vorwort von Hans Trog, datiert Basel, Ende Juli 1898, S. III: «Die Sammler: Mai bis September 1893, mit vielen spätern Einträgen.»

[21] ebda. S. 312, erste Anm.; Gesamtausgabe Bd. 12, S. 310, Anm. 21.

[22] Über die beiden Tintenfarben Burckhardts hinaus – Schwarz bis 1885, nachher Violett – gibt es im Frühjahr 1894, dem Zeitpunkt der zweiten schweren Herzkrise, nochmals einen Wechsel von einem dünnflüssigen bläulich-violetten Schreibstoff zu einer tiefvioletten Tinte, was zusammen mit dem unregelmässiger werdenden Schriftductus die ganz präzise Datierung einzelner Blätter ermöglicht.

[23] Werner Kaegi, Jacob Burckhardt, Eine Biographie, Band IV: Das historische Amt und die späten Reisen. Basel 1967, Drittes Kapitel, II: Die Baukunst der Renaissance, S. 191–237.

hatte ihm etwas schwieriges Neues vorgeschwebt, über dessen Originalität er sich völlig bewusst war: ein Hauptkapitel der Kunstgeschichte, dargestellt nach Formen und Aufgaben. Mit den knappsten Strichen seien im folgenden die drei separaten Abschnitte skizziert, die auszuführen Burckhardt 25 Jahre nach Erscheinen jenes ersten Bruchstücks sich entschlossen hat. Ihre Thematik und ihre Reihenfolge erheischen eine kurze Erörterung.

Die unmittelbare Fortsetzung, es sind die «Randglossen zur Skulptur der Renaissance», fällt nämlich mit ihrer sichern Datierung «Juni 1894 bis März 1895» zwischen die beiden als «Altarbild» und «Porträt» ganz lapidar bezeichneten Essays. Nach einer durch die Herzattacke vom April 1894 bedingten Arbeitspause begann Burckhardt dreiviertel Jahre lang mit dem Stoff zu ringen, setzte aber schliesslich unter das Manuskript die Ordre: «soll *nicht* gedruckt werden»[24]. Dabei hatte er sich sehr viel vorgenommen, indem er seine alte Disposition zur Gesamtdarstellung der Kunst der Renaissance wieder aufgriff. Für die Skulptur sah er anstatt der früheren 65 Paragraphen jetzt 18 grössere Abschnitte mit ungefähr derselben Reihenfolge vor. Im Vergleich zum gedruckten Teil sind die exakten Daten etwas spärlicher; umso anmutiger ist der Stil der Darstellung geworden. Man darf diese «Randglossen zur Skulptur» füglich als eine geistvolle Paraphrase zum Skulpturteil des Cicerone bezeichnen; zugleich resümieren sie stellenweise Erkenntnisse aus der «Cultur der Renaissance» in neuen allgemeinen Formeln. Und dennoch muss Burckhardt das Gefühl nicht losgeworden sein, dass diesem reichhaltigen Konglomerat von Einzeltexten, trotz konsequenter Disposition und Register, die unentbehrliche Abrundung fehle.

An die Redaktion des Malerei-Teils als Gesamtheit wagte er sich von Anfang an nicht mehr. Dagegen verfügen wir über die 37 Paragraphentitel, die als Programm grossartig genug die Richtungen weisen, in denen die Behandlung des Stoffes vorgezeichnet ist. Darunter figurieren vielversprechende Überschriften wie: Äussere Stellung der Malerei; Übersicht der Malweisen; Allgemeine Richtung und Studien; Die Komposition; Belebung und Beseelung[25]. Es lag ihm nun daran, im Sinn seines neuartigen kunstwissenschaftlichen Programms zwei einzelne besonders wichtige Typen von Bildern separat zu behandeln. Die beiden Studien «Das Altarbild» und «Das

[24] Jacob Burckhardt-Gesamtausgabe Bd. 13, S. 169 (Einleitung des Herausgebers Heinrich Wölfflin), zitiert nach dem Eintrag auf dem Titelblatt des Originalmanuskripts im Nachlass Priv. Arch. 207, Nr. 154.

[25] Gesamtausgabe a.o. Bd. 12, Einleitung des Herausgebers S. VIII; der Malerei waren in der Disposition die Paragraphen 260 bis 296 eingeräumt.

Porträt» beanspruchten nur je ein volles halbes Jahr intensiver Arbeit; nach Abschluss der ersten musste er vor Erschöpfung einige Monate aussetzen, bis er nach dem andern Arbeitsfeld, der Skulptur, hinüberwechseln konnte. Danach setzte er nochmals ein Vierteljahr aus, bis er mit dem «Porträt» begann. Ein guter Teil der Vorbereitungsarbeiten bestand im Bereitstellen der Illustrationen, ohne die ein Textabdruck eigentlich eine unvollkommene Sache bleibt. Um aber die unermesslichen Vorräte, die zur Verfügung standen, richtig auszuwerten, bedurfte es eines so vollkommen beschaffenen Organs, wie es Burckhardts visuelles Gedächtnis darstellte. So allein kam die Riesenzahl der von ihm zitierten Beispiele zustande.

Vom fünften und letzten Stück dieser Serie von Alterswerken, den «Erinnerungen aus Rubens», darf man den Inhalt als bekannt voraussetzen. Mit einer Kunstgeschichte nach Aufgaben hat diese umfangreiche Arbeit allerdings nichts zu tun, stellt vielmehr eine eindrückliche Analogie dar zu einer ganzen Reihe von Malerbiographien, wie sie Burckhardt seinen Lieblingen – mit Ausnahme des ominösen Falles «Rembrandt» – gewidmet hat: Hans Holbein d.J., Matthäus Merian, Grünewald, Ruysdael, Claude Lorrain, van Dyck. Diskutiert werden müsste hier einzig der Zeitpunkt der Abfassung oder Niederschrift. Aufs Geratewohl hat zuerst Heinrich Wölfflin den «Rubens» in die beiden Jahre vor dem Rücktritt vom Lehramt datiert[26]. Doch Emil Maurer, der weitaus beste Kenner von Burckhardts Rubensforschung, konnte dies mit dem nüchternen Hinweis auf einige bibliographische Daten und auf das Zeugnis Hans Trogs widerlegen[27]. In der Tat ist es gänzlich unwahrscheinlich, dass in jenen von uns zu Anfang geschilderten Jahren äusserer Bedrängnis und innerer Unruhe die Musse zur Abfassung eines derart harmonisch strukturierten Textes vorhanden gewesen wäre. Infolge Ausscheidens der Zwischenzeit von April 1893 bis gegen Ende 1895 wegen der Redaktion an den soeben genannten andern vier Arbeiten bleibt somit nur das von Maurer vorgeschlagene Jahr 1896 übrig. Immerhin zögert man etwas angesichts der brieflichen Belege: im Mai 1896 ist vom Übertragen alter Notizen von einem Blatt auf das andere, im Juli darauf von bequemer Arbeit mit grossen Zwischenpausen, im August dann sogar von fluchwürdigen kunsthistorischen Schreibereien die Rede. Das passt schlecht zu einem Text, der sich im für den Druck massgebenden Manuskript wie aus *einem* Guss hin-

[26] Gesamtausgabe a.O. Bd. 13, Einleitung des Herausgebers Heinrich Wölfflin zu den «Erinnerungen aus Rubens», S. 369, Anm. 1.

[27] Emil Maurer, Jacob Burckhardt und Rubens, Basler Studien zur Kunstgeschichte VII, Basel 1951, S. 131, Anm. 8.

geworfen präsentiert, wobei ausserdem eine auffällige formale Diskrepanz besteht zwischen dieser letzten Reinschrift und einer nicht wesentlich ältern Zusammenfassung des Rubensmaterials auf Quartblättern mit zahlreichen, kräftig konturierten Einzelheiten[28]. Vielleicht darf man sich die Genesis des Rubensbuches etwa so vorstellen: Die Idee zu einem solchen wird Burckhardt schon längere Zeit mit sich herumgetragen und die schriftliche Präparation bereitliegen gehabt haben. In einer kurzen Phase neuerstarkten schöpferischen Willens, die vielleicht nur wenige Wochen gedauert hat, hat sich der Greis nochmals zu einer letzten Kraftanstrengung aufgerafft und sein Bekenntnis zu Rubens in einer sozusagen rauschhaften Euphorie zu Papier gebracht.

Das muss um die Jahreswende 1895/96 gewesen sein. Denn damals erhielt Burckhardts ständiger Buchbinder einen Auftrag zur Herstellung mehrerer Mappen für die eben ins reine geschriebenen kunsthistorischen Abhandlungen, darunter einer solchen mit rotem Rücken[29]. Diese einzige rote Mappe in seinem Nachlass enthält aber das definitive Manuskript der «Erinnerungen an Rubens»[30].

Ein weiteres Datum für den Abschluss der letzten Redaktion aller genannten Altersarbeiten ist glücklicherweise mit Händen zu greifen. Am 13. September 1896 kam es zur Unterredung zwischen Burckhardt und seinem verlegerischen Berater, dem Grossneffen Carl Lendorff. Dieser erhielt die Zusicherung eines Zuschusses aus des Onkels Erbe von Fr. 700.– als Kostenbeitrag an den Druck der vier kunstgeschichtlichen Abhandlungen: Sammler, Altarbild, Porträt, Rubens[31]. Nur war dies nicht Burckhardts letztes Wort: einen Monat vor seinem Tod, am 3. Juli 1897, wurde die Einwilligung zur Publikation in brieflicher Form zurückgenommen, d.h. ausschliesslich auf den «Rubens» beschränkt[32]. Mit diesem allein wollte sich der betagte Kunstgelehrte bei seiner Leserschaft nochmals ins Gedächtnis rufen.

[28] Die Vorstufe des «Rubens»: Nachl. Burckhardt, Staatsarchiv Basel, Priv. Arch. 207, 166; die Reinschrift ebda., Priv. Arch. 208, 60.

[29] Brief vom 25. November 1895 an Johannes Zumkehr. Briefe X. Nr. 1580, S. 243.

[30] Der in Anm. 28 zitierte Faszikel Priv. Arch. 208, 60.

[31] Die Unterlagen hiezu im Nachlass Priv. Arch. 207, 49.

[32] Brief an Carl Lendorff (Sohn) vom 3. Juli 1897. Briefe X, Nr. 1659, S. 328 f.

Weit entfernt, an seinem Schreibtisch vom Kontakt mit seinen Fachgenossen abgeschnitten zu sein, verfügte Burckhardt im Alter über eine grössere Zahl von Korrespondenzpartnern als früher. Doch blieb es in zahlreichen Fällen beim einmaligen Gedankenaustausch. Besitzer alter Gemälde oder Antiquare hatten an ihm einen bequemen Gratiskonsulenten; dagegen wurde er immer zurückhaltender gegenüber unerbetenen Bücherzusendungen oder Wünschen um Annahme einer offiziellen Widmung. Weder diese Kollegen noch die mit ihnen allen diskutierten Kunstgebiete sind an dieser Stelle aufzuzählen. Immerhin wäre *ein* Name hier wenigstens zu erwähnen, nämlich Woldemar von Seidlitz, vortragender Rat der Dresdener Sammlungen, Kenners Rembrandts und Leonardos[33]. Wie kein anderer hat er Burckhardt mit Sonderdrucken aller Art förmlich überschüttet und ihn auf diese Weise über Kunstveranstaltungen und Ausstellungen im Ausland orientiert, die man in Basel sonst kaum zur Kenntnis genommen hätte[34]. Durch Seidlitz ist einige Kunde über den Gründer der Berliner Sezession Max Liebermann bis zu Burckhardt gedrungen, und derartige Informationen mögen ihn bewogen haben, einem jungen Kunstfreund wie seinem Schüler Adolf Keller den Kontakt mit der Kunst der Gegenwart zu empfehlen. Beim Studium der Publikation über Rembrandts Radierungen gestand er aber dem Verfasser nachdenklich ein, «wie leicht er dieß Capitel von jeher genommen» habe[35].

Was immer aber an kollegialen Freundschaften die Altersjahre Burckhardts erhellt haben mag, überragend an geistiger Intensität und von den nachhaltigsten Folgen begleitet wurde allein die Begegnung mit Heinrich Wölfflin. *Er* erstrebte den persönlichen Kontakt mit Burckhardt am sehnlichsten und war bereit, sich am Vorbild seines Basler Lehrers zu orientieren; *er* liess sich von ihm zu jenen Themata geleiten, von denen beide Kunstforscher am stärksten ergriffen waren; *er* wurde schliesslich zum einzigen kongenialen Gesprächspartner des Älteren. Wie alle früheren und jüngeren Darstellungen zeigen, hat sich die Geschichte dieser Partnerschaft in mehreren Phasen abgespielt[36].

[33] Biographisches zu Woldemar von Seidlitz in Jacob Burckhardt, Briefe IX, Adr. Reg. S. 603 f.

[34] Diese Separata liegen heute auf der Univ. Bibl. Basel unter Kunsthist. Conv. 6, 4–17; 7, 4–19; 10, 4–6.

[35] Brief an Woldemar von Seidlitz von Anfang April 1894. Briefe X, Nr. 1496, S. 156.

[36] Zu vergleichen: Jacob Burckhardt und Heinrich Wölfflin, Briefwechsel und andere Dokumente ihrer Begegnung 1882–1897 hg. von Joseph Gantner, Basel 1948. – Heinrich Wölfflin 1864–1945, Autobiographie, Tagebücher und Briefe hg. von Joseph Gantner. Basel 1982.

In den vier ersten Jahren ihrer persönlichen Bekannschaft (1882–1886) ging es noch um Prolegomena. Allzu umgreifend und verschwommen äusserten sich die akademischen Tendenzen des jungen Wölfflin, als dass der bestandene und weniger enthusiastische Professor sogleich überall hätte Schritt halten wollen. Fast zwangsläufig kam die Annäherung von seiten des Jüngern vom Zeitpunkt an, wo sich die Anregung durch «Cicerone» und «Kunst der Renaissance» geltend machte. Jetzt wagte er auf Burckhardts eigenem Terrain selbstständige Schritte, Schritte, deren allgemach resolutes Tempo er seiner philosophischen und kulturgeschichtlichen Sicherheit verdankte. Unmittelbar nach seinem in Gestalt eines Briefes vorliegenden umfassenden Bekenntnis zu Burckhardts humaner Lehrerpersönlichkeit erschien sein nur hundertseitiges Buch über «Renaissance und Barock», welches das ausserordentliche Format des Autors manifestierte. Auch im Sachlichen stimmte er mit Burckhardt überein, dessen Zustimmung nur in einer nüchternen, knappen Formel überliefert ist: «Sie haben uns überrascht. Ihr Buch wird noch viel Staub machen.[37]» Zunächst war durch Wölfflin mit einem rhetorischen Aufwand sondergleichen, der jede Behauptung seiner Wortkargheit Lügen straft, das Gesamtphänomen Barock nach Entstehung und Wesen gegenüber Cornelius Gurlitt wesentlich genauer definiert worden. Dann konnte man in Wölfflins «Barock» mit guten Gründen eine Fortsetzung der schon über 20 Jahre alten «Kunst der Renaissance» erblicken, da jetzt die italienische Architektur in der nächstfolgenden Periode nach Aufgaben, will sagen nach einzelnen Bautypen, mit Beschränkung auf das zeitlich vorangehende Exempel Rom, untersucht war. Und ausserdem war Wölfflin die immer deutlicher vollzogene Wendung Burckhardts zur positiven Bewertung des grossen Nachfolgestils der Renaissance nicht entgangen. Da auch bei Wölfflin die Renaissance als Ideal immer noch dominierte, konnte Burckhardt neidlos die Fähigkeit des Jüngern zur analytischen Abstraktion und systematischen Strenge, auch zum Einbau der philosophischen Literatur anerkennen.

Ganz geradlinig ging der Weg des Kunstforschers Wölfflin nicht weiter. Sein Frankreichaufenthalt lenkte ihn ab auf Nicolas Poussin, und schon zeigte sich Burckhardt zur hilfreichen Diskussion bereit. Aber jene knappe einzige Seite über Michelangelo im Barockbuch Wölfflins sollte sich für den Verfasser nachhaltig auswirken. Nicht

[37] Notiz Wölfflins vom 20. September 1888 anlässlich eines Besuchs bei Burckhardt; Burckhardt-Wölfflin Briefwechsel a.O. S. 44; Wölfflin, Autobiographie, Tagebücher a.O. S. 55.

weniger als zwei Jahre lang mühte er sich ab um eine abschliessende Michelangelo-Darstellung, für die es ihm an grossartigen Plänen und Ideen nicht fehlte. Dann kam die erste Begrenzung; es entstand die Schrift von nur 80 Seiten über die Jugendwerke des Meisters, die sich wie eine in akademischer Breite ausgewalzte Paraphrase zu jenen wenigen hundert Zeilen im «Cicerone» liest[38]. Leider ist kein greifbares Urteil Burckhardts darüber aufzutreiben und ebensowenig zu Wölfflins gleichzeitig entstandenen zwei knappen Essays über die Entstehung der Decke in der Sixtinischen Kapelle[39]. Die Gestalt Michelangelos liess Wölfflin nicht mehr los, und sie behauptete daher ihre Position in dem seit Herbst 1892 neu konzipierten Werk, von dem ihn auch eine temporäre, eher zerstreuende Miszellenschreiberei nicht mehr abzulenken vermochte: «Die klassische Kunst».

Man mag den Unterschied von Burckhardts und Wölfflins Begriff vom «Klassischen Stil» so weit ansetzen wie man will, so springt doch in die Augen, dass die spätere, grössere Hälfte ihres Briefwechsels ununterbrochen dieses Thema zum Mittelpunkt hat. Es sind gerade die letzten anderthalb Lebensjahre Burckhardts gewesen, in denen er seinen Gesprächspartner am intensivsten mit Denkanstössen und Leitideen befruchtet und gelenkt hat. Erst nachdem Wölfflin sich in das Basler Lehramt voll eingearbeitet hatte, bekannte er sich im September 1895 offen zu seinem Motto «Die klassische Kunst in Italien» und nannte als Hauptproblem des Buches die Frage des Verhältnisses des Quattrocento zum Cinquecento mitsamt der Erklärung für die jähe Dekadenz[40]. Burckhardt reagierte auf diese Eröffnung prompt mit einer linearen Skizze der gesamten kunsthistorischen Entwicklung und votierte sogar für eine doppelte Verrechnung, sowohl in Venedig als auch im übrigen Italien, wovon Wölfflin dann doch zurückschreckte; im übrigen ging dieser «frisch ans Werk»[41]. Bereits hatte ein Brief Herman Grimms dem jungen Basler Professor Gelegenheit geboten, die sogenannte Abhängigkeit Rafaels von Donatello

[38] Heinrich Wölfflin, Die Jugendwerke Michelangelos, München 1891.

[39] ders., Die sixtinische Decke Michelangelos, Repertorium für Kunstwissenschaft XIII, 1890, S. 264 ff., und: Ein Entwurf Michelangelos zur sixtinischen Decke, Jahrb. d. preuss. Kunstsammlungen, XIII, 1892, S. 178 ff. Dazu Burckhardt-Wölfflin Briefwechsel a.O. S. 66, Anm. 1.

[40] Brief Wölfflins an Burckhardt, dat. Florenz, 16. September 1895, abgedr. in Burckhardt-Wölfflin, Briefwechsel a.O. S. 100 f. (Brief 27).

[41] Brief Burckhardts an Heinrich Wölfflin vom 18. September 1895. Briefe X, Nr. 1573; Brief Wölfflins an Burckhardt aus Florenz vom 20. September 1895, abgedr. in Burckhardt-Wölfflin, Briefwechsel a.O. S. 104 (Brief 29).

ins richtige Licht zu setzen[42]. Als Wölfflin im folgenden Frühjahr den Louvre besuchte, flüsterte ihm Burckhardt das Stichwort «koloristische Überzeugungen des Sebastiano (del Piombo)» zu und veranlasste ihn dadurch, dessen Rivalität mit Rafael durch die Betonung ihrer Kontraste darzustellen[43]. Konzentriert arbeitete Wölfflin im Sommer 1896 auf seinem Winterthurer Landgut weiter. Dann kam der für alles Weitere so entscheidende Herbst. Seinem in Italien weilenden Briefpartner spielte Burckhardt völlige Hilflosigkeit vor; im gleichen Atemzug überschüttete er ihn «vom Schreibtisch aus» mit neuen Anregungen.

Um den Gegensatz der Hochrenaissance als der eigentlichen Trägerin des klassischen Stils und der Frührenaissance voll zu zeigen, sollte nach Burckhardt diese Polarität mit möglichst vielen Beispielen illustriert werden. Also wurde der von Wölfflin in seiner «Vorgeschichte» stiefmütterlich behandelte Ghirlandajo durch ein ganzes Kapitel über Fra Bartolommeo überhöht; er kam zwischen Rafael und Andrea del Sarto zu stehen. In Wölfflins 60seitigem Abschnitt über Rafael aber klingt in vielfachen Wendungen nach, was Burckhardt brieflich am 29. August 1896 im Sinn eines Wegweisers kurz angetippt hat: «. . . konstatieren Sie . . . den Verzicht auf das Viele (selbst wenn es sehr schön war) zugunsten des Mächtigen und namentlich des Bewegten. Dem Rafael lag bei der Disputa und der Schule von Athen auf einmal viel mehr daran, *wie* er alle seine Leute geistig und leiblich bewegte, als daran, wer sie waren[44].»

Und noch zu einem allerletzten Eingriff musste er sich entschliessen, als Wölfflin, immer noch von Michelangelo wie in Bann geschlagen, die zentrale Hauptidee seines Buches plötzlich preisgeben und dadurch dessen Struktur zwar nicht völlig umstürzen, aber doch wesentlich verschieben wollte. Die Wirkung von Burckhardts «zudringlichen Ratschlägen» – Abraten von einer detaillierten Michelangelo-Biographie, Einarbeiten nur eines knappen Kapitels über den Meister – trat aber rasch ein; Wölfflin konnte seinen Eltern von den «drei guten Briefen» des Köbi schreiben[45]. Es folgten die langen und intensiven Gespräche des Winters 1896/97, des letzten, den Burckhardt erlebt hat. Jetzt rückte Wölfflin mit der Bitte heraus, das Buch seinem Basler Lehrer widmen zu dürfen. Im Bewusstsein

[42] Brief Herman Grimms an Wölfflin, dat. Berlin, 11. November 1895; vgl. Burckhardt, Briefe X, erste Anm. zu Nr. 1578, S. 554.

[43] Brief an Heinrich Wölfflin vom 15. April 1896. Briefe X, Nr. 1604, S. 270.

[44] Brief an Heinrich Wölfflin vom 29. August 1896. Briefe X, Nr. 1619, S. 289.

[45] Brief Wölfflins an seine Eltern, dat. Basel, 24. Oktober 1896, abgedr. in Burckhardt-Wölfflin, Briefwechsel a.O. S. 119.

des nahen Todes hat Burckhardt abgelehnt[46]. Doch bis zuletzt gab er noch einzelne Winke, und einem solchen ist vermutlich der Exkurs über die sehr indirekten Bezüge der Hochrenaissance zum klassischen Altertum zu verdanken. Burckhardt war schon seit knapp zwei Jahren nicht mehr am Leben, als Wölfflins Werk erschien, nun «Dem Andenken Jakob Burckhardts gewidmet». Die «Klassische Kunst» wurde in der Folge zu einem Klassiker der Kunstgeschichte[47].

Bei einem Menschen, der einen Grossteil seiner Lebensarbeit für die Erforschung des Schönen aufgewendet hat, erwartet man mit Recht das vielseitigste Interesse am aktiven Kunstschaffen seiner Zeit. Wir müssen uns hier aber darauf beschränken, ein kurzes Wort über Burckhardts Verhältnis zur zeitgenössischen Musikpflege, sodann ein solches zur bildenden Kunst seiner Epoche fallenzulassen.

Bei der wie nie zuvor den gesamten musikalischen Thesaurus miteinbeziehenden und zum Erklingen bringenden Pflege der Tonkunst festigte sich Burckhardts Geschmack immer mehr in der Richtung, dass er nur noch liebte, was er in jungen Jahren schätzen gelernt hatte[48]. Anfangs 1893 hatte er zum letztenmal ein öffentliches Konzert besucht, Haydns «Jahreszeiten». Aber das abendliche Musizieren am «Pianino» pflegte er bis in die allerletzten Monate seines Lebens und teilte den Genuss älterer italienischer Kirchenmusik mit seinem Freund Grüninger. Was sonst Opernaufführungen betraf, so verliess er sich auf die Berichte seiner Besucher. Sein Grossneffe Felix Staehelin hatte ihm von der Berliner Inszenierung des Wagnerschen «Rienzi» berichtet, wo er als Statist in einer Probe eine aufklärende Ansprache der Cosima mitanhören durfte. Burckhardt vermochte den Spott nicht zu unterdrücken: «Der Geist, in welchem der Rienzi componiert ist, scheint wesentlich der des Meyerbeer gewesen zu sein, und Das wird sie sich wohl gehütet haben, Euch armen Würmern anzuvertrauen.[49]» Es ging ihm mit Wagners Musik wie mit Rembrandt: nur auf einzelnen melodischen Stellen konnte er verweilen, weil sein beleidigtes Ohr «für einen Ruhepunkt unverhältnismässig dankbar» war. Eingängliche und beglückende Melodien zog er jeder kontrapunktisch noch so vollkommenen Durcharbeitung vor. Als drei Kirchenkantaten Joh. Seb. Bachs erstmals in einem Bas-

[46] Brief an Heinrich Wölfflin vom 22. April 1897. Briefe X, Nr. 1644, S. 317.

[47] Heinrich Wölfflin, Die klassische Kunst. Eine Einführung in die italienische Renaissance. München 1899. Dem Andenken Jacob Burckhardts gewidmet.

[48] Brief an Marie Baumgartner-Koechlin vom 8. Februar 1877. Briefe VI, Nr. 724, Nachsatz abgedr. im Kommentar S. 377 f.

[49] Brief an Felix Staehelin vom 17. April 1895. Briefe X, Nr. 1546, S. 207.

ler Münsterkonzert dargeboten wurden, notierte er mit Behagen die Langeweile des Publikums und spielte in seinem Bericht darüber an Grüninger als Gegentrumpf ein liebliches Arienmotiv aus Ambroise Thomas' «Mignon» aus[50].

Auf dem Gebiet der bildenden Kunst hat das Urteil des Gelehrten dasjenige des betrachtenden Zeitgenossen fast völlig überlagert. Wo die Malerei des 19. Jahrhunderts neue Wege beschritt, lehnte er sie ab. Unter seinen jüngern Bekannten hatte er ja einige Maler. Aber Max Alioth, dem Burckhardt regelmässig mit Hinweisen auf Vorbilder und Ideen für geeignete Motive hatte behilflich sein wollen, war nicht begabt genug, um aus seiner Malerei einen Hauptberuf zu machen. Anders der Grossneffe Hans Lendorff, den Burckhardt bei seiner Ausbildung in Paris, München und Italien mit wohlwollender Teilnahme begleitete. Etwas einseitig wies er ihn auf Rafael, Rubens und Claude Lorrain und warnte schroff vor dem Pleinairismus und dem Kult der «Farbenvaleurs». Seine Ratschläge, phantastisch beleuchtete Landschaften mit heroischer Staffage zu entwerfen, haben aber keine überzeugenden Resultate gezeitigt. Immerhin ist Lendorff ein sehr sorgfältiger und beliebter Porträtist geworden.

Nicht der Malerei, wohl aber der Architektur seiner Jahrzehnte hat Burckhardt etwas abgewonnen, da er sich in der Bewertung der historisierenden Stile völlig sicher fühlte. In zahlreichen Bauten seiner Vaterstadt hatte er passende Beispiele vor Augen. Weit mehr als die Veränderung, wie sie im ständigen Schwinden des mittelalterlichen Stadtbildes zutage trat, beschäftigte ihn eine harmonisch grosszügige und zugleich gemässigte Monumentalität; deswegen ist auch sein enthusiastisches Lob der Neubauten Wiens an der Ringstrasse verständlich[51]. In Basel verlief die Entwicklung noch ganz besonders entsprechend seinen Wunschvorstellungen. Der mit öffentlichen und privaten Aufträgen am reichsten dotierte Basler Architekt jener Tage, Joh. Jac. Stehlin-Burckhardt, hatte in einem prachtvollen Folianten sein Lebenswerk mit Plänen und Tafeln vorgelegt. Burckhardt hielt nicht zurück mit dem hellsten Entzücken über die von Stehlin angewandte neobarocke Bauweise nach französischem Geschmack. Er lobte die abwechslungsreich disponierten Villenbauten mit ihren plastisch dekorierten und dezent gestalteten Fassaden inmitten weiträu-

[50] Brief an Robert und Rosina Grüninger-Bischoff vom 8. Dezember 1895. Briefe X, Nr. 1586, S. 249.

[51] Brief an Gustav Stehelin vom 2. August 1884. Briefe VIII, Nr. 1064, S. 218, und Brief an Joh. Jac. Oeri-Burckhardt vom 14. August 1884, ebda. Nr. 1068, S. 228, beide aus Wien.

[52] Brief an J.J. Stehlin-Burckhardt vom 6. November 1983. Briefe X, Nr. 1475.

miger Gärten. Und er pries Basel glücklich, dass es am Steinenberg die wichtigsten Kulturstätten: Kunsthalle, Musiksaal und Theater in den richtigen Proportionen eben noch rechtzeitig erhalten habe[52].

Ausser Stehlin begeisterten ihn auch einzelne Bauten des wesentlich jüngern Emanuel LaRoche. Dies betraf hauptsächlich den wiederum in einer Art von Neobarock geplanten Neubau der Universitätsbibliothek, aber auch eine in den Jugendstil hinüberspielende Beton-Stahl-Glas-Fassade eines Geschäftshauses in der Freienstrasse[53]. Zu dieser ganzen Basler Architektur wäre jetzt nachzutragen: Sozusagen alles, was Burckhardt darüber gesagt hat, ist heute Nekrolog. Die Villen des äussern St. Albanquartiers sind verschwunden und ihre Parzellen neu überbaut; das alte Theater aber wurde 1975 unbesonnenerweise in die Luft gesprengt.

Die Jahrzehnte des historischen Dozierens lagen nun für Burckhardt bereits einigermassen zurück, und ein entsprechendes grösseres Hörerpublikum besass er nicht mehr. Was er sich aber an geschichtlichen Einsichten angeeignet hatte, das stand ihm weiterhin zur Verfügung, und von ihnen aus war er auch zu jenen prophetischen Ahnungen fähig, von denen ja leider die wenigsten nicht in Erfüllung gegangen sind. In Gestalt von gelegentlichen Aphorismen äusserte er sich brieflich oder im Gespräch mit der jungen Generation. Gegenüber ihr zog er beim Rückblick auf sein Leben eine persönliche Bilanz, und sie lautete deutlich positiv, wenn er erwog, dass er das Errungene erreicht habe, ohne sich je zu überarbeiten: «Denn», schreibt er, «dieß ist die allerschlechteste Spekulation auf Erden. Frei empfangene Eindrücke, seien es solche im Hörsaal oder beim Anblick der Kunstwerke, der geschichtlichen Bauten und der Landschaft, sind von viel grösserem Werte als all der Schutt, welchen man beim Oxen auftürmt. Arbeiten freilich muss man immer[54].» Selbst den eigenen schriftstellerischen Aufwand schätzte er bescheiden ein: «Meine paar Bücher haben mich zwar viele Zeit, aber gar keine übermässige Anstrengungen gekostet[55].»

Er empfand die höchste Genugtuung beim Bewusstsein, seine Haupttätigkeit in sinnvoller Weise ausgeübt zu haben: «Hätte ich mein ganzes Leben hindurch völlig streng systematisch gearbeitet, so wäre mehr herausgekommen . . ., mir war es ja wohler, wenn ich für den Katheder, nämlich für die jedesmalige Aufgabe des Augenblickes

[53] Briefe an Emanuel LaRoche vom 22. März 1893, Briefe X, Nr. 1422 und an Adolf Ballié vom 2. Dezember 1895, Briefe X, Nr. 1582 mit Abb. 16.

[54] Brief an Felix Staehelin vom 6. Juni 1894. Briefe X, Nr. 1511, S. 173.

[55] Brief an Hans Heussler vom 17. Januar 1895. Briefe X, Nr. 1538, S. 199.

mir Mühe gab, und ich habe mehr Dank davon gehabt, als wenn ich dicke historische Bücher verfasst hätte, auf welchen jetzt schon der Staub liegen würde. Denn die historische Literatur veraltet heute rasch . . .[56]» Besonders abschreckend war für Burckhardt das Spezialistentum, da man seinetwegen nicht mehr in der früheren Weise schreiben könne. Den Hypothesen auf dem Gebiet der Früh- und der Vorgeschichte begegnete er mit nachsichtigem Lächeln: «Was den Streit über die Sumerier betrifft», – so an den Grossneffen Felix Staehelin –, «so hat unser Einer schon mehrere solcher Völker am Horizont der Forschung des 19. Jahrhunderts auf- und auch wieder untertauchen sehen, als somnia eruditorum. Solange Ihr über die Hauptbestandteile des Griechenvolkes so uneins seid, hat es mit Assur und Babylon gute Weile. Den Ur-Nina von Sirpulla lasse ich bestens grüssen, unbekanntermassen[57].» Und bei allen seinen historischen Unternehmungen hatte *ein* Faktum grundsätzliche Bedeutung: er sei dankbar dafür, dass er vor allem auf Italien seine Lebenskräfte aufgewandt habe, denn mit aller deutschen Geschichte wäre er nur in jene trostlosen Parteihändel hineingeraten, und mit der Schweizergeschichte hätte er wiederum Spezialist werden müssen[58].

Somit war das Bücherschreiben für ihn nicht die Hauptsache; übrigens gab er knappen Darstellungen den Vorzug. Der Vorwurf, er selber schreibe zu kurz, war in seinen Augen ein Kompliment[59]. Wenn ihn dann das Amt des Dozenten innerlich umso stärker erfüllte, so betraf dies ebenso den Unterricht in den obersten Gymnasialklassen wie die Vorlesungen an der Universität. Ohne höhern Zwang hätte er den Gymnasialunterricht überhaupt nie aufgegeben[60]. Burckhardt wird nicht müde, den jungen Leuten seiner Umgebung aus der dritten Generation – es sind dies vor allem Otto Markwart und Felix Staehelin –, die Vorzüge des Gymnasiallehrerberufes in allen Farben zu schildern. Keineswegs dürfe eine akademische Karriere das Ziel sein, da man bei einer solchen, wie er aus eigener Erfahrung wisse, zuviel Haare lasse. Dagegen: «Eine wissenschaftliche Einwirkung im Kleinen wie die eines Schullehrers ist auch schon etwas wert und hat neben aller redlichen Anstrengung die ganz unschätzbare Ruhe und Stille mit sich, welche auch dem beglückenden Nachdenken und

[56] Brief an Otto Markwart vom 25. Mai 1893. Briefe X, Nr. 1454, S. 106.
[57] Brief an Felix Staehelin vom 22. Juni 1895. Briefe X, Nr. 1558, S. 221.
[58] Brief an Robert Grüninger vom 7. August 1892. Briefe X, Nr. 1394, S. 46.
[59] Brief an Theophil Burckhardt-Biedermann vom 24. August 1893. Briefe X, Nr. 1467, S. 125.
[60] Brief an Otto Markwart vom 12. Januar 1893. Briefe X, Nr. 1413, S. 68.

Anschauen zustattenkommt[61].» Wenn Burckhardt dies seinem Grossneffen schrieb, so ist hiezu nicht nur das Schülerpublikum von damals die Voraussetzung, sondern war das gemeint als Warnung in einem Moment, da der junge Felix Staehelin von der akademischen Wirkung der Gelehrtengestalt Adolfs von Harnack sich sichtlich beeindruckt zeigte. Der um seine berufliche Zukunft ernstlich besorgte Onkel befürchtete plötzlich, er wolle in den Pfarrerberuf abschwenken. Burckhardt war völlig überzeugt davon, dass für den Historiker als Lehrer der Geschichte sich bei richtiger Handhabung des Berufes ein besonders schönes Resultat ergebe. Ein solcher, «welcher immer mit einigen Quellen der verschiedenen Zeiten gut Freund bleibt und sich beständig der *Farben* der Vergangenheit durch irgend einen raschen Anblick von Neuem versichert, wird stets imstande sein, sich und die Schüler frisch zu erhalten, und darauf kommt es an»[62]. So werde der Color temporum ermittelt und das allgemeine grössere Rund der Geschichte immer besser erkundet.

Den Idealen der eigentlichen «Biedermeier»-Zeit, die das Idyll pflegte, die Leidenschaften zähmte und den bleibenden Werten des Menschlichen nachging, ist Burckhardt lebenslänglich treu geblieben. Es überrascht uns nicht, dass er stets in heitern geselligen Runden verkehrt hat. Am Ende seines Lebens bestand dieser Kreis nicht etwa aus seinen akademischen Kollegen, sondern aus einer kleinen Elite seines ehemaligen Basler Publikums, Vertretern des Juristen- und Kaufmannsstandes, die als Kunstbeflissene seine begierigen Zuhörer waren. Man sieht hier Burckhardt als unentbehrlichen Bestandteil seiner Vaterstadt, deren äusserer und innerer Wandel ihm manchen Seufzer entlockt hat. Was man einen Lokalpatrioten nennt, war er durchaus nicht; um aber unbefangen Weltbürger zu sein, dazu kannte er die Welt nach ihren bedenklichen Seiten zu genau. Kam er auf seine ausländischen Ahnen zu sprechen, so liebäugelte er mit dem württembergischen Schwabenland, der Heimat Eduard Mörikes. Noch deutlicher spielte er auf seine italienischen Vorfahren an; der endgültige Abschied von Italien – und das hiess weder Rom noch Florenz, sondern die Region von Mailand – muss ihn schwere Stunden gekostet haben. Und doch: mitten im Süden wurde er plötzlich von der Vision des heimatlichen Rebdorfes Grenzach gepackt[63]. Der Mensch bedarf eines inneren Standortes; daher die Erkenntnis: «Im

[61] Brief an Felix Staehelin vom 22. Januar 1895. Briefe X, Nr. 1540, S. 200.

[62] Brief an Otto Markwart vom 25. Mai 1893. Briefe X, Nr. 1454, S. 106.

[63] Briefe an Robert Grüninger vom 18. August 1878, Briefe VI, Nr. 787, S. 267, vom 26. August 1878, ebda. Nr. 791, S. 282, vom 14./16./17. August 1881, Briefe VII, Nr. 932, S. 273 und vom 20. August 1883, Briefe VIII, S. 143.

Grunde sind wir ja überall in der Fremde, und die wahre Heimat ist aus wirklich Irdischem und Geistigem und Fernem wundersam gemischt[64].»

Burckhardt rühmte die Freiheit des 19. Jahrhunderts, weil sie die objektive Betrachtung aller Dinge gestatte, was insbesondere dem Historiker zugute komme. Einst, im Frühjahr 1846, vor dem grossen Aufbruch nach Italien, hatte er das Panier ergriffen für die Rettung der Bildung Alteuropas[65]. In Erwartung drohender Katastrophen ging es ihm um die Ergründung der echten Fundamente unserer Kultur. Das war seine Interpretation der alten Maxime: Historia vitae magistra. Und so sei zum Schluss einmal mehr jene unvergleichliche Parole zitiert: «Wir wollen durch Erfahrung nicht sowohl klug werden (für ein andermal) als weise (für immer)[66].»

Dr. Max Burckhardt,
Aeschenvorstadt 15,
4051 Basel

[64] Brief an Robert Grüninger vom 4. September 1876. Briefe VI, Nr. 717, S. 110.

[65] Brief an Hermann Schauenburg vom 28. Februar/5. März 1846. Briefe II, Nr. 174. S. 210.

[66] Jacob Burckhardt-Gesamtausgabe Bd. 7, Weltgeschichtliche Betrachtungen, Basel 1929, S. 7.

Archäologische Bodenforschung des Kantons Basel-Stadt

Jahresbericht 1985

(Berichtsperiode vom 1. Januar bis 31. Dezember 1985)

A. Kommission für Bodenfunde 136

B. Tätigkeitsbericht des Kantonsarchäologen 136

C. Fundbericht der Archäologischen Bodenforschung: Rolf d'Aujourd'hui, mit Beiträgen von Christian Bing, Guido Helmig, Christoph Ph. Matt und Daniel Reicke.. 145

D. Abhandlungen und Vorberichte über Plangrabungen.... 199

Dieter Holstein: Die bronzezeitlichen Funde aus Basel... 199

Peter Thommen mit einem Beitrag von Bernhard Jaggi: Vorbericht über die Ausgrabungen an der Martinsgasse 9–13 (1982/39) 206

Peter Thommen: Vorbericht über die Ausgrabungen am Münsterplatz 6/7 (1984/6) 215

Guido Helmig: Vorbericht über die Grabungen im Areal der ehemaligen Dompropstei – Antikenmuseum, St. Alban-Graben 5–7 (1983/38) 220

Peter Thommen mit einem Beitrag von Bernhard Jaggi: Ein mittelalterlicher Kernbau im Kleinbasel – Vorbericht über die Untersuchungen an der Unteren Rheingasse 8/10 (1985/2) 232

Rolf d'Aujourd'hui und Christian Bing: St. Theodor: Leitungsgrabungen vermitteln neue Aufschlüsse zur Geschichte Kleinbasels. – Vorbericht über die Ausgrabungen am Theodorskirchplatz A (1984/33) 240

E. Publikationen 253

A. Kommission für Bodenfunde

Die Zusammensetzung der Kommission für Bodenfunde erfuhr im Berichtsjahr keine Veränderung. Der Kommission gehören an die Herren Dr. K. Heusler (Präsident), A. Bavaud, Prof. Dr. L. Berger, P. Holstein, F. Lauber, Dr. J. Voltz und Dr. L. Zellweger.

Die Kommission traf sich im Berichtsjahr zu zwei ordentlichen Sitzungen. Schwerpunkte bildeten auch in diesem Jahr Abklärungen im Zusammenhang mit einer Erweiterung des Personalbestandes. Ein entsprechendes Gesuch ist in Vorbereitung.[1] *K. Heusler*

B. Tätigkeitsbericht des Kantonsarchäologen

Personelles

Der Bestand an Planstellen beträgt nach wie vor $3^1/_2$ Stellen[2]. Zu Lasten verschiedener Projektkredite und des allgemeinen Grabungskredites wurden ferner 19 freie Mitarbeiter, unter anderem 3 Archäologen, eingesetzt. Davon wurden 4 Personen vom Arbeitsamt vermittelt und teilweise über Notstandskredite finanziert.

Die Kommission für Bodenfunde hat Antrag zur festen Anstellung von drei freien Mitarbeitern gestellt. Die Finanzierung wird über laufende Grabungskredite erfolgen, die künftig als Personalkredite ausgewiesen werden sollen[3].

Im Herbst des Berichtsjahres hat uns Marcel Eckling, der seit 1974 als freier Mitarbeiter bei der Archäologischen Bodenforschung tätig war, verlassen, da er seinen gelernten Beruf als Bauzeichner wieder aufnehmen wollte. Wir danken Herrn Eckling für die geleisteten Dienste.

Feldforschung

Im Berichtsjahr wurden neu 33 Fundstellen registriert. Ferner wurden 6 im Vorjahr begonnene Plangrabungen abgeschlossen respektive fortgesetzt[4].

[1] Ein erster Antrag zur Umwandlung von fünf Stellen wurde zurückgezogen und wird durch ein neues Gesuch zur Umwandlung von drei Stellen ersetzt.

[2] Kantonsarchäologe, Adjunkt, Grabungstechniker und Halbtagssekretärin.

[3] Siehe Anm. 1. Das Gesuch ist in Vorbereitung und wird 1986 eingereicht.

[4] Siehe Kapitel C, Abb. 1, Nachträge und Rückstellungen.

Dokumentations- und Reorganisationsarbeiten

Die im letzten Jahr als Folge der Dislokation begonnenen Revisions- und Reorganisationsarbeiten in Archiv und Fundabteilung wurden im Berichtsjahr fortgesetzt.

Ferner wurden die Fundstellen-, die Fund- und die Plankartei revidiert und ergänzt[5].

Schliesslich wurden Richtlinien über Arbeitsabläufe sowie Merkblätter für Grabungen, Archiv und Fundinventarisierung zusammengestellt[6].

Auswertung und Grabungsberichte

Barfüsserkirche: Die 1983 von Frau D. Rippmann begonnene Auswertung wurde im Berichtsjahr fortgesetzt. Die Publikation wird Ende 1986 erscheinen[7].

Gräberfeld Kleinhüningen: Die Arbeiten an der Publikation Kleinhüningen wurden fortgesetzt. Ebenso wurden die restlichen Zeichnungsvorlagen erstellt. Da die Bearbeiterin U. Giesler eine Stelle in Köln angenommen hat, wird der Abschluss des Manuskriptes auf unbestimmte Zeit hinausgeschoben[8].

Materialhefte zur Archäologie in Basel

Im Berichtsjahr sind die ersten beiden Hefte über die Ausgrabungen in der Chrischona- und in der Predigerkirche erschienen[9]. Die Hefte 3, 4, 5 und 6 sind in Vorbereitung[10].

Publikationen

- d'Aujourd'hui R., Jahresbericht der Archäologischen Bodenforschung 1984, in BZ 85, 1985 mit Beiträgen von G. Descœudres, K. Guth-Dreyfuss, G. Helmig, P. Lavicka, Ch. Matt, F. Maurer, D. Reicke, P. Thommen und A. Wyss.
- d'Aujourd'hui R., Die Basler Stadtbefestigung im Hochmittelalter, Neue archäologische Befunde, Château Gaillard XII, 1985, 179 ff.

[5] Siehe Anm. 14.

[6] Siehe Anm. 15.

[7] Siehe Kapitel E, «Publikationen», im vorliegenden Bericht.

[8] Bearbeiterin und Kantonsarchäologe haben gemeinsam ein Programm für die restlichen Arbeiten aufgestellt. Offen ist zur Zeit noch die Frage der Drucklegung. Diese Frage, insbesondere die Finanzierung, wird erst nach Vorliegen des druckfertigen Manuskripts angegangen.

[9] Heft 1: Die Chrischonakirche von Bettingen (BS) – Archäologische Untersuchung und baugeschichtliche Auswertung. R. Moosbrugger-Leu mit einem Beitrag von B. Schärli über die Münzfunde. Heft 2: Die Predigerkirche in Basel. R. Moosbrugger-Leu: Die archäologischen Bodenuntersuchungen mit einem Beitrag von B. Schärli über die Münzfunde. – P. Eggenberger und W. Stöckli: Die Bauforschung am aufgehenden Mauerwerk.

[10] Heft 6: Spätkeltische Funde von der Augustinergasse in Basel. Th. Mäglin, erscheint 1986. Hefte 3, 4 und 5 (vgl. BZ 85, 1985, 346 f., und Kapitel E, «Publikationen», im vorliegenden Bericht) sind in Vorbereitung und werden frühestens 1987 erscheinen. Die Termine für eine Drucklegung der Hefte 7–9 (vgl. BZ 85, 1985, 231) sind vorläufig noch nicht abzuschätzen.

- d'Aujourd'hui R., Zur hochmittelalterlichen Stadtbefestigung von Basel – Von der Burkhardschen Stadtmauer zum Inneren Mauerring, AS 8, 1985, 101 ff.
- d'Aujourd'hui R., St. Theodor, eine Schlüsselstelle für die Geschichte Kleinbasels, Basler Stadtbuch 1985, 201 ff.
- Helmig G. et al., Spätrömische Gräber am Totentanz in Basel, AS 8, 1985, 93 ff.
- Lavicka P. und Rippmann D., Hochmittelalterliche Bürgerhäuser in Basel, AS 8, 1985, 109 ff.

Vorträge

- d'Aujourd'hui R., Neue Befunde zur Burkhardschen und «Inneren» Stadtmauer aus dem 11./12. Jh., Basler Zirkel für Ur- und Frühgeschichte, 29.1.85.
- d'Aujourd'hui R., Stadtkernforschung in Basel: Stadtmauer und Steinhäuser aus der Zeit um 1100, Jahrestagung der Deutschen Verbände für Altertumsforschung in Detmold, 30.5.85.
- d'Aujourd'hui R., Überblick über die Stadtgeschichte von Basel, Jahrestagung der Schweizerischen Gesellschaft für Ur- und Frühgeschichte in Basel, 15.6.86.
- d'Aujourd'hui R., Ausgrabungen in Basel: Warum? Wo? Wie? Coop-College, Pensionierten-Programm, 25.6.85.
- d'Aujourd'hui R., Archäologie in Basel, Baukaderverband Basel, 8.11.85.
- d'Aujourd'hui R., Stadtkernforschung in Basel: profane Steinbauten und Stadtbefestigung aus dem 11. und 12. Jh., Zirkel für Ur- und Frühgeschichte und Historisch-Antiquarische Gesellschaft Zürich, 9.12.85.
- Helmig G., Die Römer in Riehen – Aspekte zur römischen Besiedlung rechts des Rheines aus Basler Sicht, Verein für Heimatgeschichte Grenzach-Wyhlen, 3.9.85.

Jahrestagung der Schweizerischen Arbeitsgemeinschaft für Archäologie des Mittelalters, Balzers, 26.10.85:

- Matt Ch., Basel-Schneidergasse 2, Mittelalterliche Holzhäuser in der ehemaligen Stadthausremise.
- Lavicka P., Gerbergasse 73/75 und Leonhardsgraben 47: zwei Türme des 11./12. Jh. in Basel.
- d'Aujourd'hui R., Chemische und mineralogische Mörteluntersuchungen der TFB, Wildegg.

Führungen und Kurse

- d'Aujourd'hui R. und Stegmüller Ch., Grabung Theodorskirch-

platz: Führungen, Kurzvortrag und Tag der offenen Tür für Schüler und Lehrer des Theodorschulhauses, Winter 1985.
- d'Aujourd'hui R., Helmig G., Thommen, P., Lavicka P., Schön U., Eichin H., Meyer L., Jahrestagung der Schweizerischen Gesellschaft für Ur- und Frühgeschichte Basel, Stadtführung (Münsterhügel, Andreasplatz und Stadtmauer), 15.–17.6.85.
- d'Aujourd'hui R., Petersgraben 11: Führung durch den Betrieb, Seminar für oberes Kader, 16.9.85.
- Helmig G., Betriebsführung für Schüler des Gymnasiums am Kohlenberg, 12.11.85.
- Thommen P., Untere Rheingasse 8: Führung auf Grabung für Schüler des Gymnasiums am Kohlenberg, 22.11.85.
- d'Aujourd'hui R. und Helmig G., Zum neusten Stand der Stadtgeschichte, Kurs für Fremdenführerinnen des Verkehrsbüros mit Vortrag und Exkursionen, 12.12. und 13.12.85.
- Lavicka P., Leonhardsgraben 47: Kolloquium und Führung auf Grabung, Historisches Seminar, 25.11.85.
- Lavicka P., Führung für Kollegen aus Freiburg, 29.11.85.

Wissenschaftliche Kolloquien
- Colloque sur la céramique médiévale (IVe–Xe s.), Genf, 7.9.85, Teilnahme G. Helmig.
- Stadtkernforschung in Zürich, Kolloquium und Exkursion, Zürich, 26.11.85, Archäologen und Techniker der Archäologischen Bodenforschung mit den Kollegen aus Zürich.
- Kolloquium über frühmittelalterliche Funde aus Breisach; Basel, 29.11.85, Archäologen der Archäologischen Bodenforschung mit den Kollegen aus Freiburg.

Ausstellung
- Gräber am Totentanz in Basel, Ausstellung im Rahmen des Programms «Der aktuelle Fund» im Historischen Museum Basel, Sommer 1985 (G. Helmig). Erläuterungen zur Ausstellung für Museumsbesucher (Feierabendführungen), G. Helmig.

Presseorientierungen und Interviews
- Theodorskirchplatz, 25.1.85, 19.3.85 (Presse und Radio). Alamannische Gräber bei St. Theodor, Leitartikel im Vogel Gryff, 19.4.85, R. d'Aujourd'hui.
- Ausstellung Gräber Totentanz (Presse und Radio), 19.6.85, G. Helmig.
- Materialheft Band 1: 22.8.85, (Presse und Radio), R. d'Aujourd'hui und R. Moosbrugger-Leu.

- Untere Rheingasse 8–10: Presseorientierung auf Einladung der Denkmalpflege, 13.9.85, R. d'Aujourd'hui und P. Thommen.

Der Kantonsarchäologe: *R. d'Aujourd'hui*

Durch die Kommission für Bodenfunde genehmigt im Oktober 1986.

Der Präsident: *K. Heusler*

Standortbestimmung: Rückschau und Ausblick

Rolf d'Aujourd'hui

Nachdem im Berichtsjahr verschiedene Plangrabungen abgeschlossen werden konnten, drängt sich die Frage nach deren Auswertung und Publikation auf. Dies gilt einerseits für Grabungen im mittelalterlichen Stadtkern, die im Laufe der letzten Jahre im Mittelpunkt unserer Tätigkeit standen, andererseits aber auch für Untersuchungen auf dem Münsterhügel und im Kleinbasel. Zwar wurden die wichtigsten Erkenntnisse in der Regel bereits in Vorberichten publiziert und konnten für grössere monographische Arbeiten wie etwa die Veröffentlichung der Grabung Barfüsserkirche[11] bereits verwertet werden, doch mussten wir dabei oft Materialvorlage und Beweisführung schuldig bleiben.

Eine planmässige Auswertung und eine umfassende Berichterstattung setzen einerseits eine gewisse Kontinuität im Personalbestand voraus, so dass ein Projekt von der Grabung bis zur Publikation unter der Verantwortung des Grabungsleiters durchgeführt werden kann, andererseits Betriebsstrukturen, die eine zeitweise Freistellung einzelner Mitarbeiter gestatten und damit eine Planung über mehrere Jahre überhaupt erst ermöglichen.

Die Erfüllung der einleitend erwähnten Aufgabe hängt also primär von der Personalstruktur des Betriebs ab. Sie ist damit insofern ein finanzielles Problem, als in einem personell unterdotierten Betrieb die notwendigen «zweckgebundenen Personalkredite» zur Sicherung der Infrastruktur erhalten bleiben müssen.

[11] Siehe Kapitel E, «Publikationen», im vorliegenden Bericht. So ist beispielsweise die Burkhardsche Stadtbefestigung, die bekanntlich anlässlich der Grabungen in der Barfüsserkirche erstmals archäologisch nachgewiesen wurde, heute praktisch in ihrem ganzen Verlauf bekannt.

Mit gewissen Einschränkungen dürfen wir heute feststellen, dass die Voraussetzungen für eine befriedigende Realisierung der Aufgaben der Archäologischen Bodenforschung in Basel weitgehend erfüllt sind[12]. Wenn auch der gangbare Weg in mancher Beziehung noch den Charakter eines «etablierten Provisoriums» trägt, konnte die Abhängigkeit von Zufall und Improvisation, die in der Bodendenkmalpflege oft eine grosse Rolle spielt, im Laufe der Jahre durch eine stufenweise Verbesserung der Betriebsstrukturen überwunden werden, so dass heute eine sinnvolle Planung möglich ist.

Eine wichtige Etappe in dieser Entwicklung war in *personeller* Hinsicht die Einführung privatrechtlicher Arbeitsverträge für freie Mitarbeiter. Diese ermöglichen eine Annäherung an den Status der beamteten Mitarbeiter und garantieren fürs erste eine gewisse Kontinuität im Mitarbeiterbestand. Die Besoldung dieser Mitarbeiter erfolgt zu Lasten frei verfügbarer Grabungskredite[13]. Damit kann die in Abhängigkeit von unberechenbaren Bauterminen erschwerte Kontrolle der Baustellen garantiert werden.

In *arbeitsmethodischer* Hinsicht haben wir nach langjährigen Erfahrungen eine Vereinheitlichung von Arbeitsabläufen auf Grabungen und im Archiv erreicht. Ferner wurden Karteien über Fundstellen, Funde und Pläne angelegt[14] respektive revidiert. Dabei wurden auch Fundstellen aus der Zeit vor der Gründung der Archäologischen Bodenforschung erfasst. Selbstverständlich hängt die Aussagekraft der archäologischen Aufschlüsse vom Bearbeitungsstand und der Qualität der Grabungsdokumentation ab. Diese Grundlagen ermöglichen es uns heute, die zahlreichen Grabungen und Sondierungen im Stadtgebiet wie Elemente einer einzigen grossen Grabungsfläche beliebig miteinander zu korrelieren. Kenntnisstand und Erfahrungen können auf diese Weise zusammengefasst und mit aktuellen Fragestellungen an neue Befunde herangetragen werden.

Zweifellos schränken Massnahmen zur Vereinheitlichung und Normierung der Grabungsdokumentation wie Richtlinien über Zeichnungssymbole und Signaturen sowie über Schicht-, Struktur-

[12] Zu korrigieren bleibt die angedeutete Umwandlung von 3 Stellen, vgl. Anm. 1 und 3. Zu den Aufgaben der Archäologischen Bodenforschung vgl. auch BZ 85, 1985, 228 ff.

[13] Der allgemeine Grabungskredit beträgt im Jahr 1985 Fr. 320 000.–, dazu kommen 5 projektbezogene Kredite im Betrag von insgesamt Fr. 242 000.–.

[14] In der *topographischen Fundstellenkartei* werden sämtliche archäologischen Fundorte des Kantons Basel-Stadt, die durch historische Quellen, Grabungsdokumente und/oder Funde belegt sind, erfasst. Die Fundstellen sind nach Adressen geordnet abgelegt und mit einer Lauf-Nr. bezeichnet. Die Laufnummer besteht aus Jahreszahl (Fundjahr) und einer Kontrollnummer (vgl. Abb. 1, Fundstellenstatistik). Ergänzend zur topographischen Kartei wird eine nach Fundjahr geordnete *Laufnummernkartei* geführt. – In der *Fundkartei* werden die Funde nach Jahrgang, Fundadresse und Fundkomplexen geordnet beschrieben. Jeder Fund wird mit Inventar-Nr., Kurzbeschrieb und Zeitstellung registriert. Ergänzend dazu wird ein Handjournal erstellt. Die typologisch relevanten Funde werden gezeichnet. – In der *Plankartei* schliesslich werden sämtliche zur Dokumentation gehörenden Pläne und Zeichnungen, nach Fundadressen und Lauf-Nrn. geordnet, erfasst.

und Horizontbeschreibungen die persönliche Freiheit und Kreativität des Archäologen und Technikers ein[15]. In diesem Sinne wird manchmal auch ein gewisser Unmut über Bürokratie und «Papierkrieg» auf Grabungen spürbar, doch kommt man spätestens bei der Auswertung, wo teilweise auch Dokumente anderer Grabungen beigezogen werden müssen, zur Einsicht, dass in einem dicht überbauten Stadtgebiet mit Siedlungsspuren von römischer Zeit bis in die Neuzeit ein für alle Beteiligten verständliches und verbindliches System unerlässlich ist[16].

Die Notwendigkeit, bereits während der Grabung Arbeitshypothesen zu entwickeln, zu überprüfen und zu formulieren, ergibt sich auch aus der Zusammenarbeit mit den Kollegen der Denkmalpflege. Die Ergebnisse im unterirdischen Bereich müssen rechtzeitig für die Bauuntersuchungen im Aufgehenden zur Verfügung stehen. Die Renovation der Liegenschaften an der Schneidergasse 2–12 hat in eindrücklicher Weise gezeigt, dass sich der Dialog zwischen Bodenforschung und Denkmalpflege in jeder Beziehung positiv auswirkt[17]. Dies gilt nicht nur bezüglich einer baugeschichtsbewussten Sanierung, sondern auch im Hinblick auf die ergiebigen Erkenntnisse über die Entwicklung eines Altstadtquartiers im Hochmittelalter.

Unsere Erfahrungen der letzten Jahre zeigen, dass die Trennlinie zwischen Untergrund und Aufgehendem, die in Basel durch eine Aufgabenteilung auf zwei Amtsstellen präjudiziert ist, kein Nachteil sein muss, sondern im Gegenteil für die Stadtkernforschung von Vorteil sein kann, wenn es gelingt, die Arbeit zwischen Bodenforschung und Denkmalpflege sinnvoll zu koordinieren[18]. Die Konzentration der Hausuntersuchungen auf ein einziges Institut für Bauforschung birgt die Gefahr methodischer Einseitigkeit in sich, denn die Methoden des Kunsthistorikers und des Archäologen sind grundsätzlich verschieden[19].

[15] Zur Registratur von *Funden, Zeichnungen, Fotos, Proben,* werden schon seit einigen Jahren genormte Journalblätter geführt, die sämtliche für die Auswertung notwendigen Querverweise enthalten. Diese Listen werden bereits auf der Grabung nach Abbauflächen getrennt nachgeführt, so dass die Informationen über Fundgut und Dokumentation bereits während der Feldarbeit zur Verfügung stehen. Dasselbe gilt für die Tagebucheinträge, die in der Regel als Kommentare zu Grundriss- und Profilzeichnungen auf das Dictaphon diktiert und nach der Abschrift ebenfalls nach Abbauflächen getrennt abgelegt werden. – In den *Richtlinien und Merkblättern* sind einerseits Hinweise über die Handhabung der Registratur (Journale), Definitionen von Begriffen sowie Legenden für Signaturen und Symbole zusammengefasst, andrerseits Anleitungen für das methodische Vorgehen festgelegt.

[16] Dieser Dokumentationsstand gestattet uns unter anderem mit geringem Aufwand Übersichtspläne und Auszüge mit Fundstellen und Publikationszitaten eines bestimmten Quartiers zusammenzustellen (vgl. z.B. Abb. 9 und 10 im vorliegenden Bericht).

[17] Vgl. Vorbericht, BZ 84, 1984, 329 und Basler Stadtbuch 1984, 219 ff.

[18] Die Kompetenzbereiche und die Nahtstelle der beiden Amtstellen sind im Gesetz über den Denkmalschutz vom 20. März 1980 umschrieben.

[19] Mitunter kann die unterschiedliche Betrachtungsweise zu verschiedenen Lösungen führen. Solche Differenzen sind zwar nicht beliebt, erinnern uns jedoch an die Grenzen der Verbindlichkeit unserer Unter-

Die Komplexität der meist auf minimale Spuren reduzierten Befunde einerseits und die Notwendigkeit einer sofortigen Auswertung und Umsetzung der Erkenntnisse für Dritte andererseits erfordern zwangsläufig ein allgemein verständliches System[20].

Neue Ziele, Möglichkeiten und Methoden bringen es mit sich, dass ein System kontinuierlich überprüft und den neuen Gegebenheiten angepasst werden muss. Fragen der Reorganisation und Revision von Richtlinien und Methoden werden deshalb immer wieder neu zur Diskussion gestellt werden[21].

Zweifellos wirkte sich auch der *Neubeginn am Petersgraben* in jeder Beziehung positiv aus. Die zweckdienliche Einrichtung der neuen Arbeitsräume erlaubte uns, neue Ziele ins Auge zu fassen, die zuvor allein aus Platzgründen kaum denkbar gewesen wären[22].

Ein konkretes Beispiel für diese Entwicklung sind die beiden im Berichtsjahr erschienenen Bände der *Materialhefte zur Archäologie in Basel*[23]. Diese im Selbstverlag herausgegebene Reihe soll in den folgenden Jahren durch weitere Hefte fortgesetzt werden. Verschiedene Bände sind bereits in Vorbereitung[24]. Unser Ziel, das reichhaltige Material aus den Grabungen der letzten Jahre zu bearbeiten und zu publizieren, findet in einem *Mehrjahresplan* Ausdruck. Dank einem grosszügigen Kredit der Christoph Merian Stiftung ist dieses Programm zumindest im Hinblick auf die Finanzierung der Publikationen gesichert.

Schliesslich sollen im Interesse einer effizienten Auswertung der Basler Grabungen auch unsere Kontakte zu den *Universitätsinstituten* und zum *Historischen Museum* vertieft werden und vermehrt gemeinsame Lösungen zur Bearbeitung und Publikation des Basler Materials gesucht werden[25].

Erste gemeinsame Schritte sind das Gesuch zur Schaffung einer Stelle für einen Osteologen an der naturwissenschaftlichen Abtei-

suchungsmethoden. Es entsteht dabei ein Bild, das trotz Widersprüchen und Diskrepanz insofern sehr realistisch ist, als erfahrungsgemäss in einer Interpretation oft mehrere Möglichkeiten offen stehen. Der Forscher neigt in der Regel dazu, eine davon zu favorisieren und als einzig gültige Lösung darzustellen. Damit wird eine Meinung «zementiert» und ein Rückgreifen und Wiedererwägen von einem weiter entwickelten Forschungsstand aus in späterer Zeit erschwert (vgl. dazu die Vorworte in Materialheft zur Archäologie in Basel, Heft 2, 6 f. und 9). Abgesehen davon ist dort, wo zwei verschiedene Methoden, etwa eine kunsthistorische und eine archäologische Betrachtungsweise kombiniert angewendet werden, die Gefahr von Zirkelschlüssen besonders gross.

[20] In dieser Beziehung unterscheidet sich die Stadtkernarchäologie deutlich von Untersuchungen in freiem Gelände. In der Stadt besteht die Notwendigkeit, Siedlungshorizonte sowie Gehniveaus und Schuttschichten von einer Liegenschaft in die nächste verfolgen zu können, wobei der Eingriff im Nachbarhaus zu einem späteren Zeitpunkt erfolgen kann und von einer anderen Person durchgeführt werden muss.

[21] Wöchentliche Mitarbeiterbesprechungen, ergänzend dazu Stabssitzungen unter anderem zum Informationsaustausch über Erfahrungen und deren Auswirkungen für die Richtlinien und Methoden.

[22] Vgl. BZ 85, 1985, 336 ff.

[23] Vgl. Anm. 9.

[24] Vgl. Anm. 10.

[25] Vgl. BZ 85, 1985, 224 f.

lung des Seminars für Ur-und Frühgeschichte. Abgesehen von der Notwendigkeit, Osteologie im Lehrprogramm vermitteln zu können, müssen die 25 m^3 Tierknochen, die in den Depoträumen der Archäologischen Bodenforschung eingelagert sind, in den nächsten Jahren bearbeitet werden[26]. Die naturwissenschaftlichen Beiträge sind heute ein integrierender Bestandteil monographischer Grabungsberichte und als solche auch in unserem Programm zur Publikation der Basler Plangrabungen zu berücksichtigen.

Gemeinsam mit dem Historischen Museum wurden Anstrengungen unternommen, dem drohenden Zerfall von unkonservierten Metallfunden mit einer leistungsfähigen neuen Methode wirksam zu begegnen[27]. Die ersten Versuche zeigten erstaunliche Ergebnisse. Unter diesen Voraussetzungen dürfte den Behörden der Entschluss leichter fallen, weitere Mittel zur Entwicklung und konsequenten Anwendung der «Plasmamethode» zur Verfügung zu stellen[28].

Unser dringlichstes Anliegen bezüglich Zusammenarbeit mit den Universitätsinstituten ist eine vermehrte Berücksichtigung von Basler Fundmaterial im Rahmen von Seminar-, Lizentiats-, Diplom- und Doktorarbeiten[29]. Typologische Grundlagenforschung im Hinblick auf eine Verbesserung der Feinchronologie und der Nachweis von Fernbeziehungen sind nicht mehr primäre Aufgaben der archäologischen Bodenforschung. Dagegen ist die Publikation der Grabungsbefunde und deren Korrelation zum Fundgut eine unerlässliche Voraussetzung für feintypologische Untersuchungen. Wenn der Befund nicht greifbar ist, muss der Ausgräber dem Studenten für Auskünfte über Stratigraphie und Befunde zur Verfügung stehen. In jedem Fall erfordern solche Projekte eine Zusammenarbeit zwischen Ausgräber und Bearbeiter, was für den Sachbearbeiter wiederum einen beträchtlichen Zeitaufwand mit sich bringt. Die Verpflichtung, die Ergebnisse der Feldforschung auszuwerten und «in geeigneter Form zu publizieren»[30], wird unter diesem Aspekt augenfällig.In personeller Hinsicht folgt daraus die Notwendigkeit, das Anstellungsverhältnis des Ausgräbers bis zur Publikation des Grabungsberichts sicherzustellen. Die Situation wird zusätzlich dadurch erschwert, dass die restriktive Personalpolitik auch bei den Universitätsinstituten zwangsläufig zur Bildung von Schwerpunkten führen wird, die sich nicht primär nach den Bedürfnissen der Archäologischen Bodenforschung richten können. In diesem Zusammenhang prüfen wir zur

[26] Vgl. BZ 85, 1985, 225.
[27] Vgl. BZ 85, 1985, 224.
[28] Über diese sogenannte Plasma-Methode wurde unter anderem in der Nordschweiz, 21.3.86, «Plasma-Chemie rettet Eisenfunde», S. 41 ff. berichtet. Vgl. auch ZAK 43, 1986, 247 ff.
[29] Entsprechende Gespräche sind bereits eingeleitet.
[30] Auszug aus der Verordnung zum Gesetz über den Denkmalschutz vom 14.4.1982, 5.

Zeit auch Möglichkeiten, moderne technische Hilfsmittel einzusetzen. So ist für das nächste Jahr ein Antrag an die ZED zur Einführung von EDV (elektronische Datenverarbeitung) vorgesehen. Die methodischen Voraussetzungen dazu sind weitgehend erfüllt.

Die personellen Einschränkungen wirken sich besonders für die mittelalterliche und neuzeitliche Stadtkernforschung nachteilig aus. Das Lehrangebot für Studenten der Mittelalterarchäologie ist unterdotiert. Die Möglichkeiten einer intensiven Auseinandersetzung mit der materiellen Sachkultur, die im archäologischen Fundgut in grosser Zahl zutage tritt, sind bei dem beschränkten Lehrangebot stark eingeengt. Besonders bedauerlich ist dieser Zustand im Hinblick auf die zahlreichen Kleinfunde aus dem späten Mittelalter und der frühen Neuzeit. Diese Epochen sind in Basel durch verschiedene stratifizierte Fundbestände gut belegt, doch sind die typologischen Grundlagen zur Datierung der Keramikfunde für unsere Gegend noch recht lückenhaft. Diese Lücke im Forschungsstand wird sich in Zukunft auch für die Stadtkernforschung nachteilig auswirken, denn der Weg zur Erfassung jüngerer Siedlungseinheiten aus dem späteren Mittelalter und der frühen Neuzeit, wie sie etwa in den bisher noch nicht systematisch erfassten Vorstädten vorhanden sind, ist vorgezeichnet. Die Untersuchung der Vorstädte zwischen dem Inneren und dem Äusseren Mauerring und damit die Auseinandersetzung mit Funden und Befunden des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit werden in den kommenden Jahren neue Akzente in der Stadtkernforschung von Basel setzen.

C. Fundbericht der Archäologischen Bodenforschung

Rolf d'Aujourd'hui
Mit Beiträgen von Ch. Bing, G. Helmig, Ch. Ph. Matt und D. Reicke

Bemerkungen zur Fundstatistik

Die Fundstatistik über das Berichtsjahr 1985 ist in Abb. 1 dargestellt. Grundsätzliche Bemerkungen über unser Konzept der Berichterstattung wurden im Jahresbericht 1983 veröffentlicht[31].

[31] BZ 84, 1984, 255 ff. Dort auch grundsätzliche Bemerkungen zu den negativen und topographischen Befunden, 256. Zur Tabelle «Fundstatistik», Abb. 1, vgl. JbAB 1979 in BZ 80, 1980, 221 ff. – Sigel: ABS = Materialhefte zur Archäologie in Basel; AS = Archäologie der Schweiz; ASA = Anzeiger für Schweizerische Altertumskunde; BS = Bodenscherbe; BUB = Basler Urkundenbuch; BZ = Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde; FK = Fundkomplex; HMB = Historisches Museum Basel; Jb = Jahresbericht; JbAB = Jahresbericht der Archäologischen Bodenforschung Basel-Stadt; JbSGUF = Jahrbuch der Schweizerischen Gesellschaft für Ur- und Frühgeschichte; KDM = Die Kunstdenkmäler der Schweiz; NSBV = Nachrichten des Schweizerischen Burgenvereins; OK = Oberkante; RS = Randscherbe; StAB = Staatsarchiv Basel; ü.d.M. = über Meer; UK = Unterkante; WS = Wandscherbe; ZAK = Zeitschrift für Schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte; ZAM = Zeitschrift für Archäologie des Mittelalters.

LAUF Nº	ADRESSE	INVENTAR-NUMMERN	VORRÖMISCH	RÖMISCH	MITTELALTER	NEUZEIT	UNBESTIMMT	TOPO. BEFUND	BEF. NEGATIV	VERWEISE
1985/1	Marktplatz 17 / Glockengasse 7	1985/1. 1				•		○		193
1985/2	Untere Rheingasse 8/10	1985/2. 1 – 766	●	●	●	●				232
1985/3	Riehen, Mohrhaldenstrasse 122 (A)	—							×	198
1985/4	Greifengasse 34 – 40 / Rebgasse 4 – 8	1985/4. 1 – 103			●	●				155
1985/5	Gerbergasse 70 / Gerbergässlein 41	—						○		192
1985/6	Rheingasse 18 – 31 (A)	1985/6. 1 – 2			●					174
1985/7	Riehen, Rudolf Wackernagel – Strasse 86	1985/7. 1 – 2				●				188
1985/8	Kleinriehenstrasse 30	—				○				188
1985/9	Riehentorstrasse 1 – 7 (A)	1985/9. 1 – 3			●	○				176
1985/10	Leonhardsgraben 47	noch nicht inventarisiert								147 JB 1987
1985/11	Leonhardsgraben 11	noch nicht inventarisiert								147 JB 1987
1985/12	Spalenvorstadt 46 (A), (Spalentor)	—				○				189
1985/13	Aeschenvorstadt 52 / 54	—							×	198
1985/14	Leonhardsgraben 57 / Heuberg 40	1985/14. 1			○	•				159
1985/15	Riehen, Hinterengeliweg	1985/15. 1 – 144	•	•		•				148
1985/16	Freie Strasse 25	—							×	198
1985/17	Aeschenplatz 7 (A)	—			○					151
1985/18	Spalenvorstadt 1 – 15 (A)	—							×	199
1985/19	Riehen, Ausserbergwald	—						○		193
1985/20	Voltastrasse 30	—							×	199
1985/21	Freie Strasse 105 (A)	—				○				187
1985/22	St. Alban – Vorstadt 101 (A), (St. Alban – Tor)	—			○	○				182
1985/23	Blumengasse (A)	1985/23. 1 – 17		•	●	●		○		151
1985/24	Bäumleingasse 9	1985/24. 1 – 12				•		○		189
1985/25	Mauerstrasse (Bau 428, Ciba – Geigy)	—				○				188
1985/26	Münsterberg 2 (A)	—			○					160
1985/27	Andreasplatz (A)	—							×	198
1985/28	Fabrikstrasse 60 (Bau 48, Sandoz)	—							×	198
1985/29	Stadthausgasse (A)	1985/29. 1		•	○	○				180
1985/30	Petersgraben 52 (A)	—			○					162
1985/31	Nadelberg 20	in Arbeit								— JB 1986
1985/32	Spiegelgasse 1 (A)	—				○		○		197
1985/33	Riehen, Inzlingerstrasse 285	—	•							147
NACHTRÄGE / ERGÄNZUNGEN										
1982/39	Martinsgasse 9 – 13	1982/39. 1 – 4412	●	●	●	●				206
1983/38	St. Alban – Graben 5 – 7 (Antikenmuseum)	1983/38. 1 – 5260	•	●	●	●				220
1984/5	Rheingasse 8	1984/5. 1 – 15			●	●				166
1984/6	Münsterplatz 6 / 7	1984/6. 1 – 1984	●	●	●	●				215
1984/29	Schulgasse 16	1984/29. 1 – 17				•		○		195
1984/33	Theodorskirchplatz (A)	1984/33. 1 – 1355	•	•	●	●				240
RÜCKSTELLUNGEN										
1983/28	Kohlenberg (A), (ELT)	1983/28. 1 – 8			○	●				147 JB 1987
1983/29	Leonhardsgraben (A), (ELT)	1983/29. 1 – 466			●	●				147 JB 1987
NACHTRÄGE INVENTARNUMMERN										
1978/7	Rheinsprung 18	1978/7. 687				●				— 1978/261
1984/8	Oberer Rheinweg 21 / Rheingasse 26	1984/8. 7 – 14			●	●				— 1984/261
1984/38	St. Johanns – Vorstadt 110 (A) (St. Johann – Tor)	1984/38. 1 – 3		•	○	•				— 1984/323

Abb. 1. Fundstatistik 1985. Legende: ○ = Befund ohne Kleinfunde. ● = Befund mit Kleinfunden. • = Streufunde ohne Befund. – Zusammenstellung: H. Eichin.

Rückstellungen

Längs der Stadtmauer am Leonhardsgraben wurden in zwei weiteren Liegenschaften, nämlich in Haus Nr. 11 (1985/11) und Haus Nr. 47 (1985/10), Reste der mittelalterlichen Befestigungsanlagen entdeckt. Da die Untersuchungen im «Teufelhof» (Leonhardsgraben 47) mangels Baubewilligung eingestellt werden mussten, können wir frühestens im nächsten Jahr über diese interessanten Aufschlüsse berichten[32]. Wir möchten deshalb auch die für den vorliegenden Bericht vorgesehene Berichterstattung über die Leitungsbauten am Leonhardsgraben (1983/29) und am Kohlenberg (1983/28) um ein Jahr zurückstellen.

Nachträge/Ergänzungen

Die über mehrere Jahre andauernden Plangrabungen an der Martinsgasse 9–13 (1983/39), am St. Alban-Graben 5 und 7 (Antikenmuseum, 1983/38), am Münsterplatz 6/7 (1984/6) und am Theodorskirchplatz (1984/33) werden im vorliegenden Band mit einem Vorbericht vorgestellt. Ferner werden die Untersuchungen an der Rheingasse 8 (1984/5) und an der Schulgasse 16 (1984/29) in einem abschliessenden Bericht publiziert.

Vorrömische Zeit

Riehen, Inzlingerstrasse 285, 1985/33: Jürg Sedlmeier gibt folgende Meldung zu Protokoll[33]: «Beim Einbau einer Sauna im Keller des Einfamilienhauses Inzlingerstrasse 285 kamen mehrere Knochenfragmente zum Vorschein. Die Faunenreste fanden sich in der Profilwand des bereits ausgehobenen Kellers und konnten daher nur fragmentarisch geborgen werden. Insgesamt sind heute 5 Einzelstücke vorhanden, von denen 2 Knochen aus mehreren Fragmenten zusammengesetzt respektive rekonstruiert werden konnten. Inwieweit die heutige Terrainoberkante den ehemaligen Verhältnissen entspricht, kann nicht mit Sicherheit bestimmt werden. Die Fundstelle befindet sich heute im Bereich eines Hanges, der allerdings durch die Errichtung des Einfamilienhauses verändert wurde.» Einer Skizze Sedlmeiers entnehmen wir, dass die Funde ca. 120 bis 150 cm unter der heutigen Oberfläche im Löss eingelagert waren[34].

[32] Im Keller der Liegenschaft Leonhardsgraben Nr. 47, wo ein Kleintheater geplant ist (Hotel Teufelhof), kamen die Fundamentreste und eine im Aufgehenden bis unter das Dach erhaltene Mauer eines zur Stadtbefestigung des 12. Jahrhunderts gehörenden Turmes zum Vorschein. Dieser Befund ist für die Stadtgeschichte von grosser Bedeutung. Es sind deshalb Bestrebungen im Gange, den Turm zu erhalten und der Öffentlichkeit zugänglich zu machen.

[33] Funddatum 28.10.1967, Protokoll der Archäologischen Bodenforschung übergeben im März 1985.

[34] Profil im Keller, 28.10.1967, J. Sedlmeier.

Die Knochen wurden von Jörg Schibler, vom Laboratorium für Ur- und Frühgeschichte der Universität Basel, untersucht und folgendermassen kommentiert: «Bei den Faunenresten handelt es sich um 5 Rippenfragmente eines sehr grossen Säugetieres. Der Form und Grösse nach zu schliessen, stammen sie von einem Elefanten, mit grösster Wahrscheinlichkeit vom Mammut (Mammonteus primigenius). Alle Stücke sind sehr brüchig und stark durch ‹Wurzelfrass› angegriffen. Auf keinem der Fragmente lassen sich Spuren menschlicher Aktivitäten (Schnitt- oder Hackspuren etc.) erkennen[35].» Die 5 Rippenfragmente wurden nicht inventarisiert und der osteologischen Vergleichssammlung des Seminars übergeben. *RdA*

Römische Zeit

Riehen, Hinterengeliweg, 1985/15: Im Frühling des Berichtsjahres konnten H.J. und U. Leuzinger auf frisch gepflügten Äckern auf der Flur Hinterengeli, nahe der Landesgrenze zu Inzlingen, eine Anzahl römischer Funde aufsammeln[36]. Neben zahlreichen Fragmenten von Leisten- und Hohlziegeln konnten bei weiteren Begehungen auf einem rund 1500 m² grossen Areal auch etliche Keramikfragmente aufgelesen werden, welche eine Belegung der Siedlungsstelle seit dem fortgeschrittenen ersten bis ins ausgehende zweite, möglicherweise noch bis ins frühe dritte Jahrhundert belegen[37]. Die Ziegelfragmente und wenige scheinbar bearbeitete Buntsandsteine aus dem nahegelegenen Steinbruch am Maienbühl bilden die einzigen Hinweise auf ein abgegangenes Gebäude. Bisher konnten weder Reste von Tubuli oder Suspensuraplatten beobachtet werden, welche auf eine Hypokaustanlage hindeuten würden, noch konnten Spuren von eigentlichem Mauerwerk (Bruchsteine, Mörtelbrocken) erfasst werden[38], so dass mit einer einfachen Behausung in Holz-/Lehmtechnik, jedoch mit Ziegelbedachung, gerechnet werden muss.

Das Fundspektrum – es befinden sich zahlreiche Sigillatafragmente und die Scherbe einer blauen durchsichtigen Rippenschale unter den Lesefunden – lässt darauf schliessen, dass an dieser Stelle zumindest ein einfaches Gehöft gestanden hat.

[35] Bericht J. Schibler, Seminar für Ur- und Frühgeschichte der Universität Basel, Ältere und Naturwissenschaftliche Abteilung, vom 29.8.1985.

[36] Flur «Im Hinterengeli», LK Blatt 1047, Koordinaten: 270.700/617.450, FK 14128, 15513–15524. – Es befinden sich auch einige Fragmente von neolithischen Silexgeräten unter den Funden.

[37] Der Erhaltungsgrad der Lesefunde ist, bedingt durch die andauernde Feldbestellung, entsprechend schlecht.

[38] Dies im Gegensatz zur Fundstelle Riehen, Artelweg (A), 1970/32, vgl. BZ 71, 1971, 177.

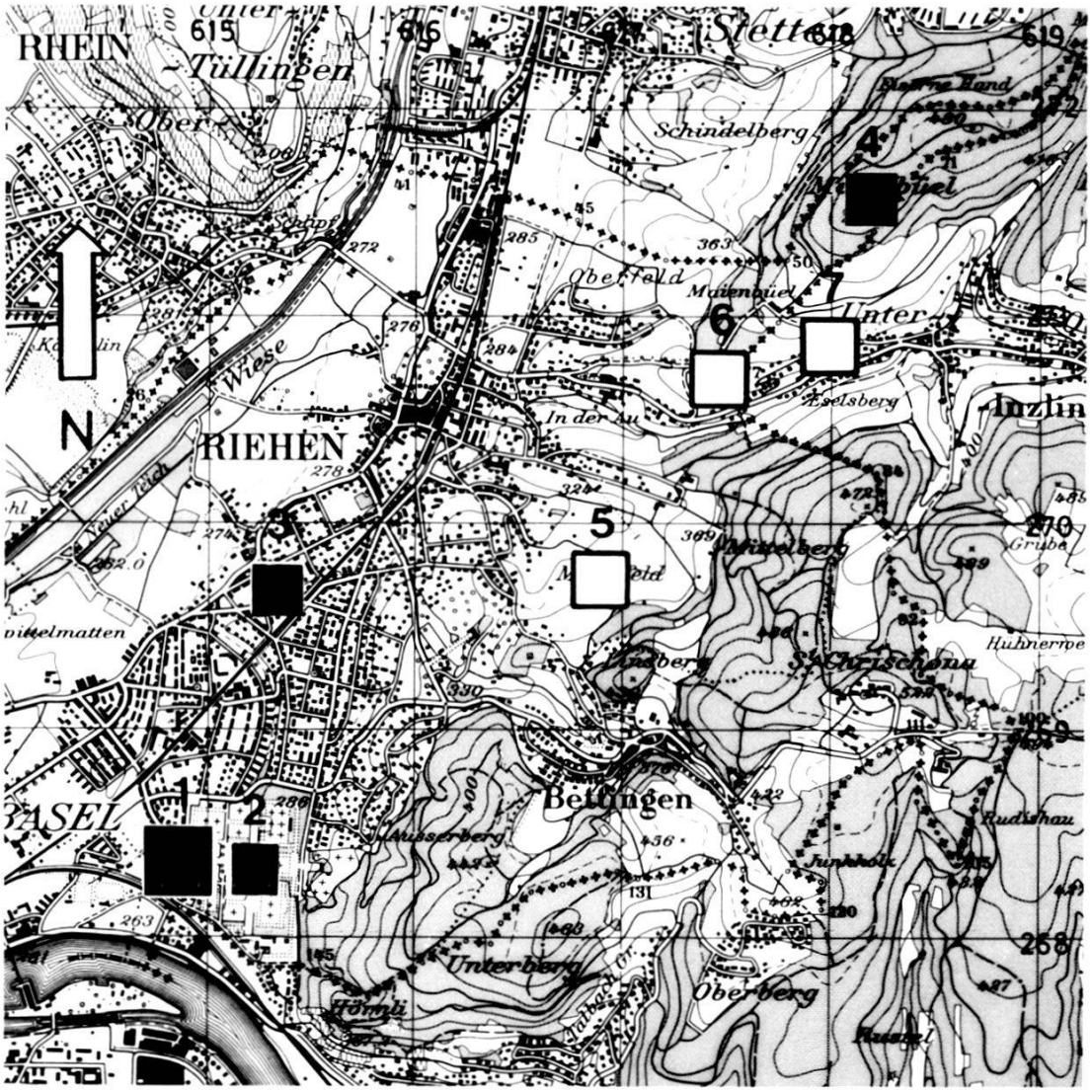


Abb. 2. Übersichtsplan über die römerzeitlichen Siedlungsstellen im Gemeindebann Riehen. – Ausschnitt aus Blatt 213 der Landeskarte, Massstab 1:50 000 (reproduziert mit Bewilligung des Bundesamtes für Landestopographie vom 2. September 1986). – Zeichnung: E. Albrecht.

Legende:

1 Hörnliallee 70 (1850/1, 1913/14, 1922/7, 1930/2), römischer Gutshof
2 Hörnliallee 70 (1911/16: östliche Umfassungsmauer, 1911/17: Nebengebäude?, 1926/5: Gräber)
3 Pfaffenlohweg 25/27 (1921/1), Tempelanlage
4 Maienbühl (1966/23, 1967/24), Ökonomiegebäude?
5 Artelweg (1970/32), Mauerreste und Mörtelboden
6 Hinterengeliweg (1985/15), Streufunde
7 Inzlingen (D), «Ob der Mauer» (fragliche Siedlungsstelle)

Die Fundstelle liegt an exponierter Lage auf einer plateauartigen Stelle an der rechten Flanke des Autälchens (Abb. 2). Der von Riehen ansteigende, vom eigentlichen *Hohlweg* abzweigende und seinerseits im oberen Bereich leicht ins Gelände eingetiefte *Hinterengeliweg* stellt offenbar den ursprünglichen Zugang von Westen her dar. Allerdings dürfte dieser Weg bei Erreichen der Anhöhe nicht wie heute nach

Süden umgebogen sein, sondern führte wohl ursprünglich in gerader Fortsetzung Richtung Inzlingen[39]. Die unwegsame Talenge des Autälchens wurde offenbar bewusst gemieden[40].

Bisher sind im Gemeindebann von Inzlingen keine römerzeitlichen Funde zum Vorschein gekommen. Hingegen sind auf Schweizer Boden im näheren Umkreis unserer Fundstelle angeblich schon früher zwei römische Münzen und das Fragment eines Goldkettchens gefunden worden[41]. Schliesslich sei daran erinnert, dass Buntsandstein am Maienbühl schon in römischer Zeit gebrochen wurde, wie Bauelemente aus diesem Material bei römischen Bauwerken in der Umgebung zeigen. Das nur rund einen Kilometer entfernte römische Mauergeviert auf Punkt 477 im Maienbühl besass ebenfalls Eckverstärkungen aus Sandsteinquadern[42]. Nach der intensiveren archäologischen Feldtätigkeit der letzten Jahre diesseits und jenseits der Grenze steht nun dieses Bauwerk nicht mehr so isoliert in der Landschaft. Die Freilegung und Konservierung von Teilen einer luxuriös ausgestatteten «Villa» in Grenzach-Steingasse, eine im Jahre 1981 bei Lörrach-Brombach im Wiesental entdeckte villa rustica und die Entdeckung eines früh- bis mittelkaiserzeitlichen Friedhofes bei Weil am Rhein setzen neue Akzente in der Geschichte der römerzeitlichen Besiedlung des rechtsrheinischen Vorlandes von Basel[43]. Diese Beispiele zeigen, dass auch in heute dicht besiedelten Räumen noch mit unerwarteten archäologischen Entdeckungen gerechnet werden kann[44].

G. Helmig

[39] Auf Inzlinger Boden verlief dieser alte Feldweg parallel zum heutigen Möndenweg und führte, nur wenig nordwestlich der Verzweigung Möndenweg/Am Maienbühl, an einer Flur mit der alten Bezeichnung «Ob der Mauer» vorbei. Darin vermutete bereits F. Kuhn in seiner «Siedlungsgeschichte der Dorfgemeinde Inzlingen», Lörrach 1966, 7, die Überreste eines römischen Gutshofes oder eines abgegangenen mittelalterlichen Hofes. Es sollen dort auch tatsächlich Leistenziegelfragmente gefunden worden sein; freundliche Mitteilung von G. Fingerlin, Landesdenkmalamt, Aussenstelle Freiburg i.Br. – Der Flurname findet sich auf einem kolorierten Plan (Faksimile) des Geometers Franz Peter Wampé aus dem Jahre 1776 im Wasserschloss Inzlingen.

[40] Zu den alten Wegkommunikationen nach Inzlingen vgl. Iselin L.E., Riehen-Schloss und Dorf, in Verkehrsverein Riehen, Bericht 1906, 21 f.; Moosbrugger R., in Riehen – Geschichte eines Dorfes, 1972, 59 und Karte 3. – Die neuen Funde (vgl. auch Anm. 39) deuten darauf hin, dass in römischer Zeit eine Strassenverbindung durch das Inzlingertal auf das Plateau des Dinkelberges und von dort wohl ins Hochrheintal führte.

[41] Und zwar «. . . auf dem ausgedehnten Areal der ehemaligen Gemüsegärtnerei oberhalb La Charmille um das Jahr 1910 . . .», vgl. Jaquet N., Die Römer in Riehen, 1978, 72.

[42] Riehen, Maienbühl, 1966/23, BZ 66, 1966, XVI f., XXVIII ff. und 1967/24, BZ 67, 1967, XXXIV ff.; Moosbrugger R., wie Anm. 40, 36 ff. – Ob Ökonomiegebäude, Wachtposten oder gallorömischer Viereckt-empel, bleibe vorläufig dahingestellt.

[43] Zu den genannten Fundstellen vgl. Filtzinger-Planck-Cämmerer, Die Römer in Baden-Württemberg, 1986[3], 303 ff., 428 f. und 609 f.

[44] Erwähnt sei in diesem Zusammenhang ein skulptiertes Sandsteinkapitell, welches 1910 beim Abbruch einer Scheune an der Bäumligasse 6 in Riehen zum Vorschein kam und als Bauelement des 15. Jh. der benachbarten Engelikapelle angesehen wurde. Eine allfällige römische Datierung der Spolie kann leider nicht mehr verifiziert werden, da sie verschollen ist. – Vgl. ASA 12, 1910, 67; Iselin L.E., Geschichte des Dorfes Riehen, 1922, 104.

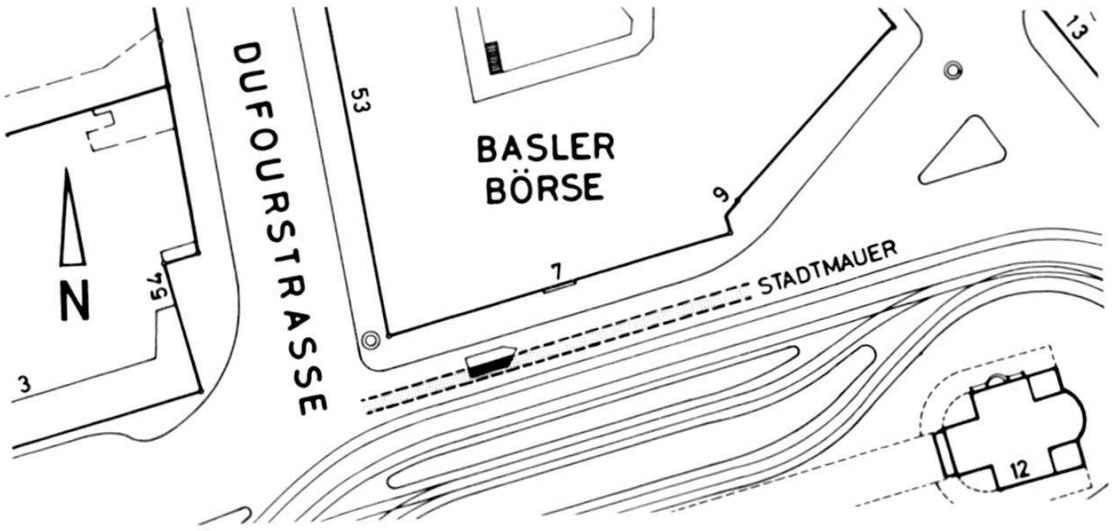


Abb. 3. Aeschenplatz 7 (A), 1985/17. Situationsplan mit dem Verlauf der Äusseren Stadtmauer. – Zeichnung: Ch. Bing. – Massstab 1:1000.

Mittelalter

Aeschenplatz 7 (A), 1985/17: Im Zusammenhang mit umfangreichen Leitungsbauten[45] auf dem Aeschenplatz wurde vor der neuen Börse ein Stück der *Äusseren Stadtmauer* zwischen Aeschentor und St. Albantor angeschnitten (Abb. 3).

Die Mauer lag knapp vor dem Trottoir im Bereich der Fahrbahn und konnte über eine Länge von gegen 4 m beobachtet werden. Sie stand 0,80 m unter dem Strassenniveau an und konnte bis in 2 m Tiefe verfolgt werden, doch muss ihre Unterkante noch bedeutend tiefer liegen. Ein Leitungstunnel, der von diesem Schnitt aus in Richtung Tramhäuschen führte, hat die nur teilweise freigelegte Stadtmauer durchschnitten. In 2 m Tiefe konnte die Mauerbreite mit ca. 1,40 m bestimmt werden. Das Mauerwerk besteht aus lagenhaft geschichteten Kalkbruchsteinen und Kieselwacken, vereinzelt kommen Sandsteine vor, während Baukeramik zu fehlen scheint. Der Mörtel ist hell, grob gemagert und recht hart. Die Nordseite der Mauer, d.h. die Innenseite, ist erwartungsgemäss gegen das Anstehende gemauert, die Südseite gegen den Graben zu ist frei aufgezogen. – Funde kamen keine zum Vorschein. *Christoph Ph. Matt*

Blumengasse (A), 1985/23: In der Blumengasse musste die Kanalisation erneuert werden. Dies geschah mittels eines Stollenvortriebes «unter Tag» in 4,5–6 m Tiefe, ausgehend von einem Schacht vor der

[45] Herrn R. Häner von der Telefondirektion sei für seine Meldung herzlich gedankt, ebenso Polier L. Fredigoni von der Spaini Bau AG für die gute Zusammenarbeit auf der Baustelle.

überdeckten Durchfahrt beim Restaurant Börse (Abb. 4)[46]. Von benachbarten Ausgrabungen am Blumenrain und Märthof[47] war bekannt, dass auch in dieser Tiefe noch Siedlungsreste oder zumindest topographische Aufschlüsse zu erwarten waren. Das Bauverfahren dieses ca. 1,30 m breiten und 1,70 m hohen Stollens liess nur am Stollenende ein kleines «Beobachtungsfester» offen, denn die Wände waren allseits verspriesst.

Da der Stollenvortrieb wegen Termindrucks nur kurz unterbrochen werden durfte, war ein gezielter Schichtabbau zur Bergung stratifizierter Funde unter diesen Umständen unmöglich. Alle Funde stammen aus der Mulde bzw. wurden uns von Polier L. Fredigoni übergeben. Es konnten trotzdem fünf Profile und Profilskizzen angefertigt und zusätzlich noch eine Anzahl von Fotografien von den jeweiligen Stollenenden gemacht werden, so dass der Schichtenverlauf hinlänglich erfasst werden konnte. Im folgenden wird er im Sinne eines Idealprofils beschrieben.

Die Sohle des von Osten nach Westen leicht ansteigenden Stollens lag stets unter der Oberkante des *natürlichen Kieses.* Damit konnte das Ansteigen des anstehenden Kieses vom Birsig in Richtung Petersberg um 140 cm auf 27 m Distanz gut beobachtet werden[48].

Bei allen lokalen Veränderungen blieb der Schichtenaufbau im Bereich dieses Stollens über rund 45 m etwa derselbe (Abb. 5): über dem natürlichen Kies lag eine 10–50 cm dicke Schicht aus torfigem Material, vermischt mit und überlagert von gelbem Schwemmsand, Kies und zum Teil auch grauem Sand. Dieses *unterste Schichtpaket* zeigt nirgendwo ein Gehniveau oder sonst einen Hinweis auf eine Siedlungstätigkeit an. Es macht den Eindruck einer Sedimentation in der Birsiguferzone. Die anlässlich der Bearbeitung der Fundstellen am Blumenrain aufgeworfene Frage nach dem Eindämmen des Birsigs kann noch nicht abschliessend beantwortet werden[49]. Dieses wohl fluviatile Sedimentpaket kann durch zwei Zufallsfunde datiert werden: eine kleine, lederbraune Wandscherbe mit Schulteransatz, wohl von einem römischen Krug, und die Randscherbe eines südgallischen Terra Sigillata-Tellers der Form Dragendorff 18 aus dem 1. Jh. n.Chr.[50]. Die Situation erinnert an die eingangs erwähnten Fundstellen am Blumenrain, wo ebenfalls Schwemmschichten beobachtet

[46] Ich danke Polier L. Fredigoni von der Spaini Bau AG herzlich für sein Entgegenkommen unter den gegebenen schwierigen Verhältnissen.

[47] Blumenrain 3 (A) (1981/18) und 8 (A) (1981/24): BZ 82, 1982, 224 ff. und 307 ff. – Märthof (1980/1): BZ 81, 1981, 325 ff.

[48] Dokumentation: Foto 17.

[49] Blumenrain 3 (A) und 8 (A), wie Anm. 47, v.a. 311 ff.

[50] WS Krug: Inv.-Nr. 1985/23.2 (FK 14780); RS Drag. 18: Inv.-Nr. 1985/23.16 (FK 14786). – Diese Funde konnten zwar auch nicht in situ geborgen werden, stammen aber mit grosser Wahrscheinlichkeit aus dem untersten Schichtpaket.

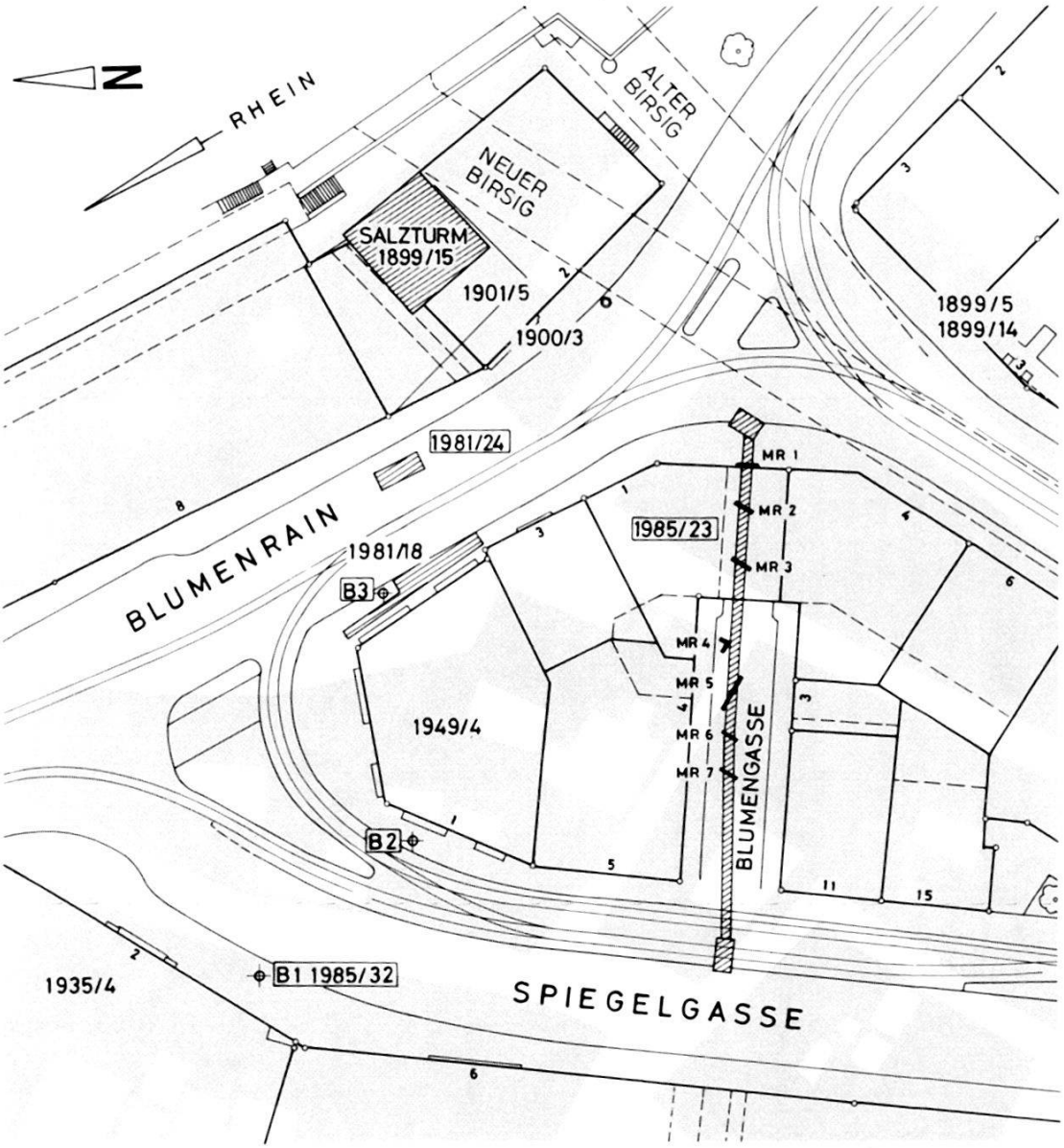


Abb. 4. Blumengasse (A) und Spiegelgasse 1 (A), 1985/23 und 1985/32. Situation des Kanalisationsstollens und der Bohrlöcher B 1–B 3 (durchkreuzter Kreis) sowie der weiteren Fundstellen in diesem Gebiet (Stand 1986). Die alte Überbauung (Stand 19. Jh.) ist gerastert eingetragen. – Zeichnung: Ch. Bing. – Massstab 1:1000.

worden sind, wenn auch anderer Art. Dort fehlt insbesondere der torfig-holzige Anteil, der die untersten Schichten in der Blumengasse kennzeichnet. Über diesem untersten Schichtpaket lag eine Reihe von verschiedenen kiesigen *Planierungsschichten.* Datierbare Funde können ihnen nicht mit Sicherheit zugewiesen werden. Wahrscheinlich handelt es sich um mittelalterliche Geländeplanierungen. – In diese Schichtpakete waren einige mittelalterliche bzw. neuzeitliche Fundamente eingetieft.

Eine oberste Zone im Bereich der Stollendecke enthielt an manchen Stellen Bauschutt. Dieses Schichtpaket gehörte, soweit feststell-

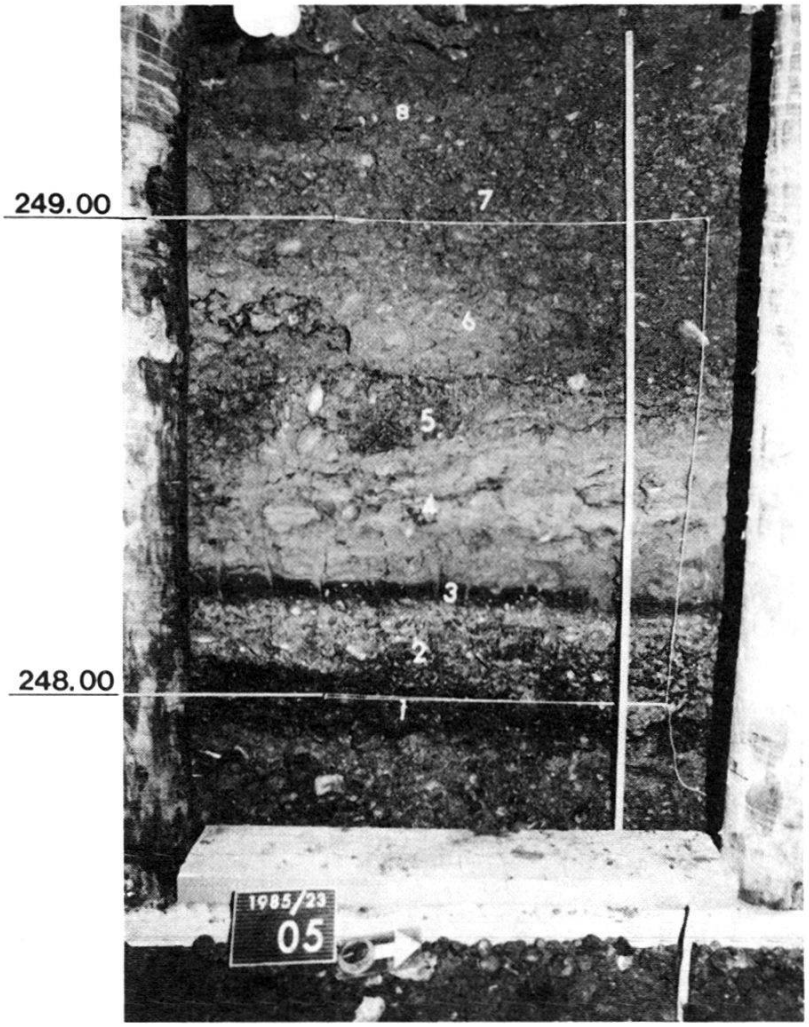


Abb. 5. Blumengasse (A), 1985/23. Schichtaufschlüsse im Stollen, 18 m vom Stolleneinstieg entfernt.

Legende:

1, 2 Natürlich anstehender Kies
3, 4 Unterstes Schichtpaket mit torfigem Material und Holz
5–7 Kiesige Planierungsschichten
8 Bauschutt

bar, zu den Mauern einer *älteren Bebauung,* die kurz vor der Jahrhundertwende den heutigen Baufluchten und Strassen weichen musste. Aus dieser Schicht dürften fast alle Funde dieser Fundstelle stammen, jedenfalls sicher die glasierte Keramik des 15.–16. Jh.[51]. Insgesamt wurden sieben Mauerfundamente festgestellt, die zu dieser älteren Überbauung gehören (Abb. 4)[52]. Zur Datierung dieser Fundamente

[51] Inv.-Nr. 1985/23.1–17 (FK 14780–786). – Bemerkenswert ist das Fragment eines mittelalterlichen Gusstiegels (1985/23.15, FK 14785).

[52] Diese alte Überbauung (auf Abb. 4 gerastert dargestellt) ist auf dem Falknerplan (1871) festgehalten, vgl. auch Berger L., Die Ausgrabungen am Petersberg in Basel, Basel 1963, Falttafel III.

kann leider nichts ausgesagt werden, es waren weder die Schichtanschlüsse ohne weiteres erkennbar, noch konnte aufgrund der Mauertechnik etwas Verbindliches über ihr Alter ausgesagt werden. Neben den zu erwartenden Fassadenfundamenten kamen auch noch einige nicht weiter interpretierbare Binnenmauern zum Vorschein[53].

Diese unter schwierigen Bedingungen gewonnenen Erkenntnisse sind für sich allein genommen zwar bruchstückhaft, doch verdanken wir ihnen weitere Hinweise zur Topographie im Mündungsgebiet des Birsigs. *Christoph Ph.Matt*

Greifengasse 34–40/Rebgasse 4–8, 1985/4 – Christoph Ph. Matt und Daniel Reicke:

An der Ecke Greifengasse/Rebgasse entsteht zur Zeit ein grosser Neubau, dem einige ältere und neuere Bauten weichen mussten. Die älteste Bausubstanz war im Haus Greifengasse 34 zu erwarten (Abb. 6). Zunächst hat die Denkmalpflege im aufgehenden Mauerwerk Hypothesen zur älteren Baugeschichte erarbeitet, die anschliessend durch die Archäologische Bodenforschung überprüft worden sind, soweit dies anhand der Bodenaufschlüsse möglich war. Die Trennung der Untersuchungen am aufgehenden Mauerwerk und im Boden auf zwei Ämter erschwert zwar das Verständnis des Gesamtbefundes, doch hat die gute Zusammenarbeit zwischen allen Beteiligten diese Trennung vergessen lassen.[54]. Und wenn sich in der Datierung der Phase 7 trotzdem gewisse Widersprüche abzeichnen, so hängt dies möglicherweise mit den unterschiedlichen Untersuchungsmethoden zusammen. In beiden Fällen stehen nur spärliche Hinweise für eine Interpretation zur Verfügung. *Ch.Ph.M.*

Bauuntersuchung Greifengasse 34, Auswahl der Ergebnisse:

Von den erarbeiteten Bauphasen wird hier eine Auswahl dargestellt[55] (Abb. 7). Die Arbeiten beinhalten Sondierungen im ganzen Bereich zum Erfassen der Bausubstanz und zur Sicherstellung von wertvollen Bauteilen sowie partiell vertiefte Untersuchungen, besonders in Haus 34. Die Bodenforschung ergänzte in verdankenswerter Art die Erkenntnisse auf dieser Parzelle.

Phase 1: Als Kernbau anzusprechen ist ein aussen etwa 6,5 × 10 m grosses Haus im südlichen Teil der Parzelle, dessen Vorderfassade 11 m hinter der heutigen Strassenflucht stand. Erfasst wurden dazu

[53] Binnenmauern: MR 2, 7.

[54] Sachbearbeiter Denkmalpflege; D. Reicke, T. Karrer und H. Ritzmann. Sachbearbeiter Bodenforschung: Ch.Ph. Matt. Für ihr Interesse, Verständnis und ihre Unterstützung danken wir Herrn Haudenschild, Firma Kleinert und Herrn Reinle, Carabelli Architekten.

[55] Die Denkmalpflege plant, die vollständigen Ergebnisse im Quartierzusammenhang zu publizieren.

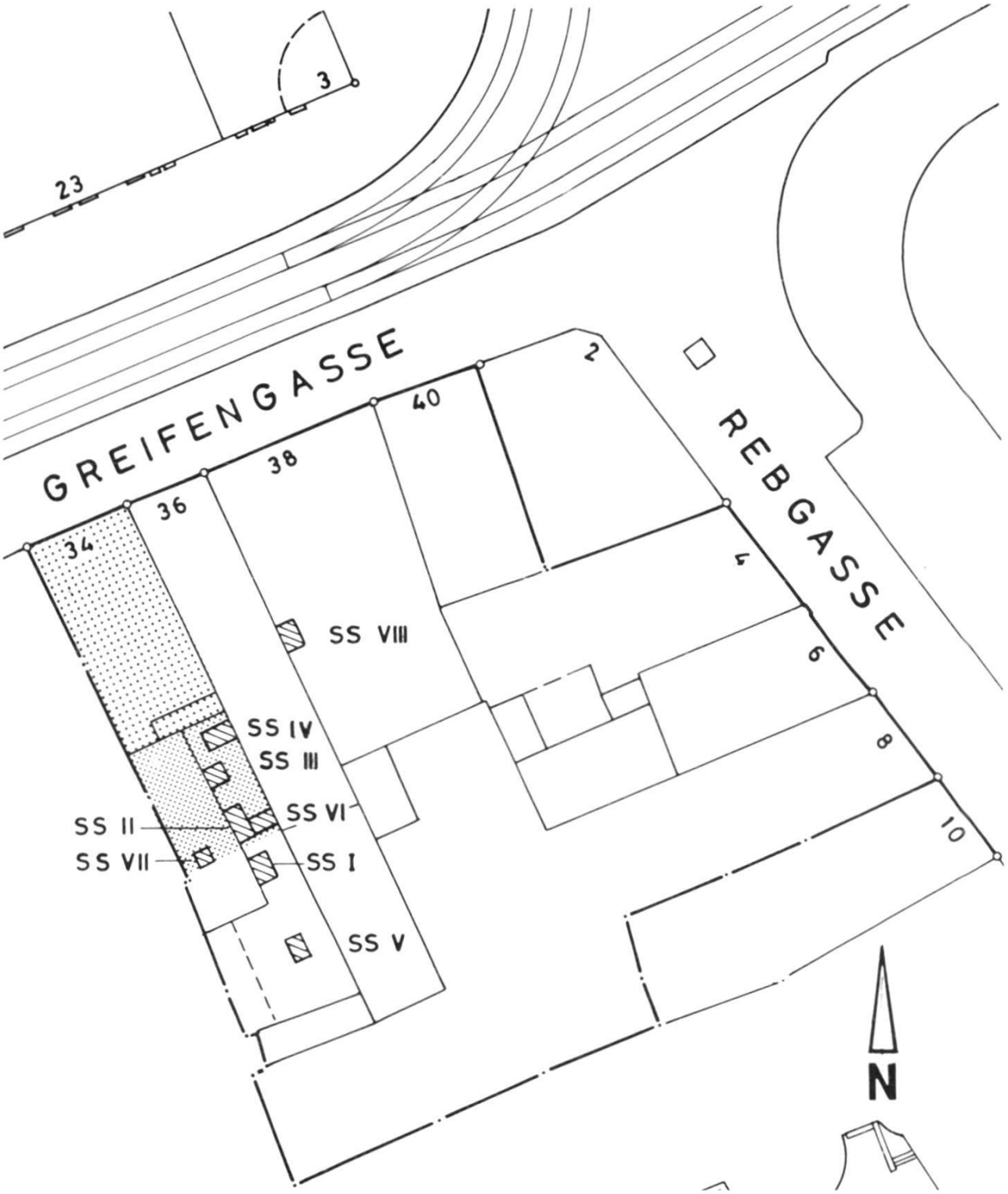


Abb. 6. Greifengasse 34–40/Rebgasse 4–8, 1985/4. Situationsplan mit Lokalisierung der Parzellen und Sondierschnitte. Dunkler Raster: Kernbau (Phase 1), heller Raster: Erweiterungsbau des Kernbaus (Phase 5). – Zeichnung: Ch. Bing. – Massstab 1:500.

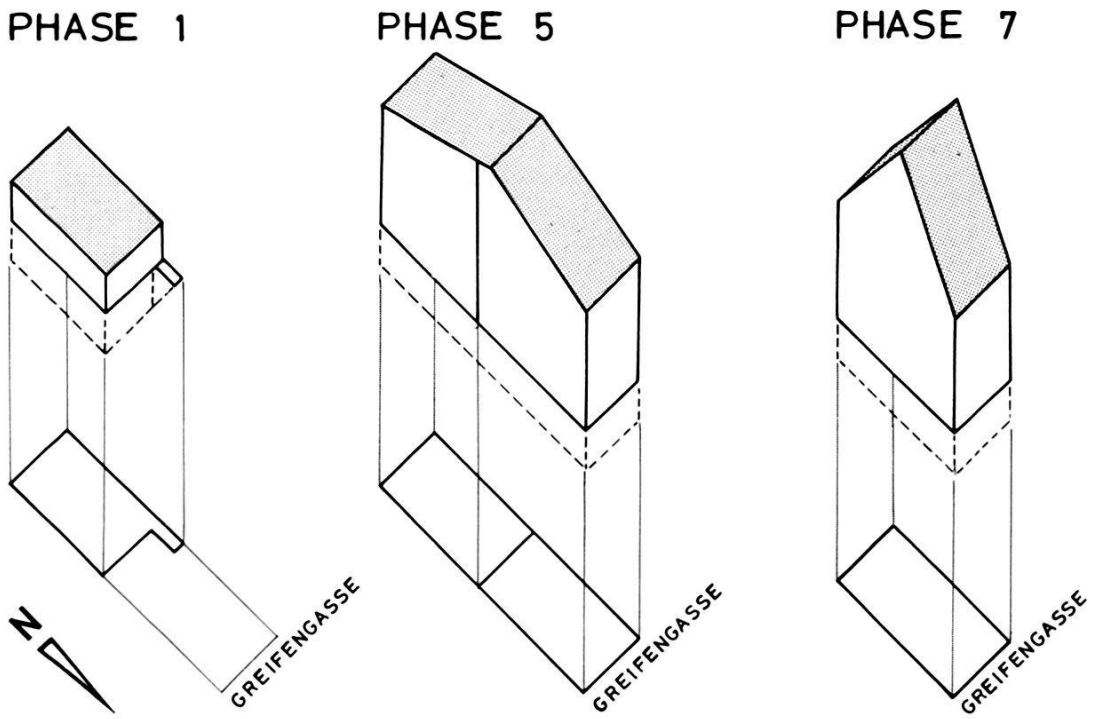


Abb. 7. Greifengasse 34, 1985/4. Schematische Rekonstruktion der Bauphasen 1, 5 und 7. – Umzeichnung: Ch. Bing nach Vorlage T. Karrer.

Teile der Keller- und Erdgeschossmauern sowie die gemauerte Wange eines äusseren Kellerabgangs an der Nordwestecke. Das Haus war also unterkellert. An der Oberkante der längeren Ost- und Westmauern fanden sich die originalen Balkenlöcher der EG-Decke. Das Mauerwerk endete in einer horizontalen Linie an der Oberkante der Balken. Möglicherweise stand darauf ein Obergeschoss aus Holz oder Fachwerk. Die Mauern waren aus Kieselwacken, Bruchsteinen (keine Backsteine) und grau-bräunlichem grobem Mörtel gebaut. Dieser Bau stammt aus dem 13. oder frühen 14. Jh., auf jeden Fall aus der Zeit vor dem Basler Erdbeben von 1356.

Phase 5: Unter Verwendung einer bereits früher vom Nachbarn ostseits erstellten Brandmauer wird auf Parzelle 34 ein den Kernbau bis zur Strasse erweiterndes Haus mit Keller und drei Geschossen erbaut. Das Satteldach ist auf Grund der grossen Tiefe nur um etwa 30° geneigt.

Phase 7: Die Gebäudetiefe wird auf die strassenseitige Hälfte reduziert, der Kernbaubereich wird Hof. Für dieses ebenfalls dreigeschossige Haus wird die westliche Brandmauer fast vollständig neu erbaut, der Keller etwas vertieft und der 1985 noch erhaltene ursprüngliche Dachstuhl, ein Pfettensparrendach mit liegenden Streben, erstellt. Da die Geschossdecken und Zwischenwände aus Fachwerk ebenfalls vorhanden waren, konnte die Inneneinteilung dieses

Hauses erfasst werden. Es datiert nach drei aufgefundenen Inschriften von 1596/97. Das Haus war mit geradläufigen Treppen ausgestattet, die Wände waren mit Dekorationsmalerei (Ranken und Girlanden) verziert[56].

Zum Haus gehörte eine Laube an der Westseite des Hofes. Später wurde dieser Bau mit einer Wendeltreppe aus Holz und, vor 1800, mit einer neuen Strassenfassade versehen. *D.R.*

Die archäologischen Sondierungen:

In der Greifengasse 34 wurden insgesamt sieben Sondierschnitte angelegt (Abb. 6). Stellenweise war der Boden stark gestört (SS II und IV) oder konnte wegen Einsturzgefahr nicht bis zur erforderlichen Tiefe ausgegraben werden (SS III). Weil das Haus zum Teil noch bewohnt war, waren wir in der Standortwahl der Sondierschnitte etwas eingeschränkt. Erst die Schnitte VI und VII erbrachten Ergebnisse, welche die Hypothese der Denkmalpflege zwingend stützten. Ein zusätzlicher Schnitt im Garten (SS V) ergab Aufschlüsse zur Topographie und zum natürlichen Untergrund. Sondierschnitt VII im Innern des Hinterhauses konnte dank stützender Seitenmauern immerhin 3 m abgetieft werden, der natürliche Boden wurde jedoch nicht erreicht. Damit war erwiesen, dass im Kernbaubereich ein Keller verfüllt worden war. Ein ausgebrochener Mauerklotz in der Profilwand sowie mörtelhaltiger Schutt einer Mauerplünderung bestätigten dies[57]. Die ausgebrochene Südmauer des Kernbaus konnte schliesslich in Sondierschnitt VI nachgewiesen werden[58].

Es steht somit fest, dass im Bereich des Hinterhauses und Hinterhofes Greifengasse 34 ein *Kernbau* gestanden hat (Abb. 7: Phase 1). Dieser Kernbau war unterkellert. Später ist der Keller wieder aufgegeben und verfüllt worden. Das dürfte im Zusammenhang mit dem Abgang des Kernbaus gestanden haben (Phase 7 nach Denkmalpflege). Das Einfüllmaterial besteht weitgehend aus mehr oder weniger kiesigem Schwemmsand. Bemerkenswert ist eine grosse Menge von Eisenschlacken. – Über die Entstehungszeit des Kellers kann von archäologischer Seite nichts ausgesagt werden. Eine Anzahl von Funden aus der Kellereinfüllung erlauben es jedoch, den Abbruch des Kellers bzw. seine Verfüllung zu datieren. Einige gelb und schwarz glasierte Scherben von Schüsseln und Grapen sowie Fragmente einer modelgepressten Blattkachel mit flachem Relief (Rankenmuster)

[56] Teile der Malerei wurden von Restaurator G. Mahrer unter Leitung von P. Denfeld abgenommen und sind bei der Denkmalpflege eingelagert.

[57] Dokumentation: Profilzeichnung P 4. Erreichte Unterkante des Sondierschnittes VII: 250,60 m ü.M.

[58] Dokumentation: Foto 13.

ergeben das 17. Jh. als Datum für die Auflassung des Kellers[59]. Wie dieses von den Resultaten der Denkmalpflege abweichende Datum zu interpretieren ist, bleibt vorerst noch offen. Vielleicht wurde der Keller nach Abbruch des Kernbaus noch einige Zeit weiterbenutzt.

An weiteren Befunden ist noch ein *Sodbrunnen* zu nennen, der unter der Fassadenmauer des Hinterhauses im Bereich von SS II lag – ein Hinweis darauf, dass das Erdgeschoss ursprünglich laubenartig offen gestanden hat[60]. Schliesslich legt eine stattliche Zahl von *Medizinalfläschchen* Zeugnis von unserer noch wenig umweltbewussten jüngeren Vergangenheit ab. Diese Funde stammen aus einem Abwasserschacht im Bereich von SS IV und erinnern an die hier von 1865 bis 1908 ansässige Greifenapotheke[61].

In einem nicht unterkellerten Teil des Hauses *Greifengasse 38* wurde noch ein weiterer Schnitt angelegt (SS VIII). Hier stand der natürliche Schwemmsand bis fast unter Strassenniveau an, so dass sich weitere Ausgrabungen erübrigten. Die strassennahen und «kernbauverdächtigen» Partien der Häuser Greifengasse 36–40 und Rebgasse 4–8 waren durchwegs unterkellert. Deshalb waren dort leider keine archäologischen Befunde mehr vorhanden. *Ch.Ph. M.*

Leonhardsgraben 57/Heuberg 40, 1985/14: Anlässlich von Umbauarbeiten im Haus Heuberg 40 wurde ein weiteres Teilstück der älteren Burkhardschen Stadtmauer angeschnitten[62]. Die Situation auf Abb. 8 zeigt, dass das freigelegte Mauerstück MR 2 auf derselben Flucht liegt wie die Kellermauer MR 1 in der Nachbarliegenschaft, Haus Nr. 42.

Vor zwei Jahren wurde bereits erwogen, «ob die als Mauer 1 bezeichnete Längsmauer möglicherweise den Verlauf der Burkhardschen Stadtmauer signalisiere»[63], eine Vermutung, die heute, gestützt auf den Befund am Heuberg 40, bestätigt werden darf.

[59] Funde aus dem untersten Einfüllschutt aus SS VII in einer Tiefe von 250,60 bis 252,00 m ü.M. (bzw. -3,40 bis -2,00 m ab Gehniveau), FK 14126, 1985/4.86-103 und aus SS III in einer Tiefe von 252,30 bis 252,90 m ü.M. (bzw. -1,80 bis -1,20 m ab Gehniveau), FK 14697, 1985/4.19-21. Das Blattkachelfragment entspricht ungefähr einem Kacheltyp aus dem Elsass: Minne J.-P., La céramique de poèle de l'Alsace médiévale, Strasbourg 1977, 121 ff. («carreau au sablier», modelgepresste Blattkachel mit sanduhrförmigem Dekor).

[60] Der Sod wurde in SS II zur Hälfte angeschnitten. Er liegt im Einfüllschutt des Kernbaukellers.

[61] Medizinalfläschchen: FK 14699, Inv.-Nrn. 1985/4.26-50. Zur Greifenapotheke vgl. Meier E.A., Basel in der guten alten Zeit, Basel 1980, 157. Einige der Medizinalfläschlein wurden dem Schweizerischen Pharmazie-Historischen Museum in Basel übergeben.

[62] Sachbearbeiter: P. Lavicka. Zusammenfassender Bericht zur Burkhardschen Stadtmauer in BZ 83, 1983, 353 ff. Vgl. auch d'Aujourd'hui R., Zur hochmittelalterlichen Stadtbefestigung von Basel – Von der Burkhardschen Stadtmauer zum Inneren Mauerring, AS 8, 1985, 2, 101 ff.

[63] Heuberg 42/Leonhardsgraben 59, 1983/37, BZ 84, 1984, 267 ff. und Abb. 9. In derselben Liegenschaft wurden bereits 1980 Untersuchungen im Zusammenhang mit der Inneren Stadtmauer durchgeführt, vgl. BZ 81, 1981, 209 ff., Abb. 11.

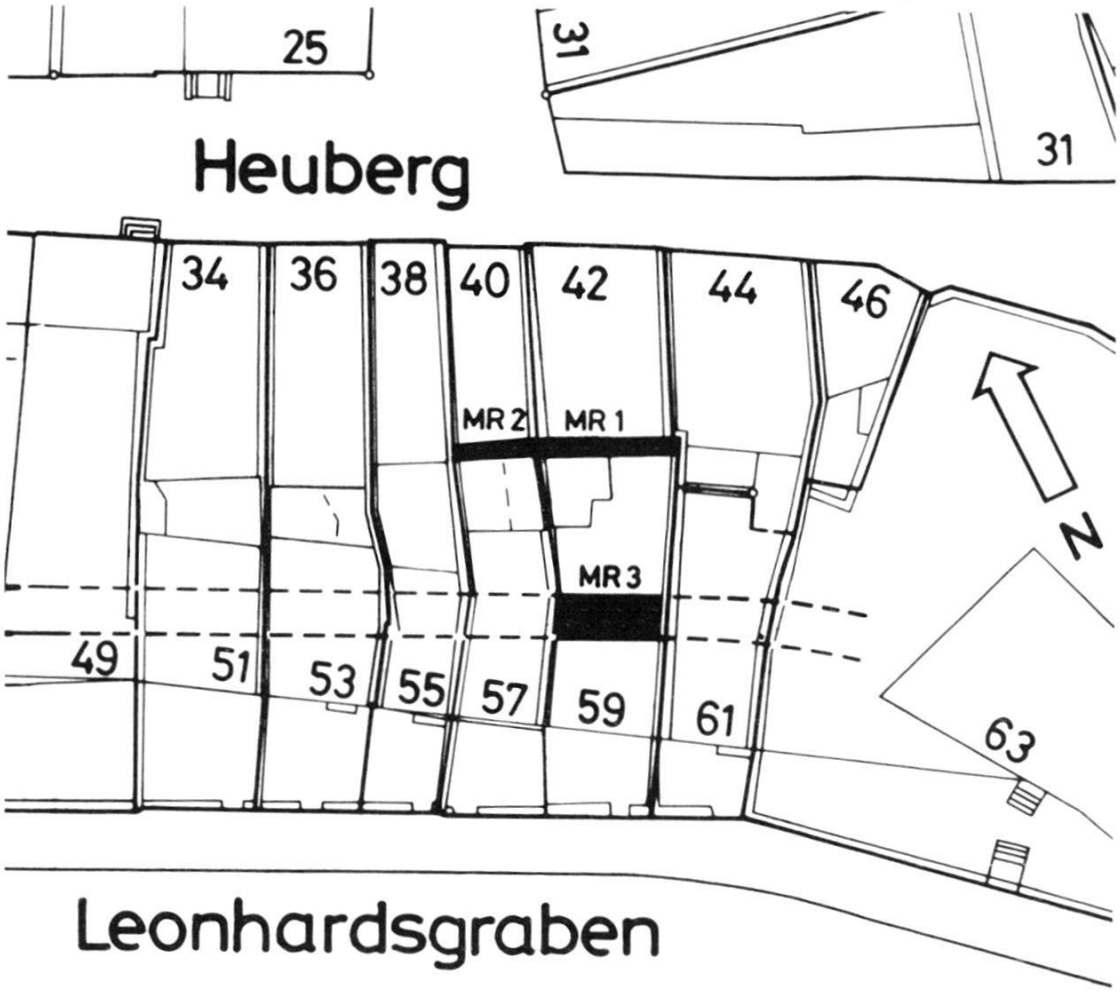


Abb. 8. Leonhardsgraben 57/Heuberg 40, 1985/14. Situationsplan. – Zeichnung: E. Albrecht. – Massstab 1:500.

Da der Boden in Haus Nr. 40 nur geringfügig abgesenkt wurde, konnte die Mauer lediglich im Bereich der Abbruchkrone freigelegt werden. Mauerstärke (90 cm), Mauertechnik und das Verhältnis zu den seitlich anschliessenden Brandmauern kennzeichnen Mauer 2 jedoch eindeutig als weiteres Teilstück des älteren Mauerrings.

In der Aufschüttungsschicht unter dem Boden kamen Scherben eines Dreibeintopfes und menschliche Skelettreste zum Vorschein; Funde, die in keinem Zusammenhang zur ältesten Stadtmauer stehen[64]. *RdA*

Münsterberg 2 (A), 1985/26: In der Freien Strasse wurden neue Gas- und Wasserleitungen verlegt[65]. Im Teilstück bei der Abzweigung zum Münsterberg kam neben dem Dreizackbrunnen ein *gewaltiges*

[64] FK 15427, Inv.-Nr. 1983/37.1.

[65] Dem Ingenieurbüro R. Fuhrer verdanken wir die Planunterlagen und dem Polier C. Vidale vom Baugeschäft B. Mazotti die rasche Meldung des Fundamentklotzes; allen Beteiligten sei herzlich für ihr Verständnis gedankt. Vgl. auch Freie Strasse 105 (A), 1985/21, in diesem Jahresbericht.

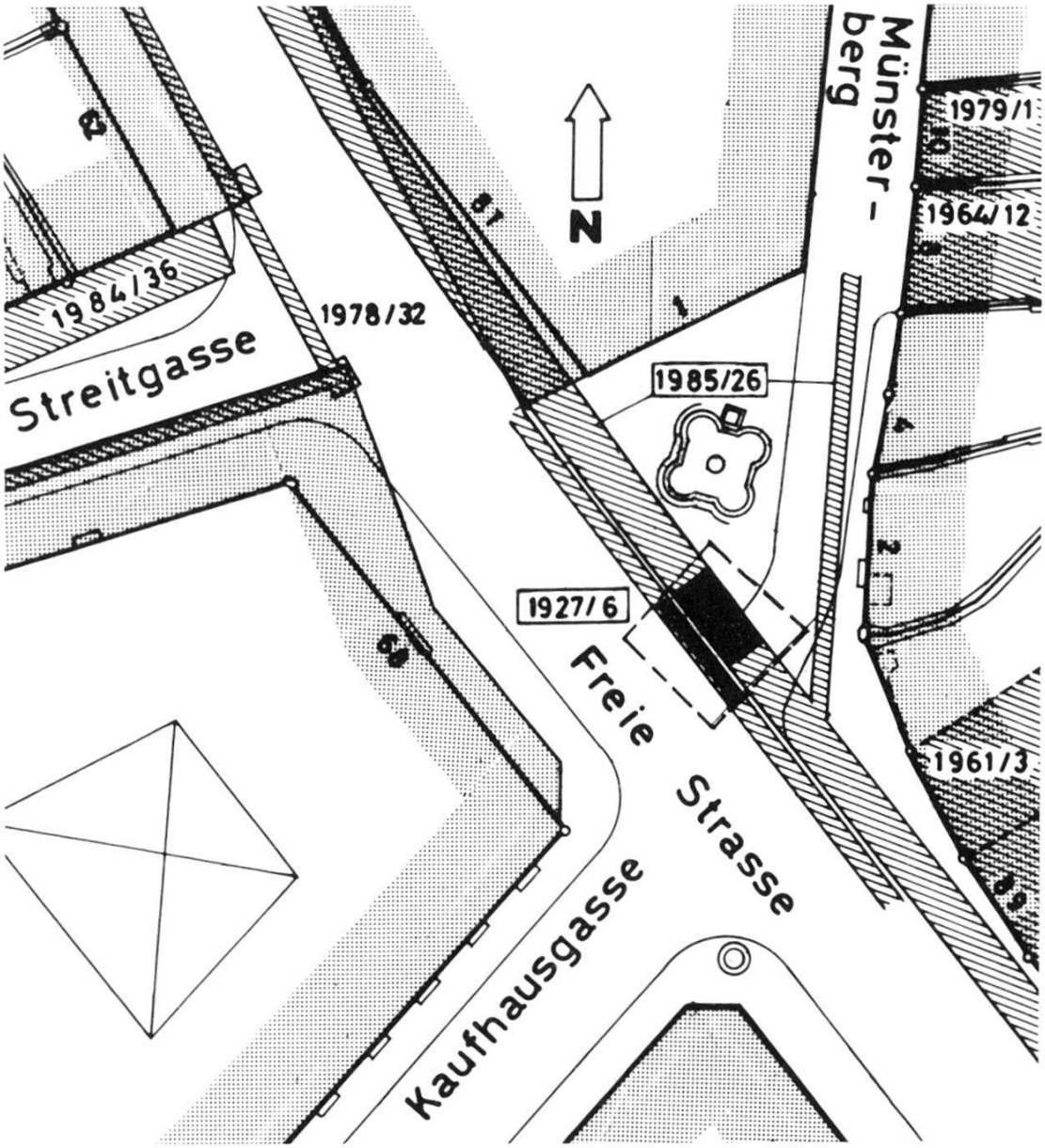


Abb. 9. Münsterberg 2 (A), 1985/26. Situationsplan. – Zeichnung: Ch. Bing. – Massstab 1:500.

Mauerfundament zum Vorschein. Es nahm die ganze Grabenbreite von 2 m über eine Länge von rund 5 m ein (Abb. 9). Die originale Mauerflucht war wegen Störungen durch Leitungen weder im Norden noch im Süden erhalten. Das Fundament steht knapp unter dem Trottoir an und ist in einer Tiefe von 1,80 m immer noch vorhanden. Es handelt sich um Gussmauerwerk aus einem äusserst harten weissen Mörtel von Betonqualität mit Kalkbruchsteinen, Kieselwacken und ganz vereinzelten Backsteinbrocken. Funde kamen keine zum Vorschein. Ein Fundament von so mächtigen Ausmassen kann fast nur zu einem Wehrbau gehören. Die Liegenschaft Münsterberg 3

trägt seit dem 15. Jh. den Namen «Zum Roten Türmlein»[66]. Dies darf als Hinweis für das Vorhandensein eines Turmes im Hause selbst oder in der näheren Umgebung betrachtet werden. In diesem Sinne möchten wir den Befund als Fundament eines *Adelsturmes* deuten.

Weitere Nachforschungen im Staatsarchiv haben ergeben, dass dasselbe Fundament bereits 1927 beim Bau einer Rohrpostleitung durchschnitten worden ist[67]. Damals konnten die Ausmasse wie folgt bestimmt werden: Länge 6,4 m, Breite 0,8 m. Dank diesem alten Befund dürfte die Deutung als Turmfundament gesichert sein, erhalten wir doch jetzt für diese Fundamentplatte Ausmasse von mindestens 6 m auf 3 m. Allerdings müssen die genauen Ausmasse und die Orientierung dieses wohl quadratisch zu ergänzenden Turmes offen bleiben. Weil der Name «Rotes Türmlein» als zum Münsterberg gehörend aufgeführt wird, haben wir es in der Rekonstruktion etwas von der Achse der Freien Strasse abgedreht und der Flucht des Münsterberges angeglichen. Vielleicht kann diese Arbeitshypothese bei zukünftigen Leitungsgrabungen gelegentlich überprüft werden.

Die für Altstadtverhältnisse breite, fast platzartige Strassenverzweigung mit dem Brunnen wird durch die Entdeckung eines Adelsturmes verständlicher. Der auf Abb. 9 eingetragene Verlauf der alten Häuserfluchten nach dem Falknerplan (1871) zeigt das Ausweichen der Baulinien im Bereich des Hauses Freie Strasse 68 deutlich. Die Verzweigung war früher kaum schmaler als heute. Zu welchem Zeitpunkt der Turm geschleift worden ist, ist nicht überliefert; es wird im ausgehenden Mittelalter, spätestens jedoch im 16. Jh. gewesen sein, denn auf dem Merianplan (1615) erscheint er nicht mehr.

Christoph Ph. Matt

Petersgraben 52 (A), 1985/30: Vor dem Nebeneingang des Kollegiengebäudes der Universität wurde für eine elektrische Leitung ein 0,60 m tiefer und 1 m breiter Graben quer über den Petersgraben ausgehoben (Abb. 10, 1985/30). Dabei wurde knapp unter dem Strassenbelag ein Nord-Süd verlaufender Mauerzug A angeschnitten, offensichtlich die ehemalige *Kontermauer des Stadtgrabens.* Wegen der Dringlichkeit der Bauarbeiten auf offener Strasse konnte dieser Befund bloss eingemessen werden. Die Mauerdicke betrug nur 0,60 m. Östlich dieser Kontereskarpe waren die Auffüllschichten des Stadtgrabens zu erkennen. Auch westlich der Mauer wurden lediglich Aufschüttungen, jedoch kein zeitgenössisches Strassenniveau beobachtet.

[66] Angaben aus dem historischen Grundbuch (Staatsarchiv Basel-Stadt). Vgl. auch Meier E.A., Verträumtes Basel, Basel 1974, 86.

[67] Münsterberg 2 (A)/Freie Strasse, 1927/6. Staatsarchiv Basel: Akten PA 88 H 2a, 1917 ff. 49 f.

Die Grabenbreite misst an dieser Stelle 14,60 m; diese Distanz kann aufgrund der im Rosshofareal freigelegten Stadtmauer errechnet werden[68]. Dort konnte auch beobachtet werden, dass die Innere Stadtmauer B (Abb. 10) um 1200 an der Stelle der Vorgängermauer des Bischofs Burkhard (um 1100) errichtet worden ist.

Von den drei *halbrunden Mauertürmen C* steht nur noch der nördlichste. Die Standorte der übrigen konnten anhand alter Pläne rekonstruiert werden. Sie dienten im 18./19. Jh. als Gartenpavillons[69].

Ältere Befunde zum Graben und zur Vorstadt: Der Petersgraben ist in diesem Bereich nahe beim Spalenschwibbogen bereits recht früh zugeschüttet worden, wohl zwischen 1780 und 1800[70]. Die Entdeckung der Kontermauer bot Anlass, alle weiteren, auch älteren Fundstellen auf Abb. 10 zusammenzustellen. Bereits 1969 wurde für die Fernheizung ein Schnitt durch den Petersgraben angelegt[71]. Dabei wurde die Stadtmauer B durchschlagen und vor der ehemaligen Gewerbeschule eine Mauer E geschnitten, die – wie man heute weiss – nicht die Kontermauer war, sondern das Fassadenfundament des alten *Kornhauses.* Die Kontermauer wurde zwar nicht beobachtet, ist aber in Analogie zum Befund A an der eingezeichneten Stelle anzunehmen. Im Bereich der alten Gewerbeschule und des Kollegiengebäudes standen bis ins 19. Jh. bzw. bis in die dreissiger Jahre dieses Jahrhunderts das alte Kornhaus und das Zeughaus (auf Abb. 10 gerastert eingetragen), welche ihrerseits ins Gebiet des mittelalterlichen *Judenfriedhofes* zu liegen kamen (Abb. 10: 1937/6). Grabsteine dieses Friedhofes wurden zuhauf als Deckplatten für die Kontermauer rings um den Inneren Stadtgraben verwendet[72]. Bei den im vorliegenden Bericht erwähnten Fundstellen kamen allerdings keine Grabsteinfragmente zum Vorschein. Die verlagerten Skelettreste unmittelbar hinter dem Kornhausfundament E (Abb. 10: 1971/18) stammen wohl eher vom Friedhof des *Klosters Gnadenthal* als vom Judenfriedhof. Dieses Kloster stand bis 1573 an der Stelle des späteren Kornhauses[73].

[68] Matt Ch., Ein Überblick über die mittelalterliche Besiedlung am Rande der Inneren Stadtmauer, BZ 85, 1985, 315 ff. – Im September 1986 wurde beim Bau einer neuen Kanalisationsleitung die Kontermauer erneut angeschnitten. Die Grabenbreite konnte hier mit rund 13,5–14,0 m bestimmt werden. Fundstelle: Rosshofgasse 7 (A), 1986/24 (vgl. nächster Jahresbericht in BZ 87, 1987).

[69] Fundstellen Petersgraben 43/45, 1891/1, und Petersgraben 49, 1900/2. Dokumentation im Staatsarchiv Basel: PA 88, H 2a 1917,54 und 1900,12 sowie die in Anm. 70 aufgeführten Pläne.

[70] Eine kolorierte Federzeichnung von L. Stähelin, 1780, zeigt den noch nicht zugeschütteten Petersgraben mit den 3 halbrunden Türmen (Staatsarchiv Basel: Planarchiv B 3, 7). Eine anonyme Federzeichnung stellt den Graben bereits bis zur Liegenschaft Petersgraben 41 zugeschüttet dar (Planarchiv B 3, 9), ebenfalls der Plan von S. Ryhiner von 1784 (Planarchiv H 1, 16), abgebildet in KDM Basel-Stadt, Bd. 1, 132/133, Basel 1971[2].

[71] Petersgraben 52 (A), 1969/15, BZ 70, 1970, 243 f.

[72] Zu den jüdischen Grabsteinfunden vgl. zuletzt Guth-Dreyfuss K., Neue Grabsteinfunde vom mittelalterlichen Judenfriedhof in Basel, BZ 85, 1985, 330 ff.

[73] Petersgraben 52 (A), 1971/18, BZ 72, 1972, 368. Um eine Baukatastrophe aus der Errichtungszeit der Gegenmauer wird es sich kaum handeln.

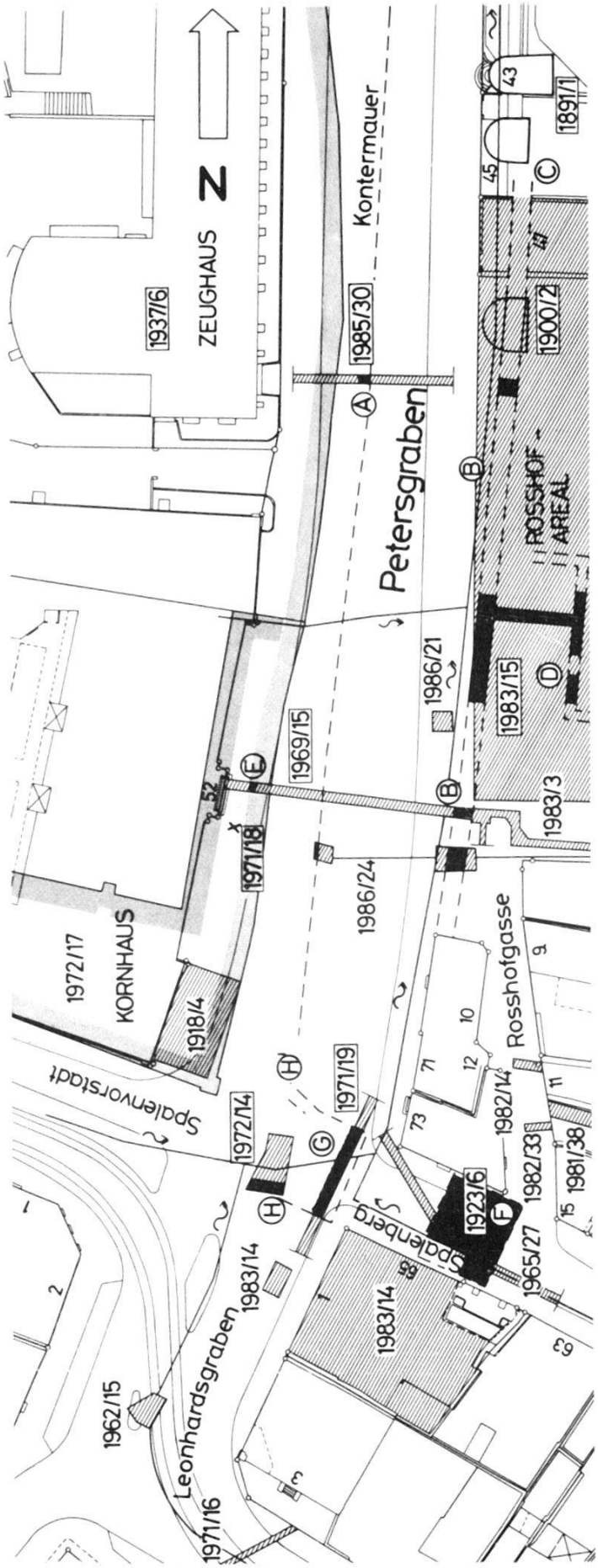


Abb. 10. Übersichtsplan über die archäologischen Fundstellen am Petersgraben (Stand: Sommer 1986). Die Laufnummern der im Text erwähnten Fundstellen sind eingerahmt. Die alte Überbauung westlich des Petersgrabens (Kornhaus, Zeughaus) ist gerastert dargestellt. Eine Wellenlinie bezeichnet das Dolensystem aus dem 19. Jahrhundert. – Zeichnung: Ch. Bing. – Massstab 1:1000.

Legende:

A Kontermauer zum Stadtgraben
B Innere Stadtmauer (um 1200)
C Halbrundtürme zur Stadtmauer B
D Hofmauern im Rosshofareal
E Fassadenfundament des Kornhauses
F Spalenschwibbogen, abgebrochen 1838
G Mauer des Brückenkopfes
H Seitliche Wange des Brückenkopfes
H' wie H (vermutet)

Beobachtungen zum Spalenschwibbogen und zur Brücke (Abb. 10: F, H): Die spätmittelalterliche bzw. frühneuzeitliche Geländesituation beim Spalenschwibbogen ist auf dem Merianplan (1615) einigermassen ersichtlich. Das Tor F liegt merkwürdig zurückversetzt hinter der Stadtmauer B. Möglicherweise hängt diese Plazierung mit dem Verlauf der Burkhardschen Stadtmauer am Leonhardsgraben zusammen, wo diese älteste Stadtmauer zwischen Leonhardskirche und Lyss einige Meter hinter der Inneren Stadtmauer verläuft[74]. Vielleicht markiert die Lage des Spalenschwibbogens den Verlauf der Burkhardschen Mauer an der Ecke Leonhardsgraben/Petersgraben. Dort biegt die ältere Stadtmauer wahrscheinlich vor der jüngeren nach Norden um und mündet – möglicherweise parallel zur Rosshofgasse – in die jüngere Stadtmauer[75].

Schon für die Burkhardsche Mauer ist im Bereich des Spalenschwibbogens ein *Stadttor* anzunehmen. Leider wissen wir nichts davon, und auch vom 1838 abgebrochenen Spalenschwibbogen besitzen wir nur einige zeitgenössische Abbildungen. Seine Fundamente F wurden 1923 eingemessen, was uns die genaue Lokalisierung des Tores erlaubt[76]. Die Fundamentplatte wurde über eine Länge von 8,80 m und in einer Tiefe von 0,30–1,50 m unter Strassenniveau beobachtet. Offensichtlich wurde sie vom Dolensystem des 19. Jh. durchschlagen[77]. Die Tordurchfahrt über den Petersgraben in Richtung Spalenvorstadt führte anfänglich wohl über eine Zugbrücke und später, nach dem Bau der Äusseren Stadtmauer, über eine feste *Brücke aus Stein,* wie sie auf dem Merianplan (1615) festgehalten ist. Die Mauer G liegt anscheinend mitten im Graben, wenn man das Verhältnis von Mauer G zum Tor und zum mutmasslichen Verlauf der Kontermauer berücksichtigt[78]. Entweder handelt es sich um ein Brückenjoch, das auf dem Merianplan nicht ersichtlich ist, oder dann um die Mauer eines Brückenkopfes. Im ersten Fall dürfte die Mauer G zusammen mit dem Schwibbogen um 1200 errichtet

[74] Dazu zuletzt d'Aujourd'hui R., Zur hochmittelalterlichen Stadtbefestigung von Basel, AS 8, 1985, 2, 101 ff. (mit älterer Literatur).

[75] Leider kamen in der Liegenschaft Spalenberg 65/Leonhardsgraben 1, 1983/14, diesbezüglich keine Befunde zum Vorschein, vgl. BZ 84, 1984, 294 ff. Dagegen scheinen in dem in Anm. 68 erwähnten neuen Kanalisationsleitungsgraben Indizien für diese Annahme zum Vorschein gekommen zu sein. Die Fundstelle wird im nächsten Jahresbericht behandelt.

[76] Spalenschwibbogen: Spalenberg 65 (A), 1923/6. Akten Staatsarchiv Basel: PA 88, H 2a 1917 ff., 38/39 und KDM Basel-Stadt Bd. 1 (Anm. 70), 145 ff. und 222 ff. Für die S. 222 erwähnten «unterirdischen Gänge» dürften die phantasievollen Erklärungen kaum zutreffen, die dort nachzulesen sind. Es handelt sich dabei vielmehr um Agden oder Dolen, um ein Kloakensystem des 19. Jahrhunderts, dessen Verlauf auf Abb. 10 eingetragen ist. Diese Dolen wurden auch in den Fundstellen 1971/16, 1962/15, 1972/14 und 1965/27 sowie an weiter nördlich liegenden Stellen angetroffen (vgl. BZ 83, 1983, 271 ff.).

[77] Bei der EW-Leitungsgrabung Spalenberg 65 (A), 1965/27, wurde lediglich diese Dole beobachtet. Anscheinend waren die Torfundamente nicht auszumachen.

[78] Petersgraben 73 (A), 1971/19, BZ 72, 1972, 369.

worden sein, im zweiten Fall in der Zeit zwischen 1615 (Merianplan) und 1784 (Plan von S. Ryhiner)[79] – am ehesten noch im 17. Jh.

Nur mit dieser zweiten Version lässt sich auch das Mauerfragment H, zu dem eine symmetrische Ergänzung H' zu postulieren ist, sinnvoll erklären[80]. Dieser Brückenkopf ergibt sich auch aus dem Distanzverhältnis dieser Mauern zum Tor und zur Kontermauer, auch wenn er auf dem Merianplan kaum ersichtlich ist. – Unmittelbar südlich der Brücke führte auch die Wasserleitung des Spalenwerks über den Graben in die Innerstadt. Die dazu erforderlichen baulichen Einrichtungen sind nicht im Detail bekannt[81].

Kurz vor 1784 wurde der Petersgraben im Bereich des Schwibbogens aufgefüllt. Damit wurde die alte Brückensituation beseitigt und mangels zeitgenössischer Pläne oder Abbildungen für uns zum unbekannten Neuland. – Die Frage nach dem Wachstum und der Entwicklung der Vorstädte, insbesondere nach der Ummauerung derselben und damit nach dem zeitlichen Verhältnis zwischen der Inneren und Äusseren Stadtmauer, wurde in den letzten Jahresberichten in verschiedenen Zusammenhängen aufgegriffen. In diesen Fragenkomplex über die Allmend im Umkreis der Stadtbefestigungen gehört auch die Frage nach der Entstehung der Kontermauern der Inneren Stadtmauer[82]. Zukünftige Leitungsgrabungen könnten in diesem Zusammenhang weitere Aufschlüsse liefern.

Christoph Ph. Matt

Rheingasse 8, 1984/5: Im Zusammenhang mit Renovationsarbeiten im Hotel Hecht wurden auch neue Kellerräume ausgehoben. Dabei kamen Mauerreste zu Tage, die verschiedenen Bauten, unter anderem dem Gesellschaftshaus zur Hären, zugeordnet werden können. Da der grösste Teil des neu erschlossenen Kellergeschosses früher bereits unterkellert und im 19. Jh. aufgeschüttet worden war, beschränkten wir uns auf eine Kontrolle der baumässig erfolgten Aushubarbeiten und auf die Dokumentation der Befunde[83].

Grabungsbefunde[84]: Die Situation ist in Abb. 11 dargestellt. In der ersten Etappe erfolgten die Aushubarbeiten im Sektor I. Nachdem die

[79] Plan von Ryhiner: vgl. Anm. 70. – Der Brunnenplan des Spalenwerks (um 1500) zeigt beim Spalenschwibbogen nur einen Brückenbogen (Staatsarchiv Basel: Brunn-Acten A 6).

[80] Petersgraben 73 (A), 1972/14, BZ 73, 1973, 229.

[81] Ein Strang dieser Teuchelleitung konnte auch im Rosshofareal nachgewiesen werden (vgl. Anm. 68). – Laut dem in Anm. 79 erwähnten Brunnenplan führte die Leitung anscheinend offen über die Steinbrücke oder über einen eigenen Steg über den Graben.

[82] St. Johanns-Tor: BZ 85, 1985, 323 ff., St. Albantal: BZ 85, 1985, 255 ff., St. Albantor: im vorliegenden Jahresbericht.

[83] Den Herren M. Hüttenmoser, Bauherr, und G. Röss, Architekt, sei für die gute Zusammenarbeit herzlich gedankt. Sachbearbeiter: Ch. Bing für die 1. Etappe, Ch. Matt für die 2. Etappe.

[84] Im vorliegenden Vorbericht wird nur eine Auswahl der Dokumentation vorgelegt. Eine umfassende Publikation über Brückenkopf und Rheinmauer ist vorgesehen (Materialhefte zur Archäologie in Basel).

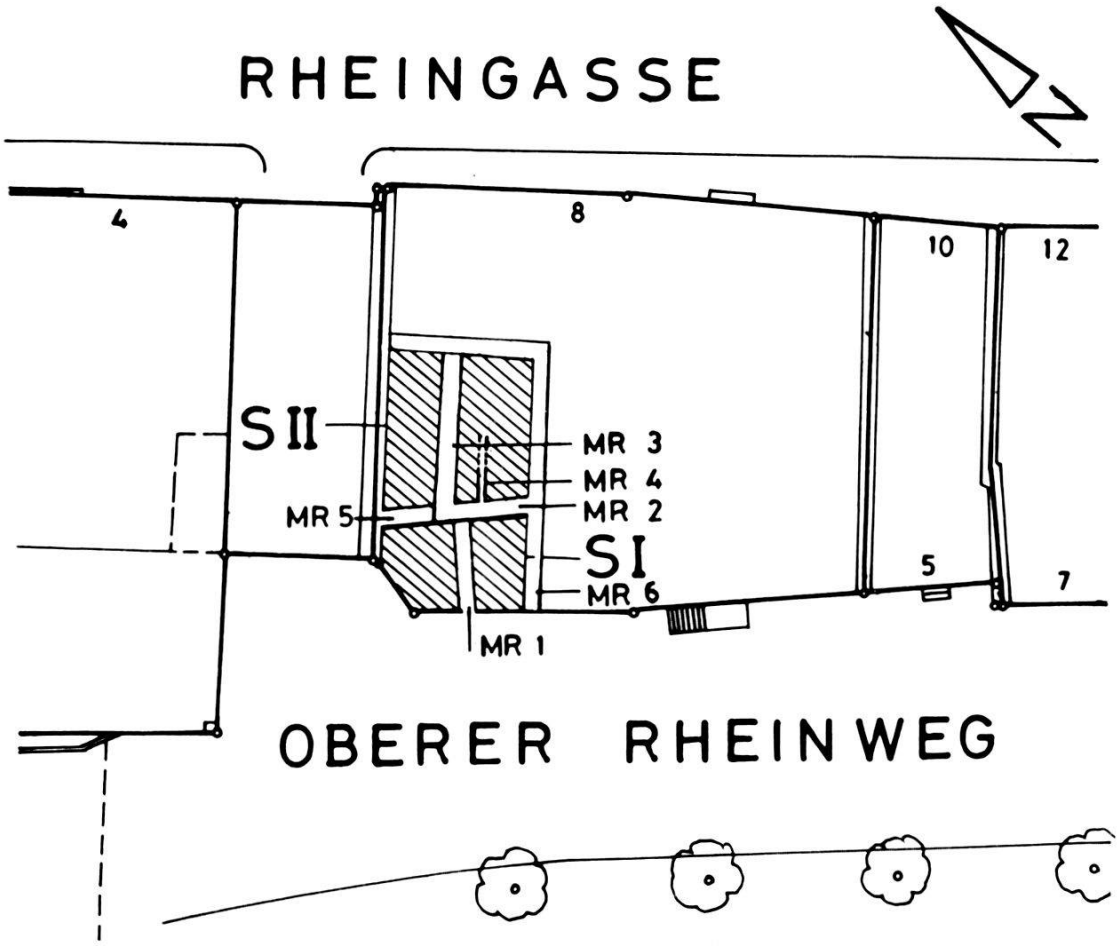


Abb. 11. Rheingasse 8, 1984/5. Situationsplan. – Zeichnung: Ch. Bing. – Massstab 1:500.

Bauarbeiten in diesem Teil aus Gründen der Sicherheit eingestellt werden mussten, wurden die freiliegenden Mauerteile dokumentiert. Dominant war eine aus groben Sandsteinquadern gefügte Mauerecke (Abb. 11, MR 2/3 und Abb. 12).

In der zweiten Aushubetappe konnte in Sektor II die Fortsetzung der Mauer 2, hier als Mauer 3 bezeichnet, festgestellt werden (vgl. Abb. 12).

Die Mauer MR 3 kann im Bereich von P 9 durch Fuge I in eine untere (MR 3b) und eine obere Zone (MR 3a) gegliedert werden (Abb. 12). Die untere Zone, ein kleinquadriges Mauerwerk, besteht aus Kalksteinquadern, vereinzelten Sandsteinen und Kieselwacken. In der oberen Zone überwiegen grosse Kalksteinquader, im Eckbereich mächtige Sandsteinquader.

Der Schnitt durch Mauer MR 2 (Abb. 12, P 5) zeigt eine frontseitige Schale aus Kalk- und Sandsteinquadern, die den Kern, Kieselwacken und Bruchsteine im Mörtelguss, einfasst. Die Mauerstärke beträgt im Bereich von P 5 einen Meter. An Mauer 3 angelehnt stand ein länglicher Sandsteinklotz. Der Stein war nicht mehr in situ. Es

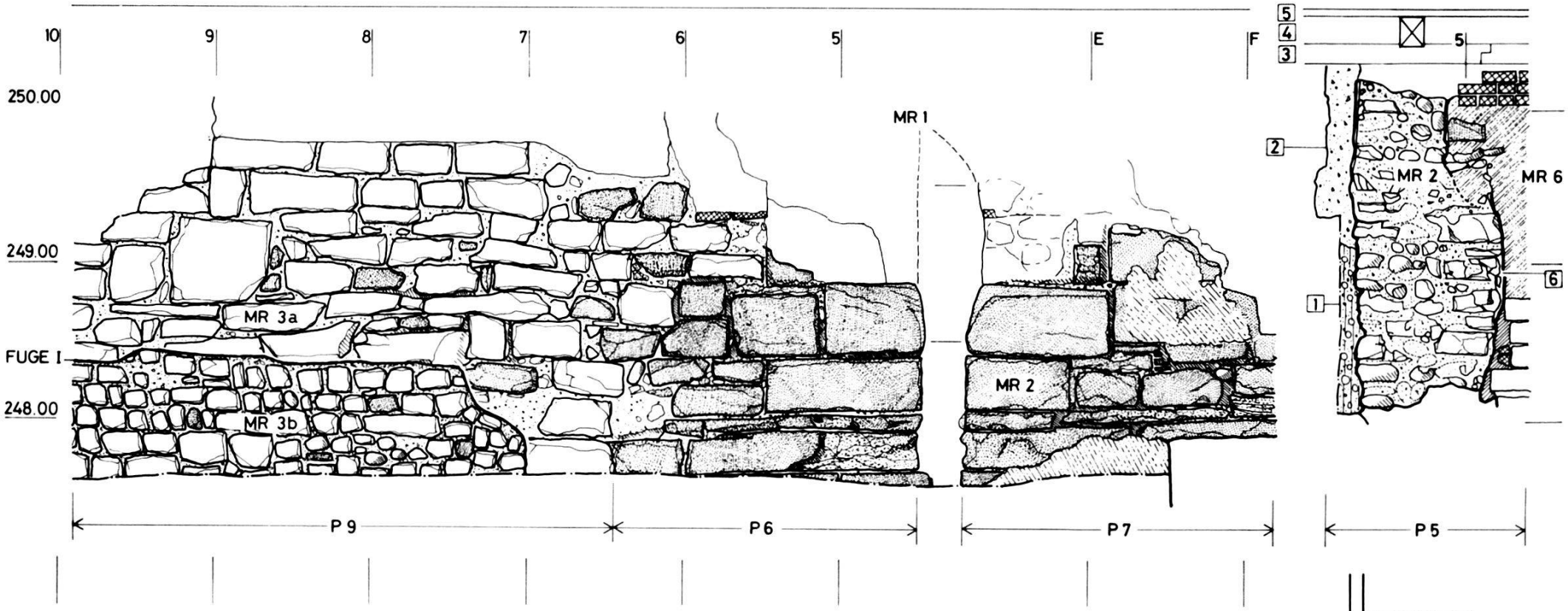
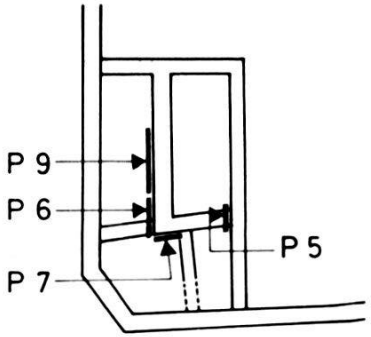


Abb. 12. Rheingasse 8, 1984/5. Profile P 5, P 6, P 7, P 9. – Zeichnung: Ch. Bing. – Massstab 1:50.



Profilbeschreibung:

Schichten:
1 Lehmiger Kies, braun, mit Ziegelfragmenten, Knochen und Mörtelresten
2 Lockerer Bauschutt, sandig
3 Pfette
4 Deckenbalken
5 Decke
6 Feine, mehrschichtige Verputze

Mauern:
MR 1 Neuzeitliches Mauerwerk mit Gewölbeansatz. Kalkbruchsteine von unterschiedlicher Grösse, Ziegel. Weiss-grauer, grobgemagerter Mörtel, hart.
MR 2 Im Schnitt (P 5) Kern aus Bruchstein-Kieselwacken. Schale aus Kalk- und Sandsteinquadern (P 7). Mörtel grau-weiss, aus grob granuliertem Sand, sehr hart, teilweise Schmutzfugen im Mauerwerk mit Feinsand/Lehm ausgefüllt. Bildet mit MR 3 eine Ecke.
MR 3 Bildet mit MR 2 eine Ecke. In P 9 Gliederung in 2 Phasen.
MR 3a Entspricht im Habitus MR 2: massive Kalk- und Sandsteinquader. Ecke ausschliesslich mit Sandsteinquadern gemauert.
MR 3b Kleinquadriges Mauerwerk mit vorwiegend Kalksteinen, wenig Sandsteinquadern und Wacken. Zone 3b springt leicht vor. Mörtel ähnlich wie 3a, hell-beige.
MR 6 Neuzeitliche Trennmauer

Fuge I teilt MR 3 in die Zonen 3a und 3b.

dürfte sich dabei um einen sogenanten Poller, einen Pflock zur Vertäuung von Schiffen, handeln[85].

Die Mauern MR 1 und MR 5 (Abb. 11 und 12) wurden in der Neuzeit an die Mauerecke angebaut. Mauer 1 ging in ein Tonnengewölbe über (Abb. 12, P 7)[86]. Mauer MR 4 ist eine schmale neuzeitliche Binnenmauer unbekannter Funktion[87]. Im Innern des Mauerwinkels MR 2/3 wurden die Reste eines neuzeitlichen Kanals aus Sandsteinplatten freigelegt[88].

Die wenigen *Kleinfunde* stammen aus den Aufschüttungen der ehemaligen Kellerräume und datieren aus dem 18. und 19. Jh.[89].

Interpretation: Die Liegenschaft Rheingasse 8 wurde in der heute erhaltenen Form im Jahre 1857 errichtet. Zuvor war die Parzelle in verschiedene Teile gegliedert. Der westliche Bauteil, dem der Mauerwinkel MR 2/3 zugeordnet werden kann, gehörte zum Gesellschaftshaus zur Hären, das unter der Adresse Obere Rheingasse 4 registriert war. Dank dem Umstand, dass es sich hier um ein für die Geschichte Kleinbasels prominentes Gebäude handelt, kennen wir seit den Stadtansichten M. Merians verschiedene bildliche Darstellungen des Hauses. Ferner ist die Geschichte des Gesellschaftshauses auch urkundlich gut belegt[90].

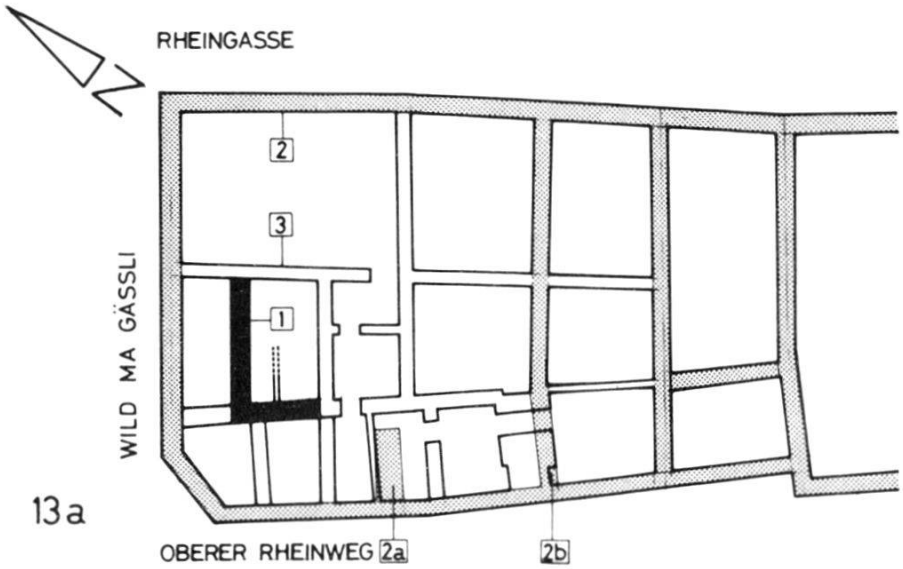
Die historischen Grundlagen gestatten uns, die bauliche Entwicklung der rheinseitigen Partie der heutigen Liegenschaft Rheingasse 8, trotz der spärlichen baugeschichtlichen und archäologischen Quellen, in ihren wichtigsten Phasen zu rekonstruieren.

Die Plangrundlagen zur Rekonstruktion sind in Abbildung 13 zusammengefasst; in der Interpretation stützen wir uns dabei im wesentlichen auf die in Abb. 14 wiedergegebenen historischen Darstellungen.

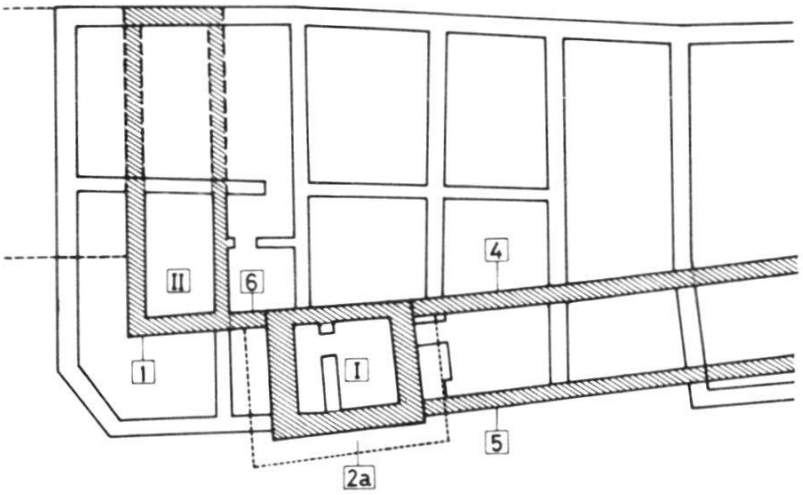
In Abb. 13a wurden der archäologische Befund (Mauerwinkel 1), die Mauerzüge nach dem Plan von R. Falkner, die dem heutigen Bau zu Grunde liegen (2), und die vom Architekten aufgenommenen Binnenmauern (3), die an verschiedenen Stellen auf ältere Fundamente zurückgreifen, zusammengezeichnet.

In Abb. 13b wird ausgehend von der Stadtansicht M. Merians (Abb. 14a) der bauliche Zustand im Spätmittelalter rekonstruiert. Das auf dem Falknerplan eingezeichnete Mauerfundament (Abb. 13a, 2a) sowie die merkwürdig geknickte und parallel zur Mauer 2a verlau-

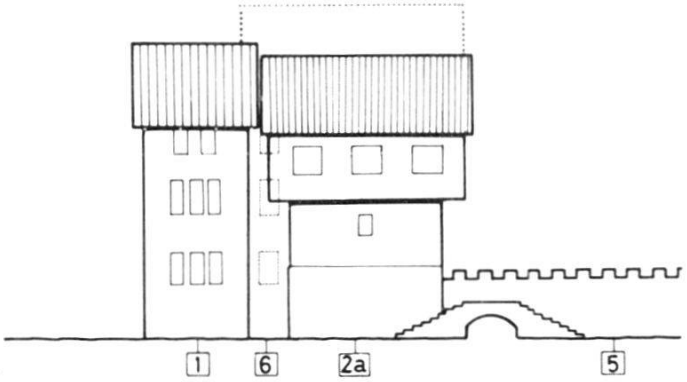
[85] Grabungsdokumentation Foto 11.
[86] Grabungsdokumentation P 2 und P 3.
[87] Grabungsdokumentation P 4.
[88] Grabungsdokumentation P 4, Nr. 3.
[89] FK 13907 und 13908, Inv.-Nrn 1984/5.1–15.
[90] Historisches Grundbuch der Stadt Basel, Rheingasse 4 und 8, vgl. auch Wanner G.A., Zunftkraft und Zunftstolz, Basel, 1976, 216 ff. und KDM, Band IV,. 373 ff.


RHEINGASSE
WILD MA GÄSSLI
OBERER RHEINWEG
1
2
2a
2b
3

13a


1
2a
4
5
6
I
II

13b


1
6
2a
5

13c

Abb. 13. Rheingasse 8, 1984/5. Übersicht und Rekonstruktion. – Zeichnung: Ch. Bing. – Massstab 1:500.

13a Mauerzüge aus verschiedenen Plänen:

1 Mauerwinkel aus Grabung (MR 2/3)
2 Mauerzüge Falknerplan (grau gerastert)
2a Turmfundament
2b An Turmfundament angebaute Mauer
3 Mauerzüge Architektenplan (modern)

13b Rekonstruktion Grundriss:

I Turm der Stadtbefestigung
II Gesellschaftshaus zur Hären
1 Mauerwinkel 1 aus Grabung (MR 2/3)
2a Turmmauer, rekonstruiert; gepunktet: Ausladung des Gadens
4 Stadtmauer
5 Zwingelmauer
6 Lücke zwischen Turm und Gesellschaftshaus

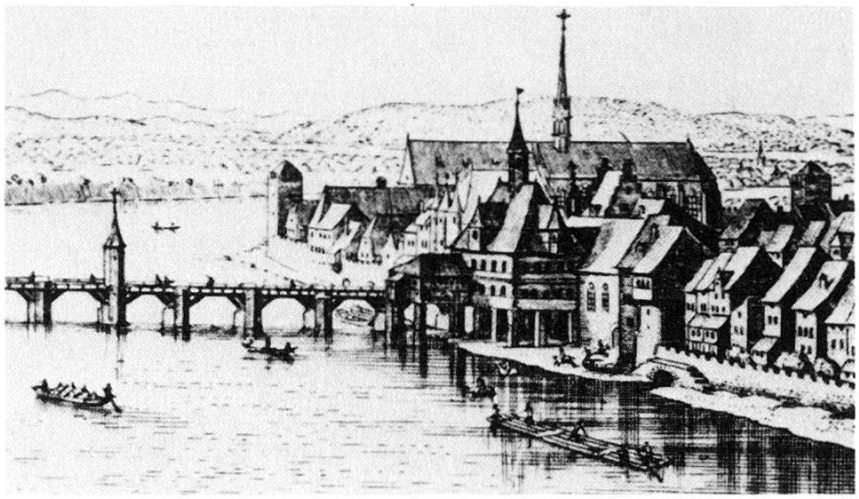
13c Rekonstruktion der Ansicht nach Grabungsbefund und Bildvorlagen (vgl. Abb. 14a).

fende Mauer 2b geben uns einen Anhaltspunkt für einen nach Merian (Abb. 14a) an dieser Stelle gelegenen Turm (Abb. 13b, I)[91]. Dieser Turm gehörte zur Kleinbasler Stadtbefestigung. Merian zeichnet den Turm im unteren Teil eckig und im Mittelteil rund, tailliert. Ein Obergaden aus Fachwerk krönt den massiven Unterbau. Der Turm war der Stadtmauer (Abb. 13b, 4) vorgebaut. Westlich des Turms setzt sich die Rheinmauer im archäologisch dokumentierten Mauerwinkel (Abb. 13, 1) fort.

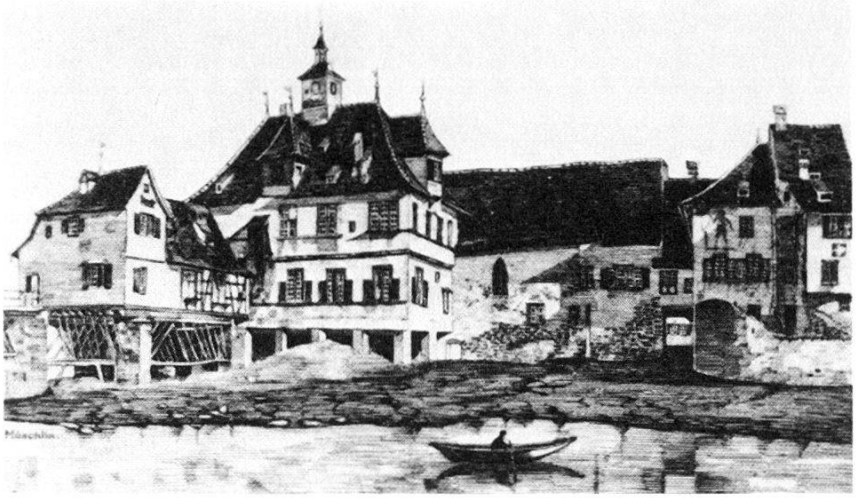
Im 16., möglicherweise bereits im 15. Jh. wird vor der Rheinmauer eine zweite, weniger hohe «Zwingelmauer» errichtet (Abb. 13, 5). Zwischen den beiden Mauern lag der Zwingelhof, der als Rondenweg diente. Zu diesem Zeitpunkt waren auf der Stadtseite bereits Häuser angebaut, die sich auf die mittelalterliche Wehrmauer abstützten. Spätestens im 14. Jh. wurde der Kopfbau am Durchgang zum heutigen Wild Ma-Gässli errichtet, das nach der benachbarten Kapelle früher St. Niklausengässli oder «Rhingässli» und später Härengässlein benannt wurde (Abb. 13, II)[92]. Die Grundmauern des Gebäudes entsprechen dem Mauerwinkel Abb. 13, 1.

Wir möchten annehmen, dass die ehemalige Rheinmauer im Eckbereich anlässlich des Neubaus von Grund auf durch die massive Mauer aus Kalk- und Standsteinquadern ersetzt wurde (Abb. 12, MR 2 und 3a). Die unterhalb der Fuge I erhaltene kleinquadrige Mauer (Abb. 12, MR 3b) dürfte als Rest der ehemaligen Wehrmauer zu deuten sein. Jedenfalls unterscheidet sich der Habitus der grossquadrigen Mauerpartien (MR 2 und MR 3) deutlich vom Charakter der Rheinmauer, die bereits in verschiedenen Aufschlüssen belegt ist[93].

[91] MR 2b schmiegt sich an den Turm an und verläuft parallel zu MR 2a.
[92] Vgl. Anm. 90.
[93] Vgl. Oberer Rheinweg 21/Rheingasse 26, 1984/8, BZ 85, 1985, 261 ff. und Oberer Rheinweg 89, 1983/33, BZ 84, 1984, 276 ff.



a



b

c

Abb. 14. Rheingasse 8, 1984/5. Stadtansichten.
14a. Prospekt von M. Merian, 1620/1625. Ausschnitt. Mit Zwingelmauer und Turm (Abb. 13, I). Links neben dem Turm: Niklauskapelle und Richthaus.
14b Das alte Richthaus von Klein-Basel. Stich von W. Möschlin, 19. Jh. Die Lücke zwischen dem ehemaligen Turm und dem Gesellschaftshaus «Zur Hären» wurde überbaut (Abb. 13, 6).
14c Das Gesellschaftshaus «Zur Hären» und der Gasthof «Zum weissen Kreuz» um 1856. Aquarell von Johann Jakob Neustück (Abb. 13, 1).

Die Gesellschaft zur Hären wird 1384 im Zusammenhang mit der Liegenschaft Obere Rheingasse 4 zum ersten Mal aktenkundig[94]. Östlich grenzt das an der Oberen Rheingasse 8 registrierte Kochwirtshaus «zum weissen Kreuz» an das Gesellschaftshaus an. Das Wirtshaus wurde 1506 anstelle des im Besitz des Predigerklosters stehenden Hauses «zur Schönau» errichtet. Der rheinseitige Kopfbau, das Gesellschafshaus (Abb. 13b, II), wurde an den vorkragenden Obergaden des Turmes (Abb. 13b, I) angebaut, so dass im unteren Teil, zwischen Turm und Eckhaus eine Lücke offen blieb (Abb. 13b, 6 und 13c, 6). Dieser Zustand muss noch um 1620/25, zur Zeit als M. Merian seinen Prospekt gezeichnet hatte (Abb. 14a), gültig gewesen sein[95].

Für die Jahre 1748 und 1749 sind Umbauarbeiten an den Liegenschaften Rheingasse 4 und 8 bezeugt. Das Weisse Kreuz soll dabei vergrössert und das Gesellschaftshaus umgebaut und renoviert worden sein. Gegen den Rhein wurde zum Schutz vor Überschwemmungen eine Mauer um den Hof gelegt. Dieser Zustand ist in Abb. 14b festgehalten. Im Zuge der Umbauarbeiten wurde der Obergaden abgebrochen und die Lücke mit einer fensterbreiten Zwischenwand ausgefüllt (Abb. 13c, 6 und Abb. 14b).

Schliesslich erfahren wir von einer weiteren Erneuerung des Härenhauses im Jahre 1832, bevor 1841 das heute noch erhaltene Gesellschaftshaus erbaut und nach Abbruch der Niklauskapelle 1860 durch den Merianflügel ergänzt wurde. In derselben Zeit, nämlich im Jahre 1840, wird auch das Weisse Kreuz umgebaut. Diese Bauphase ist auf dem Aquarell von J.J. Neustück aus dem Jahre 1856 (Abb. 14c) dargestellt.

Kurze Zeit später erfolgt der Abbruch dieser Häuser und 1857 die Errichtung des auf dem Falknerplan festgehaltenen Neubaus, des heutigen Hotels Hecht (Abb. 13a, 2).

In diesem Zusammenhang wurden die älteren Keller aufgeschüttet. Ein Teilstück des historischen Mauerwerks (MR 3) wurde kon-

[94] Vgl. Anm. 90.
[95] Auf dem Merianplan ist der vorkragende Obergaden aus Fachwerk noch deutlich erkennbar.

serviert und ist heute im «Swiss Chalet» des Hotels Hecht zugänglich[96]. *Rolf d'Aujourd'hui und Christian Bing*

Rheingasse 18–31 (A), 1985/6: Unter Aufsicht der Archäologischen Bodenforschung wurden an der Rheingasse Gas-, Wasser- und EW-Leitungen ausgewechselt (Abb. 15)[97].

In der ersten Etappe wurden die auf der östlichen Strassenseite liegenden Leitungen verlegt. Hier stand unmittelbar unter dem modernen Strassenbett ein brauner, leicht lehmiger Schwemmsand an. Die Grabenprofile waren durch verschiedene Hausanschlüsse und parallel zum Graben verlaufende Leitungen gestört.

In der zweiten Etappe wurden die unter dem westlichen Trottoir liegenden Leitungen ausgewechselt. Da die neuen Leitungen in die bereits bestehenden Trassees verlegt wurden, beschränkten sich unsere Untersuchungen auf die wenigen ungestörten Stellen in den seitlichen Profilwänden, die vor den Häusern Nrn. 26 und 28 zu beobachten waren.

Die für diesen Abschnitt typische Stratigraphie wird in Abb. 16 dargestellt. Über dem anstehenden Kies, der durch Horizont I gegen oben begrenzt wird, liegt eine Abfolge von kiesig-sandigen Schichten mit Beimengungen von Bauschutt, wenigen Knochen und Keramikfragmenten. Das Schichtpaket wird von einer verschmutzten Lehmschicht (P 1, Schicht 4) überlagert. Dieser Horizont (H II) wird von Bauschutt und Strassenkoffer (P 1, Schicht 5) eingedeckt.

Zwei Keramikscherben datieren die Schichten unter Horizont II ins 13. Jh.[98]. Die Anteile von Bauschutt deuten darauf hin, dass das Schichtpaket zwischen den Horizonten I und II im Zusammenhang mit Bauarbeiten aufgeschüttet wurde. Horizont II bezeichnet ein mittelalterliches Gehniveau, das jedoch kaum einem eigentlichen Strassenbett entspricht. Hinweise über die Beschaffenheit des mittelalterlichen Strassenkörpers an der Rheingasse sind von einem Aufschluss unter der Strassenkreuzung am Kleinbasler Brückenkopf bekannt. Abgesehen davon, dass hier die stratigraphisch entsprechenden Schichten beträchtlich höher liegen, konnte eine auffallende Verhärtung der einzelnen Schüttungen festgestellt werden[99], was an der Rheingasse nicht zutrifft.

Die Zusammensetzung des in P 1 abgebildeten Schichtpaketes erinnert eher an einen Aufschluss an der Rheingasse 46, wo über dem

[96] Bericht in Basler Zeitung Nr. 211 vom 10.9.85, 23.

[97] Den Herren R. Bärenfaller (IWB) und M. Eichin (Unternehmer) sei für ihr Verständnis herzlich gedankt. Sachbearbeiter: Ch. Bing.

[98] FK !2634, Inv.-Nr. 1985/6.1. 2 WS von Ofenkachel, um 1300.

[99] BZ 80, 1980, 225 ff., Abb. 4.

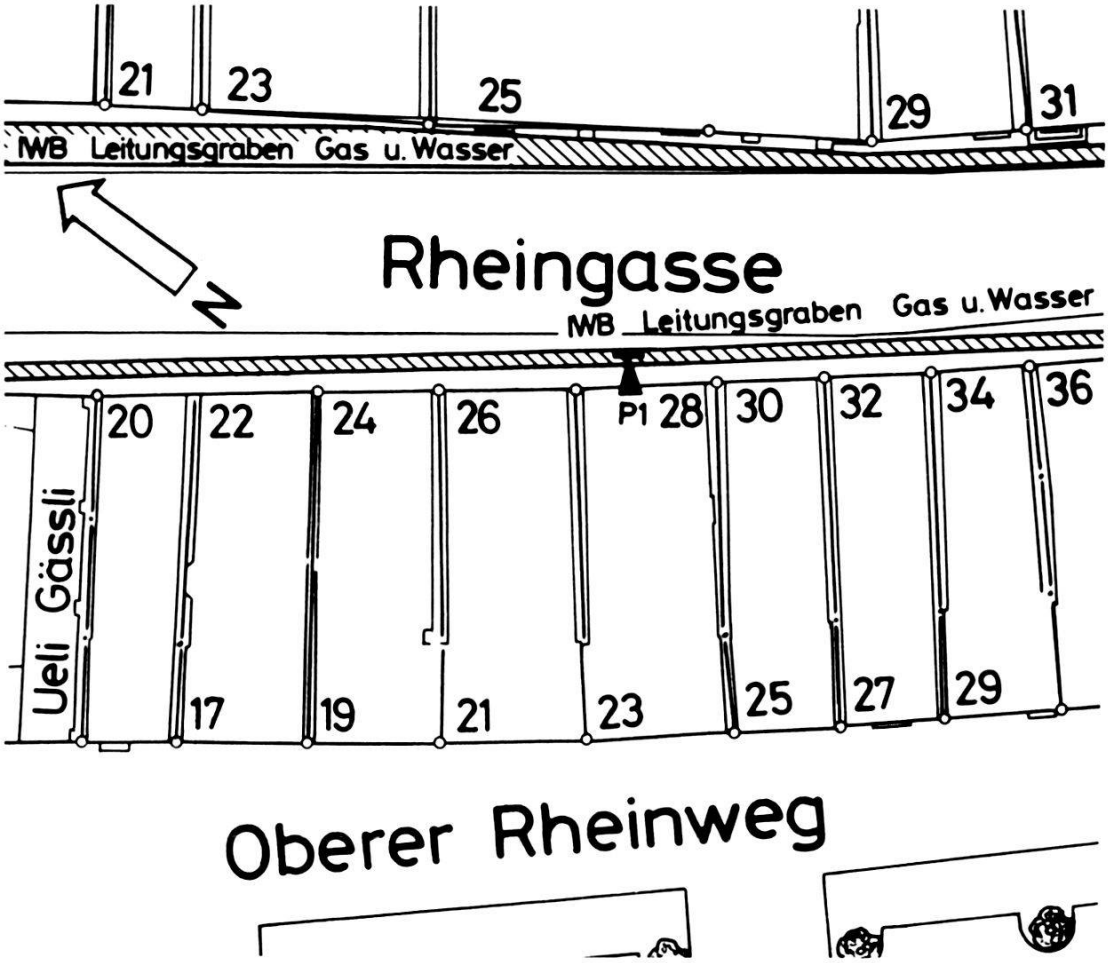
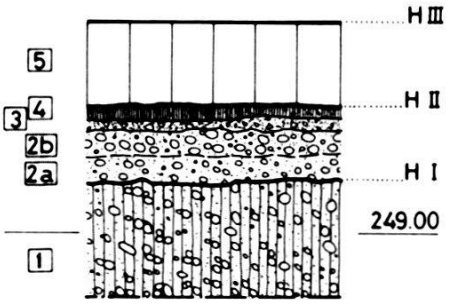


Abb. 15. Rheingasse 18–31 (A), 1985/6. Situationsplan. – Zeichnung: E. Albrecht. – Massstab 1:500.

Abb. 16. Rheingasse 18–31 (A), 1985/6. Profil P 1. – Zeichnung: Ch. Bing. – Massstab 1:50.



Profilbeschreibung:

Schichten:
1 Kiesiger Lehm, braun, verbacken
2 Lockerer Kies
2a Grau, im Übergang zu 2b einige Knochen (FK 12633)
2b Grobkörnig
3 Sand mit Mörtelanteil, Sandsteinfragmenten, Kieseln, Kalksteinbrocken, Ziegelfragmenten, Holzkohleflocken und Keramik (FK 12634)
4 Lehmschicht, dunkel verschmutzt, mit Kieseln, Sand- und Kalksteinbrocken sowie Holzkohleflocken
5 Bauschutt und Koffer für heutige Pflästerung

Horizonte:
I Übergang vom verfestigten Lehm und Kies zu den lockeren Aufschüttungen
II Gehhorizont, möglicherweise altes Strassenniveau
III Heutiges Gehniveau

liegenden Schwemmsand eine ähnliche Abfolge von Kies- und Lehmschüttungen wie vor Haus Nr. 28 beobachtet wurde[100]. *RdA*

Riehentorstrasse 1–7 (A), 1985/9: Das Auswechseln von Gas- und Wasserleitungen wurde von der Grabungsequipe «Theodorskirchplatz» sporadisch überwacht[101].

Befunde: Im nördlichen Teil des Leitungsgrabens konnte eine für die Uferzone am Rhein typische Schichtabfolge beobachtet werden: Über dem gewachsenen Kies und dem sterilen Schwemmsand, der gegen oben verlehmt und dunkel verfärbt war, lag der moderne Strassenkoffer.

Im rheinseits anschliessenden Tei keilt der Schwemmsand aus. Hier lagen zwischen dem gewachsenen Kies und dem modernen Strassenkoffer Schuttschichten unterschiedlicher Zusammensetzung, die gesamthaft ca. 60 cm mächtig waren. Offensichtlich wurden diese Schuttschichten zur Anhebung und Planierung des Terrains gegen den Rhein zu aufgeschüttet.

Im Bereich der Kreuzung Riehentorstrasse/Kartausgasse kam ein aus Sandsteinquadern gefügter und mit Sandsteinplatten abgedeckter Abwasserkanal zum Vorschein (MR 1). Der Kanal mass 30 × 35 cm im Licht und lag 2 m unter dem heutigen Gehniveau[102]Im untersten Teilstück, gegen die Kreuzung Riehentorstrasse/Oberer Rheinweg, wurden verschiedene Mauerzüge angeschnitten (Abb. 17). Die Schuttschichten nehmen hier weiterhin an Mächtigkeit zu.

Die Mauern 2, 5/6 und 7 gestatten in Anlehnung an historische Abbildungen (Abb. 18) eine Rekonstruktion des Grundrisses des Oberen Rheintörleins, auch «Lessers Türlein» genannt.

Das Fundament des Torturmes besteht aus Kalkbruchsteinen mit Kieselwacken und vereinzelten Sandsteinen im Verband mit einem festen Mörtel von weiss-grauer Farbe. Das Törlein wurde vor respektive gegen die Rheinmauer gebaut: Mauer 7, das Fundament der Südmauer des Turmes, stösst an Mauer 5 an, die auf der Flucht der Rheinmauer liegt. Ein grosser Sandsteinquader, Haupt der Mauer 5, markiert die Laibung des stadtseitigen Torbogens (Abb. 18a). Die Südostecke des Törleins wird im Scheitel des Mauerwinkels MR 7/2 angezeigt. Der Maueranschluss war hier leider durch eine Wasserleitung gestört. Die Mauerstärke der Torfundamente beträgt 100 cm. Die Oberkante der beobachteten Fundamentmauern liegt ca. 1 m

[100] BZ 85, 1985, 275 ff., Abb. 30, P 4 und P 1, Schichten 3–8.

[101] Bauherr: IWB, Herr R. Bärenfaller, Unternehmer: Pensa Strassenbau, Herr Pensa, Sachbearbeiter: Ch. Bing.

[102] Der nördliche und der mittlere Abschnitt des Leitungsgrabens wurden auf dem Situationsplan Abb. 17 nicht abgebildet. Grabungsdokumentation, Mauer 1, auf G 1.

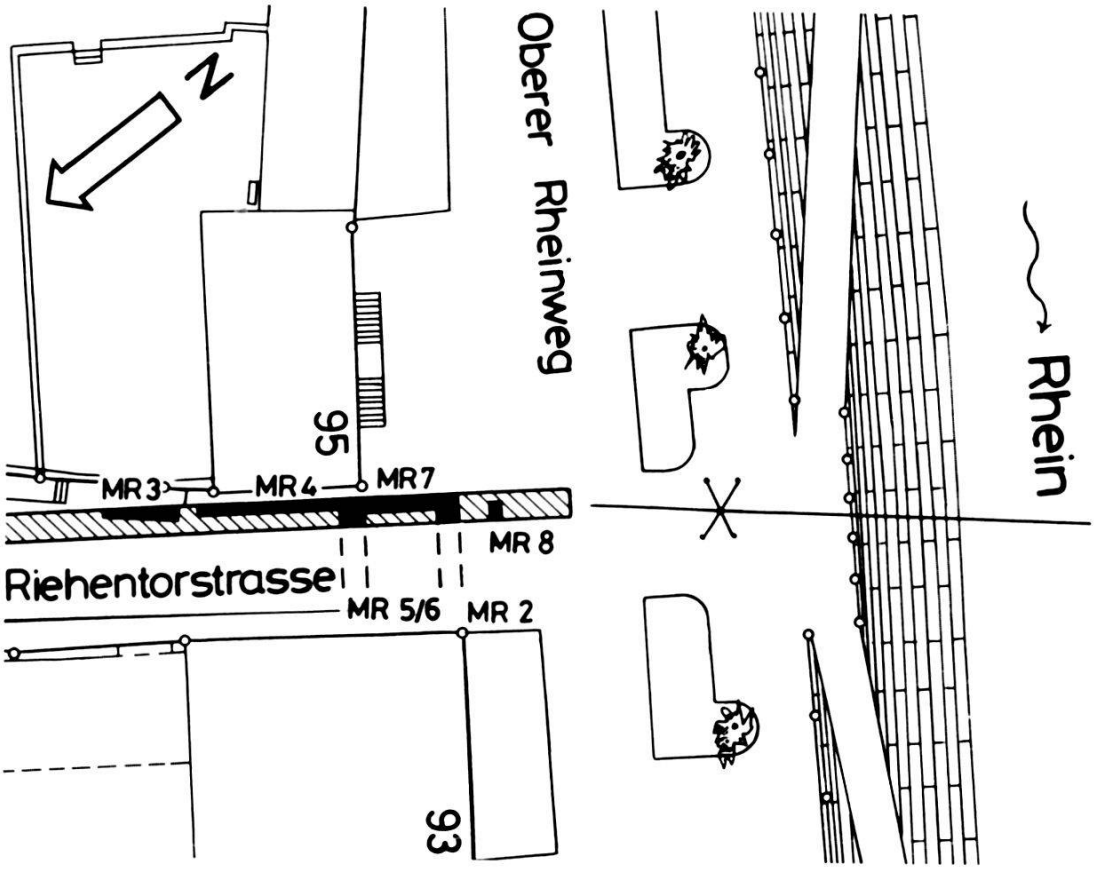
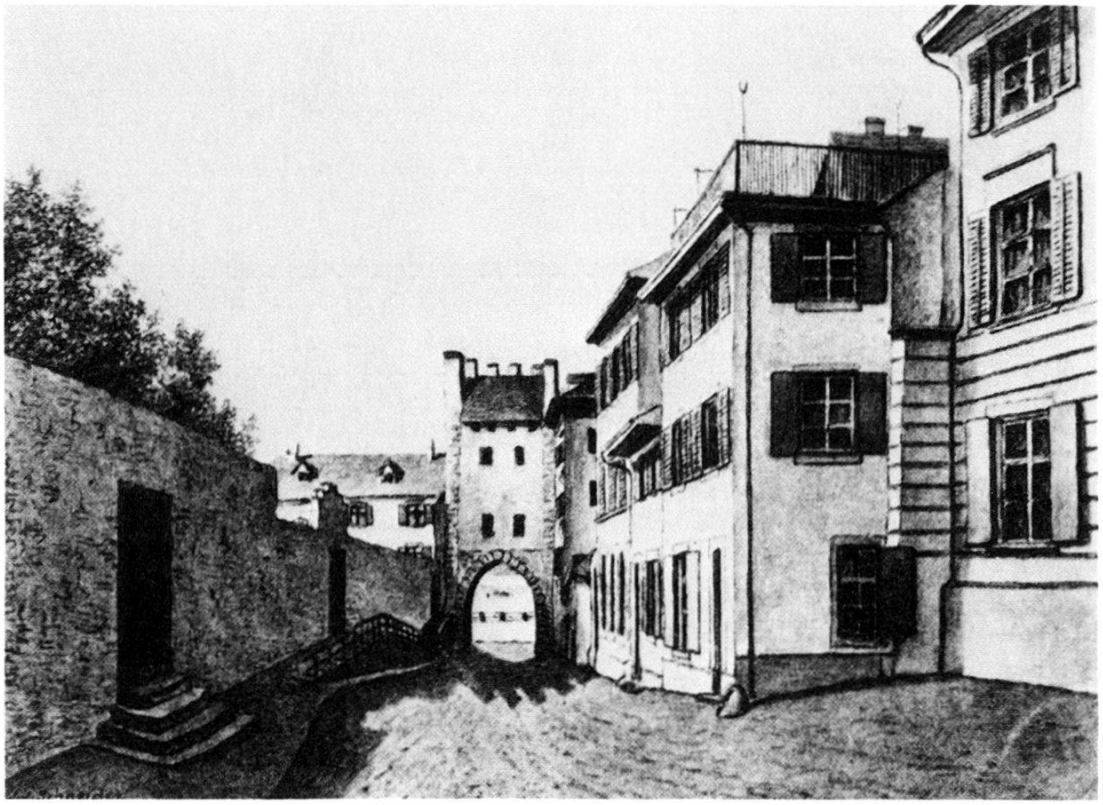


Abb. 17. Riehentorstrasse 1–7 (A), 1985/9. Situationsplan. – Zeichnung. E. Albrecht nach Aufnahmen von Ch. Bing. – Massstab 1:500.

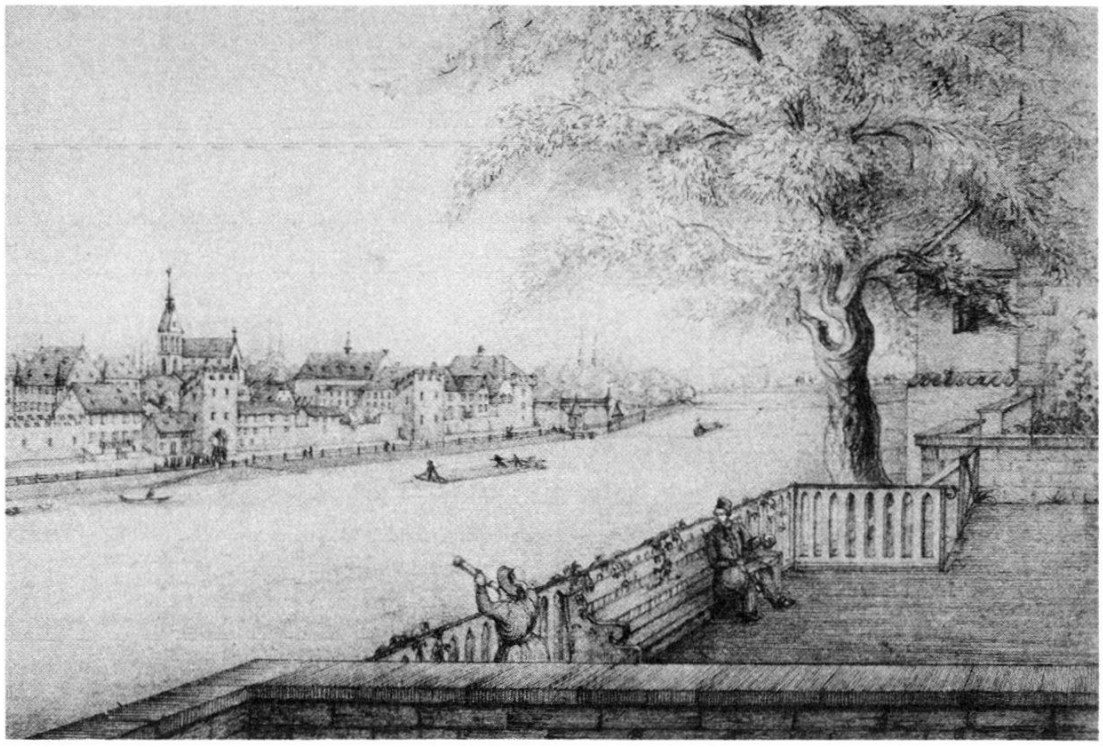
unter dem heutigen Strassenniveau. Westlich von Fundament Mauer 7 waren noch Reste eines sandigen Materials mit einer Scherbe aus der Zeit um 1300 erhalten[103]. Unmittelbar darüber lagen 50 cm unter der Oberkante der Fundamentkrone zwei Ofenkacheln derselben Zeitstellung in einer Schuttschicht[104]. MR 6, im Zwickel zwischen den Mauern 5 und 7, dürfte wohl mit der Laibung des Torbogens im Zusammenhang stehen.

Auf der Stadtseite schliesst ein als Mauer 4 bezeichneter Mauerzug an Mauer 5, das Fundament der östlichen Torwange, an. MR 4 besteht aus grob bearbeiteten, lagenweise versetzten Kalksteinquadern. Am nördlichen Haupt wird der Mauerzug von grossen Bossenquadern aus Sandstein gefasst. Die Mauerfront gegen die Strasse zeigt im oberen, aufgehenden Teil Reste von Putz. Rund 100 cm unter dem heutigen Gehniveau setzt die unverputzte Fundamentzone ein. Die Flucht der Mauer verläuft parallel zu derjenigen der Umfassungsmauer des Waisenhausareals und springt um 70 cm gegen die Strasse vor.

[103] FK 12635, Inv.-Nr. 1985/9.1.
[104] FK 12636, Inv.-Nr. 1985/9.2–3.



a



b

Abb. 18. Riehentorstrasse 1–7 (A), 1985/9. Historische Darstellungen des Oberen Rheintörleins, auch Lessers Türlein genannt.
18a Stadtseite des Törleins, Aquarell von Johann Jakob Schneider (1822–1889).
18b Terrasse zur mittleren Lehrerwohnung an der Augustinergasse mit Blick auf das Obere Rheintörlein. Zeichnung von H. Meyer, 1866.

Nördlich von Mauer 4 kam ein aus massiven, miteinander verschraubten Steinklötzen gebildetes Fundament für eine Fährseilverankerung zum Vorschein (MR 3)[105].

Rheinseits, 2 m vor dem Tore, ist schliesslich noch MR 8, eine 40 cm starke und aus Kalkbruchsteinen im Verband mit einem graurötlichen Mörtel gefügte Mauer zu erwähnen. Die Oberkante von Mauer 8 liegt 60 cm unter dem heutigen Gehniveau.

Ziegelschichten im unteren Bereich und neuzeitlicher Bauschutt in den oberen Lagen umschliessen und überlagern die über die Rheinmauer (MR 5) hinaus vorspringenden Fundamente von Tor und Mauer 8. Der Aufschluss vermittelt den Eindruck von sukzessiven Aufschüttungen ausserhalb des Tores. Der Abbruch des Tores erfolgte erst nach dem Anlegen des Oberen Rheinwegs.

Interpretation: Die beiden Stadtansichten (Abb. 18a und b) erlauben es, die Funktion der freigelegten Mauerzüge zu erklären.

Mauer 4 ist gemäss Darstellung auf Abb. 18a als Fundament einer Rampe mit Treppe vor einem erhöht gelegenen Eingang in den Hof des Waisenhauses zu deuten. Klar erkennbar ist hier auch die aus Sandsteinquadern gefügte Laibung des Torbogens. Ausserhalb des Tores ist der aufgeschüttete Rheinweg sichtbar. Die rheinseitige Ansicht des Törleins ist in Abb. 18b wiedergegeben. Möglicherweise steht Mauer 8 in einem Zusammenhang mit der Böschungsmauer gegen den Rhein.

Bauschutt, der die rund 100 cm unter dem heutigen Gehniveau liegenden Mauerteile überlagert, zeigt, dass die Riehentorstrasse und der Obere Rheinweg nach dem Abbruch des Rheintörleins um 1 m aufgeschüttet worden waren.

Wie bereits 1983 festgehalten wurde, konnten auch in den jüngsten Aufschlüssen an der Riehentorstrasse keinerlei Hinweise auf eine parallel zur Strasse verlaufende älteste Kleinbasler Befestigungslinie beobachtet werden[106]. Damit wird die in der älteren Literatur geläufige Vermutung, dass die Ummauerung auf der Ostseite Kleinbasels im Bereich von St. Theodor in zwei Etappen erfolgte, fragwürdig[107]. Zumindest zwischen der Achse Kartausgasse/Lindenberg und Rhein darf ein ältestes Festungswerk ausgeschlossen werden.

Rolf d'Aujourd'hui und Christian Bing

[105] Grabungsdokumentation: 1985/9, G 2.

[106] BZ 83, 1983, 305 f.

[107] Zusammenfassung in BZ 81, 1981, 317 f. Vgl. dort Anm. 300. Auch auf den Kreuzungen Rebgasse/Riehentorstr. sowie Ecke Kirchgasse/Riehentorstr. (vgl. BZ 81, 1981, 284 Abb. 41, 1979/26 und 1980/10) konnten keine Hinweise auf eine Befestigungslinie beobachtet werden. Vgl. in diesem Zusammenhang auch die Erkenntnisse zur Stadtbefestigung am Theodorskirchplatz in Kap. D, im vorliegenden Bericht.

Stadthausgasse (A), 1985/29: In der Verlängerung der Schneidergasse wurde in der Stadthausgasse die zum Fischmarkt führende Kanalisationsleitung ausgewechselt[108]. Zu diesem Zwecke wurden vier Arbeitsschächte ausgehoben, die das Einziehen der neuen Rohre im alten Kanal gestatteten. Während wir uns in den Schächten II, III und IV auf eine Kontrolle des Aushubs beschränkten, wurde die ungestörte Zone in Schacht S I schichtweise abgebaut. Der Schacht S I wurde durch den bestehenden Leitungsgraben in zwei Hälften geteilt. Ausserdem waren in der östlichen Hälfte die Schichtaufschlüsse bis auf Kote 249.00 durch ein parallel zur Kanalisationsleitung verlaufendes Wasserrohr gestört. Die Aufschüttungen und Störungen wurden soweit als möglich maschinell abgetragen. Der archäologische Abbau setzte westlich der Kanalisation ab Kote 249.50, östlich davon ab Kote 249.00 ein. Die Untersuchungen wurden dabei auf drei Teilflächen von durchschnittlich je 2 m^2 beschränkt.

Befunde: Die drei Teilflächen in Sektor S I zeigten ein einheitliches Bild. Über dem Blauen Letten, dessen Oberkante bei 247.20 erreicht wurde, liegt in der Grundwasserzone ein Paket sterilen, gewachsenen Kieses. Ca. bei 247.70 setzt eine Abfolge von Kiesschüttungen unterschiedlicher Zusammensetzung und Dichte ein. Die einzelnen Straten zeigen einen wechselnden Anteil an lehmigem und sandigem Material. Aus allen Schichten sind Tierknochen zu verzeichnen, jedoch nur eine einzige Keramikscherbe. Diese stammt aus der untersten, unmittelbar über dem sterilen Kies gelegenen Schicht und datiert aus römischer, möglicherweise spätkeltischer Zeit[109]. Die Kanten der Scherbe sind stark verrundet, ein Hinweis darauf, dass das Stück durch Wasser verlagert worden ist und der Erosion ausgesetzt war. Bauschutt fehlt in diesen untersten Schichten[110]. Mit Ausnahme von zwei Pfostenlöchern wurden keinerlei Hinweise auf Horizonte und Baustrukturen beobachtet[111].

In den Sektoren III und II kamen ca. 120 cm unter dem heutigen Strassenniveau zwei parallel zur Stadthausgasse verlaufende Mauerzüge zum Vorschein. In S III wurde die Mauer eingemessen und dokumentiert (Abb. 19, MR 1)[112]. Sie besteht aus Kalk- und Sand-

[108] Bauherr: IWB/GSA. Den Herren Brenner, Winter und Graf sei für ihr Verständnis und die gute Zusammenarbeit herzlich gedankt. Ebenso den Herren Stürchler und Deiss von der Firma Züblin und Wenk & Cie. AG. Den für die Projektierung verantwortlichen Herren Dinkel und Bachmann von der Firma Gnehm und Schäfer verdanken wir schliesslich ein praktikables Konzept, in dem auch die Anliegen der Bodenforschung gebührend berücksichtigt wurden. Örtliche Grabungsleitung: Ch. Bing.

[109] Eine Bodenscherbe. FK 15368, Inv.-Nr. 1985/29.1.

[110] Baufragmente setzen erst in FK 15351 (249.10–248.00 m ü.M.) ein. Einzig in FK 15356 kam ein wohl römischer Ziegel zum Vorschein (248.75–.50 m ü.M.).

[111] Pfostenloch, Grabungsdokumentation G 9 und G 10. Etwa 40 cm tief, hohl, gegen unten verjüngend (von 25 cm auf 8 cm). Auf 248.75 m ü.M. zum ersten Mal beobachtet.

[112] Grabungsdokumentation G 11.

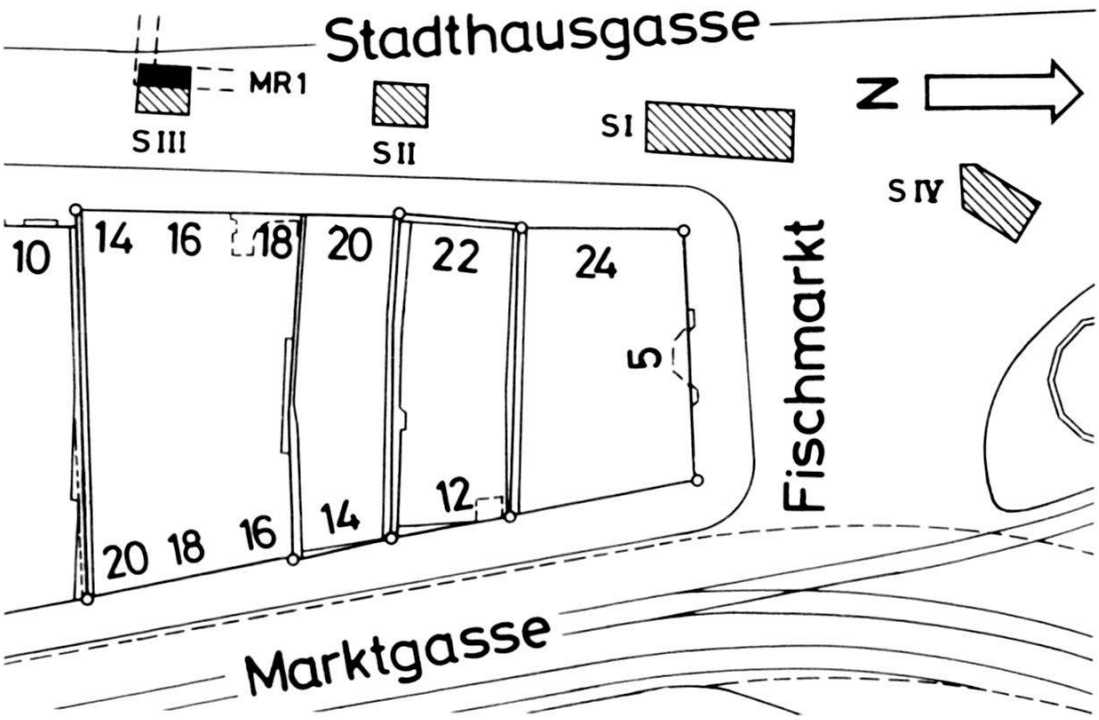


Abb. 19. Stadthausgasse (A), 1985/29. Situationsplan. – Zeichnung: E. Albrecht. – Massstab 1:500.

bruchsteinen sowie vereinzelten hart gebrannten Ziegeln. Der Mörtel ist weich und von beiger Farbe. Strassenseitig schliessen Aufschüttungen, ein Gemisch aus Kies, Sand und Lehm mit Baufragmenten, an die Mauer an. Am Südrand des Schachts ist noch ein rechtwinkliges Umbiegen der Mauer gegen Westen fassbar. In S II wurde die Mauer nicht dokumentiert. Wir verdanken den Hinweis auf eine Fortsetzung der Mauer in S II dem Polier Herrn Deiss. Nach dessen Aussagen soll die Mauer in S II, im Gegensatz zum Befund in S III, wo die Mauer auf kiesig-lehmigen Aufschüttungen mit vielen Baufragmenten und Tierknochen auflagerte, bis auf den gewachsenen Kies, ca. 270 cm unter dem heutigen Strassenniveau, hinuntergereicht haben.

Interpretation: Es liegt nahe, die Kiesschüttungen in S I als Hinweis auf einen Strassenkörper zu deuten. Zumindest zeigt das Fehlen jeglicher Geh- und Siedlungshorizonte, dass der Bereich der heutigen Gasse an dieser Stelle nie überbaut war. Vergleichen wir den Befund mit den östlich der Strasse liegenden Aufschlüssen in den Liegenschaften 14–20, so zeigt sich, dass dort hinter einer mit liegenden Holzbalken stabilisierten Uferverbauung, deren OK ca. bei 247.70 liegt, etwa auf demselben Niveau wie der gewachsene Boden in S I, bereits unterste Aufschüttungen mit Kulturschutt zu beobachten

sind[113]. Bei 248.00 kann ein ältester Siedlungshorizont, ein Lehmboden, und bei 248.50 ein unterster Mörtelboden gefasst werden[114]. Zwischen diesen beiden Horizonten liegen künstliche Aufschüttungen mit Holzkohle, Schutt und Kleinfunden.

Dieser Vergleich zeigt, dass das Fehlen entsprechender Strukturen in der Stadthausgasse, Schacht I, nicht zufällig ist, sondern dem Verhältnis von Strasse respektive Freiraum und Bauzone zu Beginn des zweiten Jahrtausends entspricht. In diesem Sinne enthält dieser negative Befund eine positive Aussage.

Die Funktion des in den Schächten II und III angeschnittenen Mauerzugs bleibt ungeklärt. Die naheliegende Vermutung, dass es sich dabei um eine ältere Bauflucht handle, trifft nicht zu. Weder die Pläne R. Falkners und L.H. Loeffels aus dem letzten Jahrhundert, noch die Stadtansichten M. Merians können in diesem Sinne ausgelegt werden. Dagegen ist auf dem Merianplan von 1615 mitten auf der Strasse etwa an der fraglichen Stelle eine Struktur gezeichnet, deren Bedeutung aus der Abbildung nicht ersichtlich wird. Handelt es sich dabei um einen offenen Schacht, um einen länglichen Trog oder gar um einen Seitenarm des Rümelinbaches, der an dieser Stelle nicht überdeckt war? *Rolf d'Aujourd'hui und Christian Bing*

St. Albanvorstadt 101 (A), St. Albantor, 1985/22: Innerhalb des Projektes der Neufassung der Kanalisation im Bereich St. Alban-Anlage/Sevogelstrasse/St. Alban-Tal wurde im September 1985 mit dem Aushub für den Wirbelfallschacht östlich des St. Alban-Tores begonnen[115]. Schon wenige Zentimeter unter der Oberfläche stiess der Bagger beim Abschälen des Schachtareales auf Mauerwerk der äusseren Basler Stadtbefestigung (Abb. 20, MR 2 und 5–8). Die vorgefundenen Mauerkronen wurden daraufhin zur Einmessung maschinell freigelegt. Anhand eines Grundrissplanes des St. Alban-Tores und dessen Vorwerkes aus dem Jahre 1806[116] sowie einer Ansicht des Tores aus dem Jahre 1858 (Abb. 21) konnten die aufgedeckten Mauerpartien als Teile der ehemaligen Grabenbrücken aus dem 17. und frühen 19. Jh. sowie als Reste der Kontereskarpe bzw. der Ravelinmauer aus dem zweiten Viertel des 17. Jh. identifiziert werden.

[113] Vorbericht vgl. BZ 83, 1983, 365 ff. Uferverbauung an der Stadthausgasse 20, 1981/34, z.B. P 26–28 und P 32 und 33.

[114] Stadthausgasse 20, 1981/34, P 46 und 47.

[115] Den zuständigen Herren vom Gewässerschutzamt, Herrn Brenner sowie der Bauleitung der Firma Rapp AG (den Herren Scherb und Jung) sei an dieser Stelle für die Zusammenarbeit und prompte Fundmeldung gedankt.

[116] StAB, Planarchiv D 3, 122. Der Plan ist abgebildet in Gasser H. und Lauber F., St. Alban-Tor einst und jetzt, Basel 1977, 35.

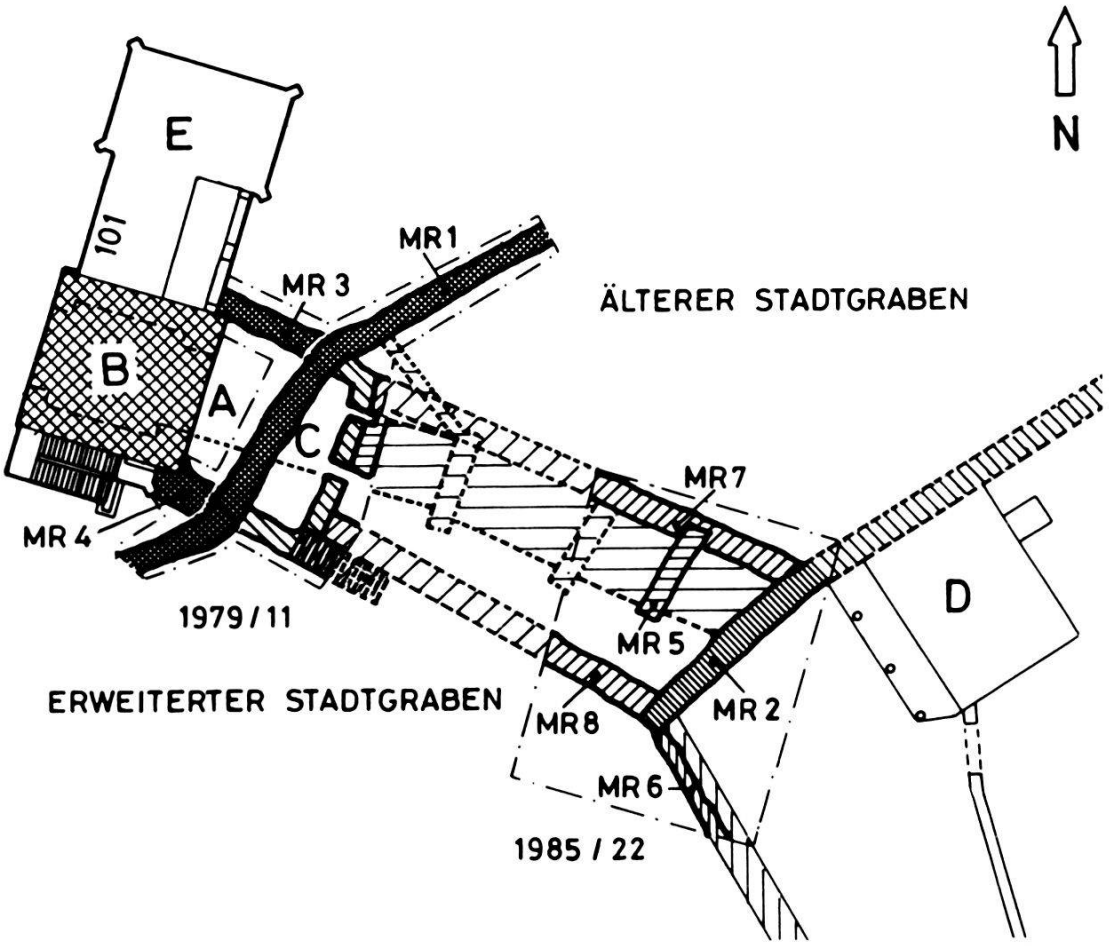


Abb. 20. St. Alban-Vorstadt 101 (A). Situationsplan der Befestigungsanlagen im engeren Umkreis des St. Alban-Tores. Synthese aus alten Plangrundlagen (Falkner Sektor V, Blatt 17; StAB Planarchiv D 3, 122) und den Aufnahmen der Grabungen 1979/11 und 1985/22. Erläuterungen zu den Bauteilen im Text. – Zeichnung: H. Eichin. – Massstab 1:500.

Abbildung 20 stellt eine Synthese des oben erwähnten Planes von 1806, der neu aufgefundenen Mauerpartien sowie der 1979 freigelegten Fundamente des Vortores und der Stadtmauer dar[117]. Die neu entdeckten Mauerpartien der Grabenbrücken und des Bollwerkes liefern klarere Anhaltspunkte für die Interpretation der bisher beim St. Alban-Tor beobachteten Befestigung und des Tores selbst.

Baugeschichte: Als zweifellos ältestes Element der Befestigungsanlage ist die Stadtmauer MR 1 mit einer zugehörigen Kontereskarpe (MR 2?) anzusehen. Der Knick in ihrem Verlauf wurde offenbar absichtlich so angelegt, dass die vorgesehene Toranlage nicht schräg zur Strasse (St. Alban-Vorstadt) gebaut werden musste. Die beiden westlich an den Knickstellen anschliessenden Fundamente MR 3 und MR 4 stossen an MR 1 an, sind aber mit dem Fundament des Torturmes *im Verband* gemauert. Ihre Ausrichtung – auch sie stehen nicht

[117] St. Alban-Tor (A), 1979/11; BZ 80, 1980, 230 ff.

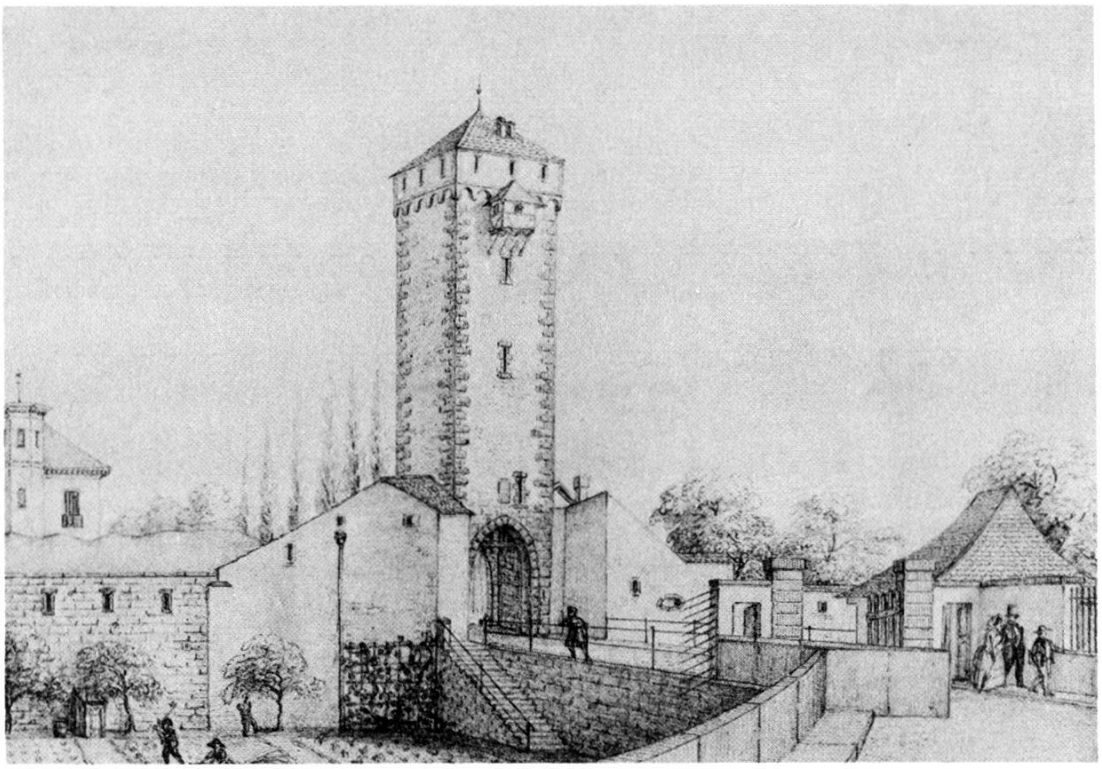


Abb. 21. St. Alban-Vorstadt 101 (A), 1985/22. Ansicht des St. Alban-Tores von aussen. Zeichnung von H. Meyer-Kraus, Oktober 1858.

genau rechtwinklig zum dazwischen liegenden Stadtmauerabschnitt – stimmt ihrerseits nicht überein mit derjenigen von Torturm B. Die Bauuntersuchung von 1976/77 hat ergeben, dass der Torturm B in sich zwei klare Bauphasen aufweist: a) die eigentliche Tordurchfahrt mit Resten eines grösstenteils abgebrochenen Obergeschosses, b) die Erneuerung des Turmschaftes in der 60er Jahren des 14. Jh. ab obengenannter Abbruchkrone nach dem Erdbeben von 1356[118]. Erstaunlich ist nun die Tatsache, dass an der Nordost- bzw. Südostecke des Torturmes B der Turmschaft in seiner *gesamten* Höhe *über Eck* bossiert ist[119]. Dies kann nur so erklärt werden, dass – bei bereits bestehender MR 1 – beim Bau von B die Mauern MR 3 und MR 4 entweder nicht höher als bis zum Gehniveau aufgeführt, oder, was viel wahrscheinlicher ist, bodeneben abgebrochen worden waren. Es könnte sich dabei also um die Überreste eines ältesten (Behelfs-?)Tores A handeln[120]. Der Torturm B wurde jedenfalls schon in seiner älteren Phase *frei* aufgeführt. Erst danach wurden offenbar auf den Funda-

[118] Gasser H., wie Anm. 116, 11 f.

[119] Die Zäsur der Bauphasen ist heute noch besonders gut an der Steinbearbeitung bei der Südostecke des Turmes sichtbar.

[120] Auch beim St. Johann-Tor kamen 1984 Fundamente eines mutmasslichen Vorgängertores zum Vorschein; St. Johanns-Vorstadt 110 (A), (1984/38). Archäologische und baugeschichtliche Untersuchungen am St. Johann-Tor in Basel (Vorbemerkungen R. d'Aujourd'hui) in BZ 85, 1985, 323 ff.

menten MR 3 und MR 4 die Verbindungsmauern zwischen MR 1 und B errichtet und der dazwischenliegende Mauerriegel der Stadtmauer für die Torgasse bodeneben abgebrochen.

Jenseits des Grabens bot ein mit Mauern eingefasster Vorhof mit einem Holzgatter zusätzlichen Schutz für den mit Fallgatter und Flügeltüren verschliessbaren Torturm[121]. Im Jahre 1473 wurde das St. Alban-Tor wie die übrigen Tore der äusseren Ringmauer mit einem Vortor (C) mit Zugbrücke ausgestattet[122]. Dieses wurde in den Graben vorgebaut und besass eine Wolfsgrube und südlich daran anschliessend einen Raum mit Schiessscharte[123].

Im ersten Viertel des 17. Jh. erfolgte eine Verbreiterung des Grabens und damit wohl auch der Bau bzw. die Festigung von MR 2, wo eine Vorblendung nachweisbar ist. Die erweiterte hölzerne Grabenbrücke ruhte nun auf drei gemauerten und verputzten Pfeilern, deren östlichen (MR 5) wir noch beobachten konnten. Ein sogenannter Katzensteg führte vom westlichen Pfeiler zu einer in MR 1 durchgebrochenen Schlupfpforte (sog. Nadelöhr) neben C.

Nordöstlich der Toranlage entstand 1622/23 ein Bollwerk, welches im Verband mit der Ringmauer stand[124]. Bereits im zweiten Viertel des 17. Jh. wurde diese Bastion zu einem Ravelin, einer inselartig vorgelagerten Dreieckschanze, umgebaut und mit einem weiteren Graben umgeben[125]. Zwischen Vortor C und der Ravelinmauer MR 6 wurde, an der Stelle der späteren MR 8, ein Mäuerchen mit Pforte in den alten Stadtgrabenabschnitt gestellt[126]. Der Zugang zum Haupttor hatte nun über zwei Gräben und durch zwei mit Zugbrücken versehene Vortore zu erfolgen, dazwischen befanden sich auf dem Ravelin die Unterkünfte der Wachtmannschaft (D) und des Wachtmeisters.

Der geschilderte Bauzustand blieb nahezu unverändert bis ins frühe 19. Jh. erhalten. Wohl um 1806 wurden zuerst der Katzensteg und die innere hölzerne Grabenbrücke abgebrochen und durch einen Erddamm mit seitlichen Mauerschalen (MR 7 und MR 8) aus Sandsteinquadern ersetzt, 1812 ebenso die äussere Grabenbrücke. Im gleichen Zug wurden die beiden Vortore niedergelegt und beim inneren Damm eine Steintreppe zu den Gärten im Stadtgraben angefügt (Abb. 21).

[121] Der Vorhof wird bereits 1443 erwähnt; vgl. dazu den Merianplan von 1615 (bzw. 1617). – Die im folgenden angeführten Baudaten wurden hauptsächlich dem Aufsatz von F. Lauber, 1977, entnommen; vgl. Anm. 116.

[122] Es handelte sich um eine Schwippbrücke, wie die Aussparungen in der Ostmauer von C zeigen.

[123] 1709 stand an dieser Stelle «im Kellerlin ein dreypfündig Schrotstücklein» aus dem Jahre 1633; StAB, Militärakten H 3, 4. Vgl. Gessler Ed. A., in Basler Jahrbuch 1911, 221–240.

[124] Vgl. dazu die Vogelschaupläne von Matthäus Merian von 1615 (bzw. 1617) und 1642.

[125] Zur Gestalt des Ravelins vgl. KDMBS Bd. 1, 1971², 236, Abb. 157 oder Lauber F., wie Anm. 116, 35.

[126] Vgl. dazu die Skizze mit den Grabenbrücken im StAB, Planarchiv A 1, 109.

In der Mitte des 19. Jh. hatten die Basler Ringmauern ausgedient und wurden bis auf wenige Reste demoliert. Auch das St. Alban-Tor sollte nicht verschont bleiben, konnte jedoch dank privater Initiative erhalten werden.

Allerdings erfolgte zusammen mit der Restaurierung 1871/72 auch eine Umgestaltung des Torturmes und die Angliederung eines Polizeipostens (E) auf der Nordseite. Die übrigen Elemente der Stadtbefestigung waren in der Zwischenzeit abgebrochen und das Terrain eingeebnet worden. Erst die Restaurierung der Jahre 1976/77 hat dem übriggebliebenen Torturm sein ursprüngliches wehrhaftes Gepräge zurückgegeben.

Bemerkungen zur Datierung des ersten St. Alban-Tores: H. Gasser hat anhand der Neukonzipierung der Obergeschosse des Torturmes B auf die Zerstörung eines älteren Tors beim Erdbeben von 1356 geschlossen[127]. Verschiedene stilistische Überlegungen verbunden mit der Interpretation der vorhandenen Urkunden- und Quellentexte führten zur Annahme, dass die Entstehung des «älteren» St. Alban-Tores, von welchem das Erdgeschoss noch erhalten ist, im letzten Viertel des 13. Jh. anzunehmen sei[128]. Der oben geschilderte archäologische Befund ergab nun eindeutig, dass an dieser Stelle die Stadtmauer MR 1 als ältestes Element der äusseren Stadtbefestigung anzusprechen ist. Ihre Erbauung wurde bisher erst nach dem Erdbeben (seit 1361) angenommen, währenddem an der Stelle der Letzimauer im St. Alban-Tal bereits in früherer Zeit eine Vorgängerbefestigung des Klosters vermutet wurde.

Im Jahre 1369, vielleicht auch schon 1364[129], wurde die Lage des Klosters St. Alban jedoch bereits als innerhalb der *neuen und äusseren* Mauern und Gräben der Stadt liegend genannt[130]. D.A. Fechter erwog bereits für das dritte Jahrzehnt des 14. Jh. die Existenz eines Abschnittes dieser äusseren Ringmauer zwischen dem St. Alban-Tal und dem Aeschen-Tor[131]. Fraglich bleibt nun allerdings, ob das 1344 erstmals erwähnte «usser tor»[132] – im Gegensatz zum bereits 1284 genannten «innern» Vridentor der inneren Vorstadtbefestigung bei der Einmündung der Malzgasse in die St. Alban-Vorstadt[133] – vorbehaltlos mit dem St. Alban-Tor gleichgesetzt werden darf. Zwei Einträge im 1334/1338 entstandenen Anniversarbuch des Basler Dom-

[127] Gasser H., wie Anm. 116, 11 f.
[128] Dieselbe, wie Anm. 116, 24.
[129] Fechter D.A., in Basel im vierzehnten Jahrhundert, Basel 1856, 106, Anm. 4.
[130] «situm infra muros et vallos novos et extremos civitatis», z.B. StAB, St. Alban C, 26.
[131] Fechter D.A., wie Anm. 129, 106.
[132] Derselbe, wie Anm. 129, 106, besonders Anm. 4; StAB, Prediger, Pergamenturkunde Nr. 344: «. . . von ein schure do gelegen ist ze Basel vor friden tor an dem usseren tor . . .».
[133] StAB, St. Alban Da, Zinsbuch von 1284.

stifts für den 17. August bzw. den 17. September nennen Liegenschaften und Gärten ausserhalb des Vridentores «in der Neuen Stadt» bzw. «nove civitatis» nahe der Malzgasse[134]. Die auch an anderen Stellen urkundlich erwähnten Häuser und Gärten tragen seit dem späteren 14. Jh. vielfach die weitere Ortsbezeichnung «by dem grendel»[135]. Damit dürfte ein Schlagbaum oder Holzgatter, wenn nicht sogar das «äussere Vridentor» gemeint sein, welches demzufolge eher im näheren Umkreis des inneren Vridentores zu suchen wäre. Die «nova civitas», die äussere Vorstadt also, umfasste folglich in der ersten Hälfte des 14. Jh. nur einen kleineren Erweiterungsbereich ausserhalb der ummauerten inneren Vorstadt.

Fazit: Die beigezogenen Quellentexte erlauben keine gesicherte Datierung für die Entstehung des St. Alban-Tores vor dem Erdbeben. Anhaltspunkte für eine frühere Datierung bieten lediglich die erwähnte Zweiphasigkeit des Turmschaftes und der archäologische Befund eines vielleicht ältesten Tores A. *Guido Helmig*

Untere Rheingasse 8–10, 1985/2: Siehe Kapitel D im vorliegenden Bericht.

Neuzeit

Freie Strasse 105 (A), 1985/21: Auf dem östlichen Trottoir kamen in einem Werkleitungsgraben der IWB rund 20 cm unter den bestehenden Leitungen Fundamente einer älteren Überbauung zum Vorschein[136]. Die ehemalige Baulinie liegt ungefähr auf der Achse der heutigen Leitungsrohre. Vor den Häusern Nrn. 103 und 105 sind Kellerräume nachweisbar. Die Kellermauern bestehen aus Kieselwacken, Sand- und Backsteinen im Mörtelverband. Der Keller vor Haus Nr. 103 war auf der Innenseite, d.h. gegen Osten, verputzt.

Über die Benutzungszeit und die Auflassung der Häuser kann von archäologischer Seite nichts ausgesagt werden, da kein Schichtabbau durchgeführt wurde[137]. *RdA*

[134] Bloesch Paul, Das Anniversarbuch des Basler Domstifts 1334/38–1610, Quellen und Forschungen zur Basler Geschichte 7, Basel 1975. – Die genannten Einträge für Johannes von Rufach bzw. die Familie Tyrlin stammen von der Hand des Schreibers A, welcher gemäss Bloesch zwischen 1334/38 bis ca. 1345 die Eintragungen besorgte.

[135] Vgl. z.B. Fechter D.A., wie Anm. 129, 106, Anm. 5. – Die Bezeichnung «an den alten Grendell» bei der Malzgasse findet sich noch 1544 in der Erneuerung der Ordnungen und Freiheiten der Vorstadtgesellschaft zum hohen Dolder durch den Rat; siehe Iselin-Rütimeyer F., Zur Geschichte der Vorstadtgesellschaften Basels, in Beiträge zur vaterländischen Geschichte, NF 1, Basel 1882, 170.

[136] Auswechseln von Wasser-, Gas- und EW-Leitungen auf dem alten Trassee. Bauleitung: Ing.-Büro R. Fuhrer, Bauunternehmer: B. Mazotti AG, Polier Herr Idale. Sachbearbeiter: G. Helmig.

[137] Die Leitungen lagen bis auf die Mauerkrone in gestörten Schuttschichten.

Kleinriehenstrasse 30, 1985/8: In einer Baugrube eines Erweiterungsbaus des Claraspitals wurden zwei Sodbrunnen angeschnitten[138]. Beide Brunnen lagen in der Böschung der Baugrube, so dass nur die aus der Profilwand hervorragende Hälfte der Schächte sichtbar war. Der eine Brunnen misst ca. 180 cm im Durchmesser und besteht aus grob behauenen, trocken gemauerten Sandsteinblöcken[139]. Der zweite Schacht weist einen geringeren Durchmesser auf und ist von ähnlicher Machart. Ein abgeknicktes modernes Eisenrohr greift hier in den Schacht hinunter.

Die beiden Brunnen sind neuzeitlich. Der Polier, Herr Konrad, berichtete von neuzeitlichen Kellergewölben, die während des Aushubs abgebrochen worden seien. Gemäss Aussagen ortskundiger Mitarbeiter soll hier früher ein Bauernhof gestanden haben. *RdA*

Mauerstrasse, Ciba-Geigy, Bau 428, 1985/25: Anlässlich von Bauarbeiten auf dem Areal der Ciba-Geigy AG, Bau 428, wurden menschliche Skelettreste angeschnitten (Abb. 22)[140]. Es handelt sich um Überreste von zwei Individuen, Bestattungen des ehemaligen Horburg-Gottesackers, der noch bis ins letzte Jahrhundert als Friedhof benutzt worden ist[141]. *RdA*

Riehen, Rudolf Wackernagel-Strasse 86, 1985/7: In der Profilwand einer Baugrube zeichnete sich ca. 100 cm unter der Oberfläche im sterilen Löss eine dunkle, humöse Schicht ab. Die Entdecker H. und U. Leuzinger haben aus dieser Schicht eine Randscherbe, ein Ziegelfragment und zwei flache Eisenobjekte geborgen[142]. Im Aushubmaterial kamen ferner die Randscherbe eines grünglasierten Tellers und eine weitere glasierte Keramikscherbe zum Vorschein. Die Funde sind neuzeitlicher Datierung[143].

Der humöse Horizont bezeichnet ein älteres Bodenniveau, das von abgeschwemmtem Löss eingedeckt wurde. Dieser Prozess des «Hangfliessens» muss während der letzten Jahrhunderte erfolgt sein. *RdA*

[138] Herrn H. Leuzinger, der während der Bauzeit im Claraspital weilte, sei herzlich für die Mitteilung gedankt. Dank gebührt auch Herrn Konrad von der Firma Theurillat für seine Unterstützung. Sachbearbeiter: E. Albrecht.

[139] Grabungsdokumentation G 1.

[140] Wir verdanken die telefonische Meldung Herrn J. Darnuzer, Arealdienst der Ciba-Geigy AG. Sachbearbeiter: P. Thommen.

[141] Das Skelettmaterial (FK 15296) wurde dem Anthropologen der IAG, B. Kaufmann, übergeben.

[142] Unseren ehrenamtlichen Mitarbeitern sei herzlich gedankt.

[143] FK 14120, Inv.-Nrn. 1985/7.1–2.

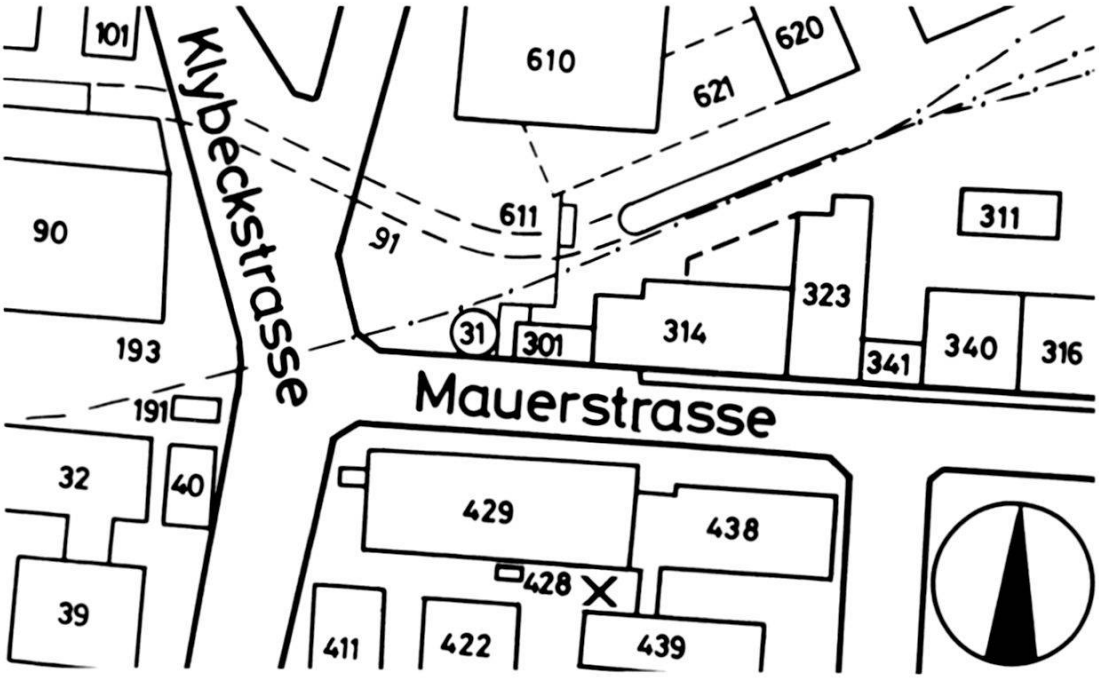


Abb. 22. Mauerstrasse, Ciba-Geigy, Bau 428, 1985/25. Situationsplan. – Zeichnung: E. Albrecht. – Massstab ca. 1:2500.

Spalenvorstadt 46 (A), Spalentor, 1985/12: Anlässlich von Leitungsbauten ist unmittelbar vor dem Spalentor eine Mauer angeschnitten worden[144].

Entgegen den ersten Vermutungen handelte es sich dabei nicht um die spätmittelalterliche Kontermauer des Stadtgrabens, sondern um eine moderne Ergänzung derselben aus Beton.

Der Verlauf von Kontermauer und gegenüberliegender, südlich an das Tor anschliessender Stadtmauer ist im Trottoir markiert. *RdA*

Topographische Befunde

Bäumleingasse 9, 1985/24: In einem Hinterhaus der Liegenschaft Bäumleingasse 9 wurde der Boden um 140 cm abgesenkt[145]. Die Liegenschaft erstreckt sich über den im Hochmittelalter eingeschütteten Wehrgraben an der Bäumleingasse, der bereits in spätkeltischer Zeit angelegt worden war. Situation und Forschungsstand sind auf Abb. 23 dargestellt[146].

[144] Herrn Isele von der PTT sei für die unverzügliche Meldung herzlich gedankt. Sachbearbeiter: Ch.Ph. Matt.

[145] Bauherrschaft: Galerie E. Beyeler, Architekt W. Frey; Unternehmer: Straumann-Hipp AG, Polier Herr Kiefer. Den Beteiligten sei für Ihre Unterstützung herzlich gedankt. Sachbearbeiter: H. Eichin.

[146] Vgl. auch BZ 80, 1980, 256, Abb. 18 und 19. Dort Zusammenfassung der älteren Literatur.

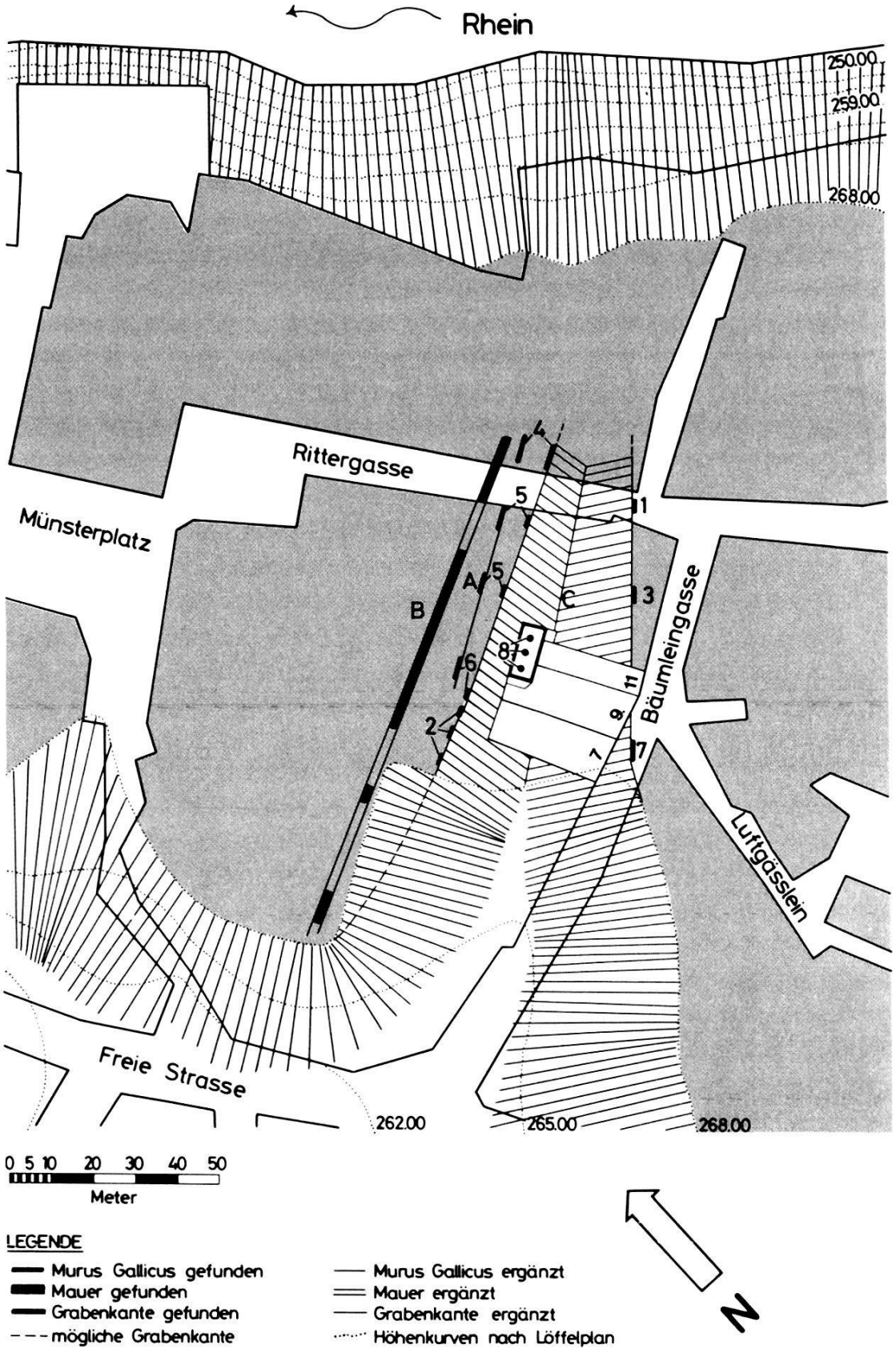

Rhein
250.00
259.00
268.00
Rittergasse
Münsterplatz
Bäumleingasse
Luftgässlein
Freie Strasse
262.00
265.00
268.00
A
B
C
1
2
3
4
5
6
7
8
9
11
0 5 10 20 30 40 50
Meter
LEGENDE
Murus Gallicus gefunden
Mauer gefunden
Grabenkante gefunden
mögliche Grabenkante
Murus Gallicus ergänzt
Mauer ergänzt
Grabenkante ergänzt
Höhenkurven nach Löffelplan
N

Abb. 23. Bäumleingasse 9, 1985/24. Situationsplan mit archäologischen Aufschlüssen am Graben Bäumleingasse. – Zeichnung: E. Albrecht nach Vorlage von H. Eichin. – Massstab 1:2000.

Legende:

A Murus Gallicus
B Kastellmauer
C Graben. Das Plateau (über 268.00) wurde gerastert.
1, 2, 3 Grabenprofile nach R. Fellmann, BRZ, 1955, Abb. 13.
4, 5, 6 Grabenkante gesichert anlässlich der drei Grabungskampagnen am Murus Gallicus (4 = 1971/34 und 1972/23, 5 = 1976/42, 6 = 1979/14)
7 Südliche Grabenkante in einem Fernheizungsschacht an der Bäumleingasse 7, 1979/18
8 Bohrungen Bäumleingasse 9, 1985/24

Wir verzichteten auf einen Schichtabbau, da die ersten Eingriffe zeigten, dass die Grabenfüllung im obersten Bereich lediglich frühneuzeitliche Scherben enthielt[147]. Dagegen nützten wir die Gelegenheit, Sondierungen zur Erfassung der Grabensohle durchzuführen. Die Untersuchungen wurden von unseren Kollegen vom Seminar für Ur- und Frühgeschichte der Universität Basel unter Leitung von M. Joos durchgeführt, die mit drei Bohrungen interessante Erkenntnisse gewinnen konnten (vgl. Abb. 24)[148].

Die Nummern der Bohrlöcher steigen von West nach Ost. Im westlichen (Nr. 1) und im mittleren Bohrloch (Nr. 2) wurde der gewachsene Kies rund 3 m unter dem heutigen Niveau erreicht. Bohrung 3 wurde in einer Tiefe von minus 2 m in einem kiesig-sandigen Material mit Ziegelfragmenten abgebrochen, ohne dass der gewachsene Kies erreicht worden wäre. Dieses Material entspricht ungefähr den Schichten 3 in Bohrung 2: Hier liegt zwischen den ziegelführenden Schichten 3 und dem gewachsenen Kies 1 ein «steriler» kiesiger Lehm mit unterschiedlicher Beimengung von Sand und Humus (Schicht 2), ein Befund, der auch in Bohrkern 1 beobachtet werden kann. Wir dürfen demzufolge für Bohrung 3 ähnliche Verhältnisse annehmen, wobei hier der Kies entsprechend dem Gefälle von Ost nach West etwas höher anstehen dürfte[149]. Siedlungsstrukturen wurden lediglich in Bohrung 3 angeschnitten: ein Mörtelboden über einem fetten dunklen Lehm (Schichten 5 und 6). Möglicherweise zeigen die in den oberen Schichten geborgenen Streufunde aus dem 16./17. Jh. den Zeitpunkt der Auflassung des zu diesem Boden gehörenden Gebäudes an[150].

[147] FK 13650, Inv.-Nrn. 1985/24.1–12.

[148] Herzlichen Dank. Es wurden 3 verschiedene Bohrertypen eingesetzt. Ein Handbohrer, ein «Pürckhauer» (Schlagbohrer) und ein «Borrosbohrer» (hydraul. Bohrer). Protokoll vom 18. Oktober 1985 von S. Scandella.

[149] Vgl. Schichten 1 in Bohrung 1 und 2.

[150] In der Fernheizungsleitung 1978/13, Sektor XI/A, wurden im Hinterhof der Liegenschaft Bäumleingasse 7 zahlreiche gut erhaltene Funde derselben Zeitstellung geborgen.

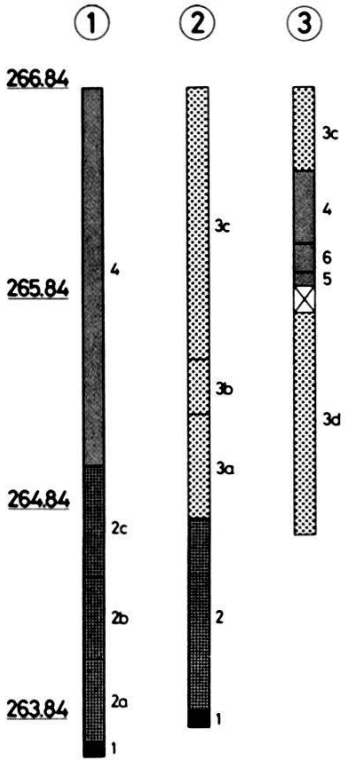


Abb. 24. Bäumleingasse 9, 1985/24. Bohrprofile. – Zeichnung: E. Albrecht nach Aufnahmen von M. Joos. – Massstab 1:50.

Legende:

Schichten Bohrkern:
1 Gewachsener Kies
2 Kiesiger Lehm mit unterschiedlichen Anteilen von Sand und humösem Material
2a Grauer, kiesiger Lehm
2b Humöser, sandiger, kiesiger Lehm, plastisch und feucht
2c Humös, sandig mit Kiesgeröllen
3 Kiesiger Lehm mit unterschiedlichen Anteilen von Sand und humösem Material, mit Ziegelfragmenten
3a Lehmig, sandig, humös mit Ziegelfragmenten
3b Lehmig, sandig, humös mit gröberem Kies und Ziegelfragmenten
3c Humös, kiesig, lehmig mit Ziegelfragmenten
3d Sandig, kiesig, humös mit Ziegelfragmenten
4 Humös, kiesig
5 Schwarzer, fetter Lehm, humös
6 Mörtelboden, hellgrau

Wie die Rekonstruktion des Grabens auf Abb. 23 zeigt, stossen die drei Bohrlöcher nicht auf die tiefste Stelle der Senke, sondern auf die nördliche Böschung im unteren Bereich des Grabens. Ein Vergleich der Koten des gewachsenen Kieses auf der Grabenberme im Hof des Schulhauses Rittergasse 4[151] und in den Bohrungen 1 und 2 ergibt eine Differenz von rund 4 m, d.h. der Graben an der Bäumleingasse muss an dieser Stelle in antiker Zeit mindestens 4 m tief gewesen sein. Das lehmige, soweit erkennbar sterile Material in der Qualität von Schicht 2 dürfte zur Zeit, als der Graben noch offen gestanden hatte und in Funktion war, d.h. während des ersten Jahrtausends n.Chr., eingeschwemmt worden sein. Die Aufschüttung und Planierung des Grabens erfolgte im Hochmittelalter und wird durch die Schichten 3 und 4 angezeigt[152]. *RdA*

Gerbergasse 70/Gerbergässlein 41, 1985/5: Da aus nächster Umgebung der Liegenschaft interessante Aufschlüsse über bauliche Reste aus dem Hochmittelalter bekannt sind[153], wurde der Umbau an der

[151] Vgl. Furger-Gunti A., Der Murus Gallicus von Basel, JbSGUF 63, 1980, 131 ff., Abb. 3, Profil C.

[152] Der Phasenplan bei A. Furger-Gunti (siehe Anm. 151, Abb. 1) bedarf für die ersten Etappen wohl einiger Korrekturen (vgl. BZ 82, 1982, 224), bringt jedoch die Kontinuität der Benutzung von spätkeltischer Zeit bis ins Hochmittelalter anschaulich zum Ausdruck. Der Graben wurde mit der Errichtung des Mauerrings am St. Albangraben funktionslos und daher aufgeschüttet.

[153] Vgl. Gerbergasse 76 (A), 1983/6, in BZ 84, 1984, 263 ff. und Gerbergasse 71–75, 1984/10, in BZ 85, 1985, 240 ff.

Gerbergasse 70 mit besonderem Interesse verfolgt[154]. Wir mussten jedoch feststellen, dass unter den bereits bestehenden Kellerräumen keinerlei Siedlungsspuren mehr erhalten waren. Der Kellerboden lag unmittelbar auf dem Blauen Letten, OK 253,85 m ü.M. *RdA*

Marktplatz 17/Glockengasse 7, 1985/1: Anlässlich eines Umbaus des ehemaligen Haushaltgeschäftes «Blaser» am Marktplatz wurde der Kellerboden abgesenkt[155]. Vergleiche mit den Schichtverhältnissen an der Sattelgasse 4/6[156] und an der Schneidergasse 1[157], den beiden in vergleichbarer Lage nächstgelegenen Aufschlüssen, liessen uns eine Überwachung der Bauarbeiten ratsam erscheinen.

Vorgängig des Umbaus wurden Bohrungen durchgeführt und Sondierschnitte angelegt. Die Untersuchungen zeigten, dass unter dem Kellerboden keine Siedlungsschichten mehr erhalten waren, sondern gewachsener Boden lag. Während man in den Bohrungen[158] auf den Blauen Letten stiess, wurden in den vom Unternehmer veranlassten Sondierschnitten entlang der Mauerfundamente Kies und Reste eines neuzeitlichen Tonplattenbodens angeschnitten[159]. Schliesslich zeigte eine seitens der Archäologischen Bodenforschung angelegte Sondierung dieselbe Abfolge, nämlich sterilen Kies über Blauem Letten. Als einziger Fund wurde hier ein neuzeitlicher Schlüssel geborgen, der wohl während der Errichtung des heutigen Gebäudes in den Boden gelangte[160].

Von der Liegenschaft aus wurde ein 25 cm weites Rohr in Richtung Birsig vorgetrieben, wobei Kies- und Schuttschichten, jedoch wiederum keine Kulturschichten, durchschlagen wurden. *RdA*

Riehen, Ausserbergwald, 1985/19: Nachdem Herr H. Kästli im Gelände bei Höhenpunkt 442[161] eine Senke und daneben einen auf allen Seiten steil geböschten, offensichtlich künstlich aufgeschütteten Hügel mit einem Durchmesser von rund 15 m festgestellt hatte, gelangte er mit der Bitte an uns, während der Sommerferien mit seiner Grossfamilie Sondierungen durchführen zu dürfen. Nach einem Augenschein und nach Absprache der Bedingungen konnte diesem Gesuch stattgegeben werden[162].

[154] Sachbearbeiter: P. Lavicka.

[155] Den Herren T. Sarasin (Architekt), A. Dux und Polier S. Mutslechner (Straumann-Hipp AG) sei für ihre Unterstützung herzlich gedankt. Sachbearbeiter: Ch.Ph. Matt.

[156] Sattelgasse 4/6, 1964/20, BZ 64, 1964, XXXI ff. und XXXIX.

[157] Schneidergasse 1, 1976/10, BZ 77, 1977, 223 f.

[158] Diamantbohr AG.

[159] Dokumentation SS I–V in G 1.

[160] FK 14694. Inv.-Nr 1985/1.1.

[161] LK 1047, Koordinaten 268.360/616.280 (Abb. 25, c).

[162] Herr Kästli betreut in seiner Grossfamilie pflegebedürftige Kinder. Die Bewilligung wurde erteilt, nachdem sich der Kantonsarchäologe Gewissheit verschafft hatte, dass es sich dabei nicht um ein Objekt von archäologischer Bedeutung handeln kann. Sachbearbeiter: Rolf d'Aujourd'hui.

Familie Kästli legte einen von Westen ca. 5 m in den Hügel hineinführenden Sondierschnitt an[163], der unsere Vermutung bestätigte, dass es sich um eine künstliche Aufschüttung handelt.

In den Profilen war Kalksteinschutt, durchzogen von Lehm- und Mergelschichten, zu erkennen. Im Aushub wurde lediglich ein Druckknopf mit dem Ansatz eines Lederriemens gefunden, ein Hinweis auf die neuzeitliche Datierung des Hügels. Der Schluss liegt nahe, die Aufschüttung mit der dolinenartigen Senke in Verbindung zu bringen.

Ein Blick in die geologische Karte vermittelt in diesem Zusammenhang eine interessante Assoziation (Abb. 25)[164]. Senke und Hügel bei Punkt 442 (Abb. 25, c) liegen unmittelbar neben einer Verwerfung (I), die den gipsführenden Keupermergel (3) vom Hauptmuschelkalk (1) absetzt. Sowohl Gips (Abb. 25, b) wie Hauptmuschelkalk (Abb. 25, a) wurden in dieser Gegend bergmännisch abgebaut. Wir dürfen deshalb mit einiger Wahrscheinlichkeit annehmen, dass auch im Ausserbergwald bei Punkt 442 Gips gebrochen wurde und möchten die Senke demzufolge als Gipsbruch, den Hügel als Aufschüttung des Grundgesteins deuten.

Tatsächlich lesen wir in einer Abhandlung über die Basler Grenze, dass unter anderem die Markgrafen von Baden und die Baumeister der Festung Hüningen an den Gips- und Steinbrüchen am Hörnli interessiert waren[165]. «Gewinnbringend für die Markgrafen waren die Gipsgruben und die grossen Steinbrüche am Hörnli, aus denen z.B. die Franzosen in den Jahren 1680 bis 1691 das Material für den Bau der Festung Hüningen besorgten und auf Lastkähnen durch das neutrale Basel nach der Baustelle transportierten. Wenn man weiss, dass der Festungsbaumeister Vauban alle Bauwerke von Hüningen in sumpfigen Kiesboden hineinstellen musste, was tiefgehende Fundamente aus witterungsbeständigen Steinen erforderte, die am Horn gebrochen wurden, so kann man sich eine Vorstellung vom Ausmass des Materials machen, das damals vom Horn weggeschafft wurde.»

Die rechtwinklig zur Verwerfung steil gegen Westen abfallende und tief eingeschnittene Erosionsrinne (Gehängeschutt 5) eignete sich zum Abtransport des zu beiden Seiten des Tälchens gebrochenen Baumaterials. Entlang der westlichen Bruchkante der beiden tektonischen Brüche (I) sind auch nördlich und südlich von Punkt 442 im Gelände weitere Hinweise auf ehemalige Gipsgruben erkennbar.

RdA

[163] Dokumentation: Plan und Bericht von H. Kästli.
[164] Geologischer Atlas der Schweiz, 1:25 000, Blatt 1047 Basel, Atlasblatt 59.
[165] Stohler H., Die Basler Grenze, 142. Neujahrsblatt, Basel 1964, 44.

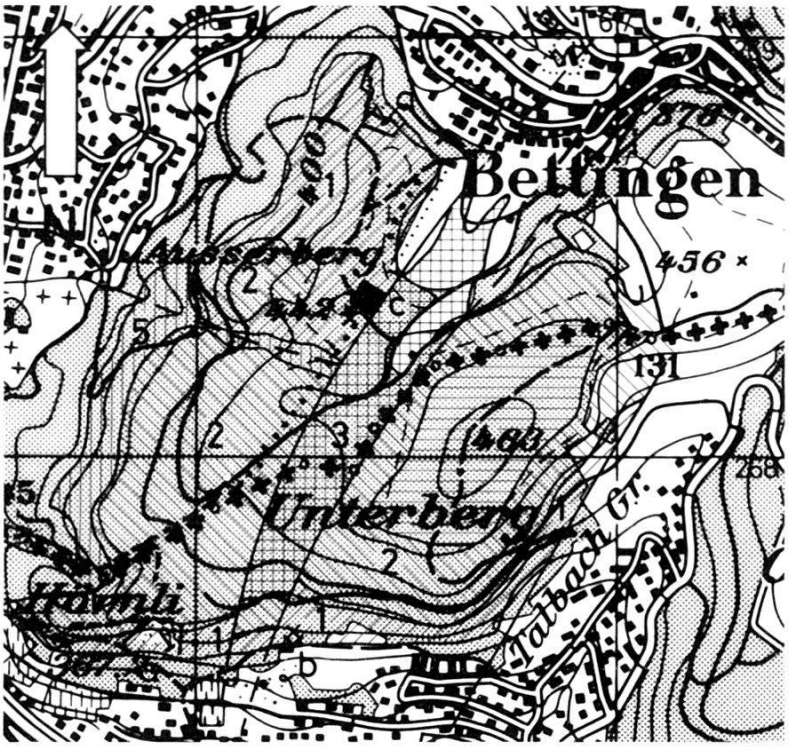


Abb. 25. Riehen, Ausserbergwald, 1985/19. Situationsplan mit geologischen Schichten nach dem geologischen Atlas der Schweiz, Blatt 59. Ausschnitt aus Blatt 213 der Landeskarte, Massstab 1:25 000 (reproduziert mit Bewilligung des Bundesamtes für Landestopographie vom 2. September 1986). – Umzeichnung: E. Albrecht.

Legende:

Geologische Schichten:
1 Hauptmuschelkalk
2 Trigonodus-Dolomit
3 Bunte Keupermergel und Gipskeuper
4 Quartärer Verwitterungslehm
5 Nacheiszeitlicher Gehängeschutt

Steinbrüche:
a) Aufgelassener Bruch von Hauptmuschelkalk
b) Aufgelassener Gipsstollen
c) Aufgelassene Gipsbrüche im Ausserbergwald
I Verwerfung, Transversalverschiebung

Schulgasse 16, 1984/29: Nördlich der Liegenschaft Schulgasse 16 wurde ein Sickerschacht mit rund 70 cm tief liegenden Zuleitungen erstellt[166]. Die Bauarbeiten wurden von der Archäologischen Bodenforschung im Hinblick auf allfällige Spuren des mittelalterlichen Dorfes Kleinhüningen überwacht[167]. Obwohl ausser vereinzelten spätmittelalterlichen und neuzeitlichen Streufunden keine Hinweise auf ältere Siedlungsstrukturen gewonnen werden konnten, wurden die Profile in den Aufschlüssen als Beleg zur Topographie gezeichnet[168].

[166] Den Herren M. Herde (Baudepartement), H.R. Schmid (Gewässerschutzamt) sowie Herrn Capeder (Unternehmer) sei für ihre Unterstützung herzlich gedankt. Sachbearbeiter: Rolf d'Aujourd'hui.
[167] Nach wie vor fehlen jegliche Hinweise auf die zum alamannischen Gräberfeld gehörende Siedlung.
[168] FK 14110–14114, Inv.-Nrn. 1984/29.1–17. Dokumentation: Profile P 1–P 5.

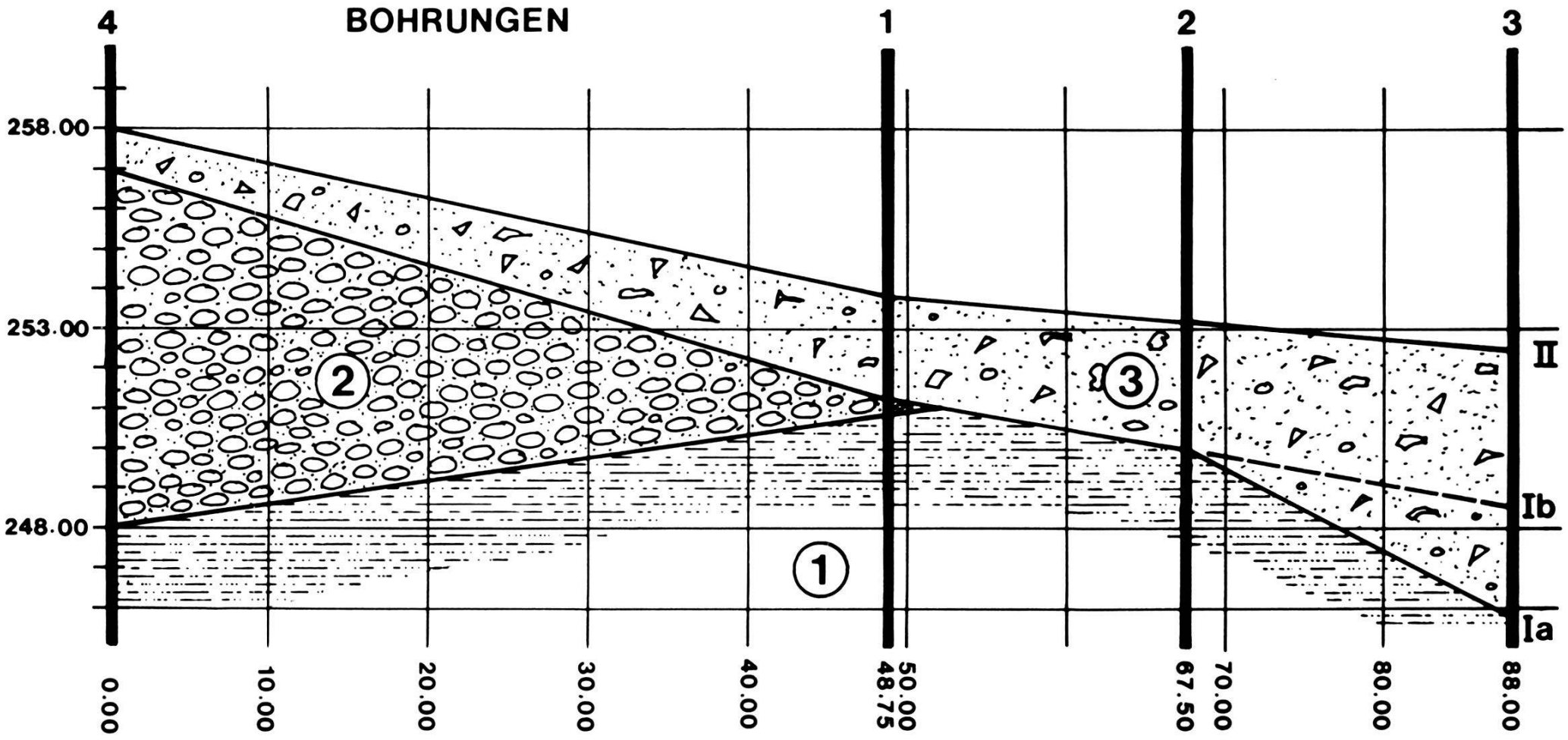

BOHRUNGEN
4
1
2
3
258.00
253.00
248.00
II
Ib
Ia
1
2
3
0.00
10.00
20.00
30.00
40.00
50.00
48.75
67.50
70.00
80.00
88.00

Abb. 26. Spiegelgasse 1 (A), 1985/32. Schematischer Idealschnitt nach den Bohrprofilen der Bohrungen 1–4. – Zeichnung: H. Eichin. – Massstab 1:500/1:200, d.h. in der Höhe 2,5 × überhöht.

Profilbeschreibung:

1 Septarienton
2 Rhein- und Birsigschotter
3 Künstliche Aufschüttungen mit Bauschutt, Kies und humösem Material

I Oberkante des gewachsenen Bodens
Ia Projektion auf die wohl nur örtlich (Bohrung 3) sehr tief liegende Unterkante der Aufschüttungen
Ib Lineare Fortsetzung der Neigung (ermittelt aus den Koten in den Bohrungen 4, 1 und 2)
II Heutiges Gehniveau

Die Schichtabfolge zeigt über dem gewachsenen Kies einen stellenweise verunreinigten Schwemmsand, der von einer Humusschicht überdeckt wird.

In einer zweiten Etappe wurden im Innern des Hauses Schulgasse 16 Umbauarbeiten durchgeführt[169]. Die zur Unterfangung der Hausmauern angelegten Schnitte zeigten ähnliche Schichtverhältnisse, wie sie oben für den Platz nördlich der Liegenschaft beschrieben wurden. Wiederum waren keinerlei Anzeichen von Siedlungshorizonten erhalten. *RdA*

Spiegelgasse 1 (A), 1985/32: An der Spiegelgasse wurden vier Bohrungen zur Baugrunduntersuchung durchgeführt (Abb. 4)[170]. Die Ergebnisse der Bohrungen sind in Abb. 26 schematisch dargestellt[171]. Deutlich erkennbar ist eine Scheitelzone im Blauen Letten (Septarienton 1) im Bereich von Meter 50. Während die Senke gegen Westen, d.h. gegen den Hang zu, mit Rheinschottern (2) eingedeckt ist, wird der Ton östlich von Meter 50 unmittelbar von anthropogenen Schichten (3) überlagert.

Nachdem der Septarienton westlich von Meter 50 während der letzten Eiszeit zunächst erodiert worden war (Abflussrinne), kamen in der ganzen Rheinebene Schotter zur Ablagerung (Schicht 2). Gegen Ende der Eiszeit und im Holozän hat sich der Birsig in die Schotterfläche eingetieft und das Tal zwischen Petersgraben und Münsterhügel herausgeformt. Auf der Talsohle, östlich von Meter 50 wurde dabei der Schotter bis auf den lettigen Untergrund abgetragen. Die heute noch anzutreffenden Aufschüttungen wurden, wie wir in Anlehnung an andere Aufschlüsse in der Talstadt vermuten dürfen, im Laufe des Mittelalters zur Planierung und Anhebung des

[169] Es handelt sich dabei um das Fischerhaus, über das unter anderem in der Basler Zeitung vom 22. Dezember 1982 und vom 21. Januar 1983 berichtet wurde.

[170] Bauherr: Basler Kantonalbank. Unternehmer: J. Cron. Bohrung 4 ist auf Abb. 4 nicht dargestellt, sie liegt nördlich der Kantonalbank an der Petersgasse. Aufnahme der Profile durch Frau Schweizer, Geologisches Institut Basel. Frau Schweizer hat uns ferner Mitteilung von einem Mauerzug gemacht – es handelt sich dabei um eine alte Fassadenmauer – die anlässlich von Bohrungen des Instituts angeschnitten wurde. Den Beteiligten sei für die gute Zusammenarbeit herzlich gedankt. Sachbearbeiter: H. Eichin.

[171] Grundlage: Profilzeichnungen und Beschreibung der Profile P 1–4 von Frau M. Schweizer.

Geländes abgelagert. Wie schon an anderer Stelle gezeigt wurde, handelt es sich dabei nicht um «Überschwemmungsschichten» des Birsigs[172]. Das steile Absinken des geologischen Untergrunds zwischen Meter 70 und 88 könnte auf neuzeitliche bauliche Eingriffe im Bereich von Bohrung 3, etwa im Zusammenhang mit dem Aushub für Fundamentgruben oder Leitungskanäle, hindeuten. *RdA*

Befund negativ

Aeschenvorstadt 52–54, 1985/13: Der Aushub der Baugrube für einen Neubau wurde von der Archäologischen Bodenforschung überwacht. Dabei konnten keinerlei Hinweise auf ältere Siedlungsstrukturen beobachtet werden[173]. *RdA*

Andreasplatz (A), 1985/27: Die Aushubarbeiten für das Verlegen eines EW-Kabels in der Nordwestecke des Andreasplatzes wurden überwacht. Die Arbeiten beschränkten sich auf die oberste gestörte Zone (bis minus 80 cm)[174]. *RdA*

Fabrikstrasse 60, Sandoz Bau 48, 1985/28: Aushubarbeiten in den Einschüttungsschichten für einen alten Leitungstunnel. Befund negativ[175]. *RdA*

Freie Strasse 25, 1985/16: Die Umbauarbeiten im Restaurant Schlüssel wurden von Denkmalpflege und Bodenforschung begleitet. Im Gegensatz zu den baugeschichtlichen Untersuchungen im Aufgehenden brachten die geringfügigen Eingriffe im archäologischen Bereich keinerlei Ergebnisse[176]. *RdA*

Riehen, Mohrhaldenstrasse 122 (A), 1985/3: Die Meldung von Skelettresten erwies sich nach eingehender Prüfung als Negativbefund: Es handelte sich um Funde aus einer modern verfüllten Arbeitsgrube in einem Leitungsschacht[177]. *RdA*

[172] Vgl. BZ 80, 1980, 280 ff. und BZ 82, 1982, 307 ff.

[173] In den Liegenschaften 52/54 wurden seitens der Denkmalpflege Bauuntersuchungen durchgeführt. Sachbearbeiter: Rolf d'Aujourd'hui.

[174] Fläche: 6 × 2 m. Sachbearbeiter: P. Lavicka.

[175] Bau 48 liegt im Zentrum des keltischen Gräberfeldes. An dieser Stelle wurden in früheren Jahren verschiedene Gräber registriert. Vgl. Furger-Gunti A. und Berger L., Katalog und Tafeln der Funde aus der spätkeltischen Siedlung Basel-Gasfabrik, Derendingen 1980. Unternehmer: Rapp AG, Herr Winter. Herzlichen Dank für die gute Zusammenarbeit. Sachbearbeiter: P. Thommen.

[176] Architekturbüro F. Vischer und G. Weber & Partner. Sachbearbeiter: Ch.Ph. Matt.

[177] Herrn Knecht von der Gemeindeverwaltung Riehen sei herzlich für die Meldung gedankt. Sachbearbeiter: G. Helmig.

Spalenvorstadt 1–15 (A), 1985/18: Die Überwachung von Bauarbeiten beim Verlegen einer Rohrpostleitung brachte keine positiven Ergebnisse[178]. *RdA*

Voltastrasse 30, Gaskessel, 1985/20: Der Abbruch des Gaskessels wurde überwacht. Da die Fundamente nicht ausgebrochen wurden, waren die archäologischen Schichten im Umfeld nicht gefährdet[179]. *RdA*

D. Abhandlungen und Vorberichte über Plangrabungen

Die bronzezeitlichen Funde aus Basel

Dieter Holstein

Im Rahmen einer Lizentiatsarbeit am Seminar für Ur- und Frühgeschichte der Universität Basel wurden alle im Gebiet des Kantons Basel-Stadt zum Vorschein gekommenen Alt- und Neufunde der Bronzezeit aufgearbeitet. Im Sinn eines Vorberichts soll hier ein Kurzkatalog der aufgenommenen 29 Fundstellen zusammen mit einer Verbreitungskarte (Abb. 27) und einer Übersicht über die chronologische Stellung der Funde (Abb. 28) vorgelegt werden[180].

Siedlungen

1. Siedlung auf dem Gebiet des frühmittelalterlichen Gräberfeldes in Kleinhüningen. 144 Keramikfragmente, die in der Auffüllung der alamannischen Gräber gefunden wurden[181].

2. Siedlung auf dem Hechtliacker. 130 Keramikfragmente. Die ersten Funde wurden in den siebziger Jahren des letzten Jahrhunderts beim Bau der in grossen Schleifen auf das Plateau des Bruderholzes führenden Strasse gemacht. 1946 haben H.-G. Bandi und R. Bay das ganze Gebiet mit Sondierschnitten untersucht. Es liessen sich aber nur noch durch Hangrutschung verlagerte Funde bergen[182].

[178] Sachbearbeiter: H. Eichin.

[179] Herrn Glauser, IWB, sei herzlich für die gute Zusammenarbeit gedankt. Sachbearbeiter: H. Eichin.

[180] Eine vollständige Publikation ist in der Reihe der Materialhefte zur Archäologie in Basel, ABS 10, vorgesehen.

[181] Die Funde sind bisher unpubliziert. Zum Gräberfeld: Giesler U., Das alamannische Gräberfeld von Basel-Kleinhüningen, in Führer zu vor- und frühgeschichtlichen Denkmälern 47, Lörrach und das rechtsrheinische Vorland von Basel, Mainz 1981, 211 ff.

[182] Sarasin F., Die steinzeitlichen Stationen des Birstales zwischen Basel und Delsberg, Neue Denkschriften der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft 54, Abh. 2, Basel-Genf-Lyon 1918, 253; Bay R., Die mittelbronzezeitliche Siedelung auf dem Hechtliacker im Kanton Basel-Stadt, in Basler Jahrbuch 1949, 153 ff.; BZ 63, 1963, XIX.

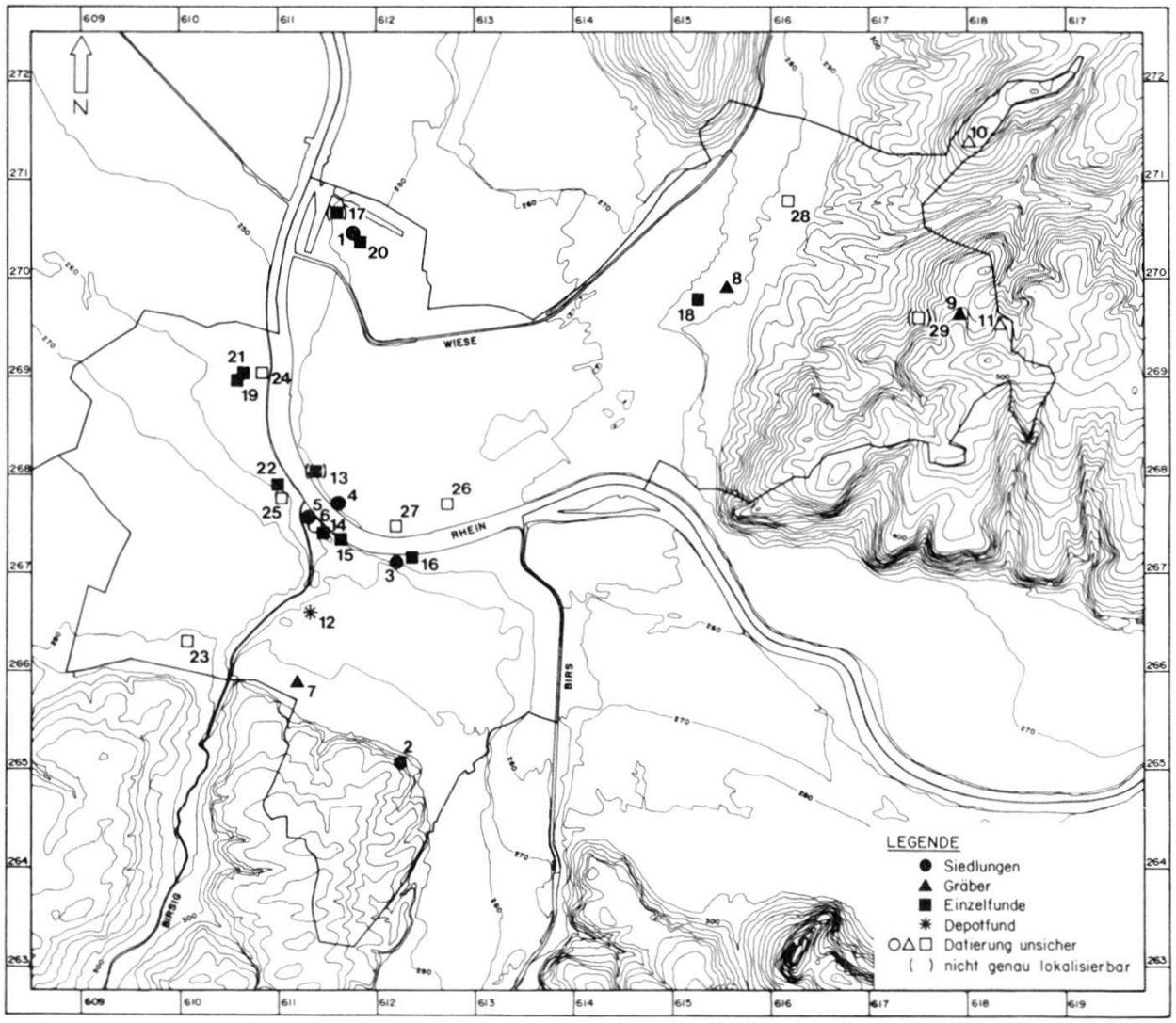


Abb. 27. Die Lage der bronzezeitlichen Fundstellen im Kanton Basel-Stadt. Legende zu den Fundstellen 1–29 vgl. Abb. 28. – Zeichnung: H. Eichin. – Massstab 1:100 000.

3. Siedlung bei St. Alban. 47 Keramikfragmente aus verschiedenen Grabungen in und um die St. Alban-Kirche[183].

4. Siedlung bei der Rheingasse. Mit 1122 Keramikfragmenten, 39 Hüttenlehmbrocken, zwei unbestimmbaren Bronzefragmenten und einem Netzsenker aus Stein handelt es sich um den weitaus grössten bronzezeitlichen Komplex aus Basel. Die Funde stammen aus verschiedenen Grabungen im Bereich Rheingasse-Utengasse-Schafgässlein-Lindenberg[184]. Aus der weiten Fundstreuung lassen

[183] BZ 64, 1964, XVII ff.; BZ 67, 1967, XV; BZ 81, 1981, 197.

[184] Utengasse 44/46, 1973/24: BZ 74, 1974, 330 ff.; Rheingasse 47, 1978/17: BZ 79, 1979, 260 f.; Utengasse 44/46, 1973/24 – Rheingasse 45, 1981/2, Rheingasse 47/49, 1978/17, Rheingasse 53, 1981/1, Rheingasse 57 – Lindenberg 5, 1980/18, Schafgässlein 2–4, 1980/19: BZ 81, 1981, 223 ff.; Schafgässlein 1, 1981/40: BZ 82, 1982, 247 ff.; BZ 83, 1983, 292 ff.; Rheingasse 46, 1983/35: BZ 85, 1985, 277; d'Aujourd'hui R., Stratigraphisch-topographische Studie zur Rekonstruktion der frühgeschichtlichen Siedlungsverhältnisse zwischen Rhein und Utengasse im Kleinbasel, BZ 82, 1982, 319 ff.

sich keine Schlüsse über Lage und Ausdehnung der bronzezeitlichen Siedlung ziehen, denn die meisten Funde sind in verlagerten Schwemmschichten zum Vorschein gekommen. Eine Ausnahme bildet hier ein neu gefundener, noch nicht genauer bearbeiteter Komplex bronzezeitlicher Keramik aus Grabungen im Waisenhaus. Erstmals können hier grössere Teile von mehreren Gefässen zusammengesetzt werden, so dass nicht mit einer Verlagerung der Funde über eine grössere Distanz zu rechnen ist[185].

Ebenfalls erst vor kurzer Zeit fanden sich an der Kartausgasse Fragmente eines Mondhorns. Auch dieses Objekt – das erste seiner Art im Kanton Basel-Stadt – ist in Zusammenhang mit den übrigen Siedlungsfunden zu sehen[186].

5. Siedlung bei St. Martin. 79 Keramikfragmente aus verschiedenen Grabungen am Martinskirchplatz und an der Martinsgasse[187].

6. Fundstelle am Rheinsprung 18 (Weisses Haus). 44 Keramikfragmente aus einem Graben im Ehrenhof des Weisses Hauses[188]. Der Graben war schon in keltischer Zeit wieder verfüllt, die vorliegende Keramik lässt sich aber innerhalb des Zeitraums von der späten Bronzezeit bis zur Hallstattzeit nicht genauer einordnen. Ein Zusammenhang mit den 70–90 m weiter nördlich gemachten Funden beim Martinskirchplatz ist möglich, aber noch nicht bewiesen.

Grabfunde

7. Sempacherstrasse 6–12. Keramik und wenige Bronzefragemente aus vier Gruben, die teilweise mit Kieselwacken angefüllt waren. Vermutlich handelt es sich um ausgeraubte Brandgräber[189].

8. Riehen–Burgstrasse. Ein verbogenes Bronzeschwert vom Typus Rixheim und eine Lanzenspitze, gefunden 1907. Die Deutung als Grab ist nicht gesichert, auch eine Interpretation als Weihegabe ist denkbar[190].

9. Riehen–Britzigerwald. Grösseres Grabhügelfeld, von dem zwei Hügel in den Jahren 1969 und 1971 ausgegraben worden sind[191].

[185] Theodorskirchplatz, 1984/33, siehe Vorbericht im vorliegenden Band, Kapitel D.

[186] Theodorskirchplatz, 1984/33, siehe Vorbericht im vorliegenden Band, Kapitel D.

[187] BZ 63, 1963, XIX ff.; BZ 67, 1967, XVI ff.; Berger L., Archäologischer Rundgang durch Basel, Archäologischer Führer der Schweiz 16, Basel 1981, 32; Helmig G., Vorbericht über die Grabungen auf dem Martinskirchsporn, BZ 84, 1984, 319.

[188] BZ 79, 1979, 261.

[189] JbSGUF 1968/69, 117 f.

[190] Moosbrugger R., Die Ur- und Frühgeschichte, in Riehen, Geschichte eines Dorfes, Riehen 1972, 32; Berger L., Die Anfänge Basels, in Basel – Eine illustrierte Stadtgeschichte, Basel 1969, 3.

[191] Freuler Ch., Bronzezeitlicher Grabhügel im Britzigerwald bei Riehen, BZ 70, 1970, 250 ff.; Furger A., Riehen-Britzigerwald: Grabhügel 1971, BZ 72, 1972, 371 ff.

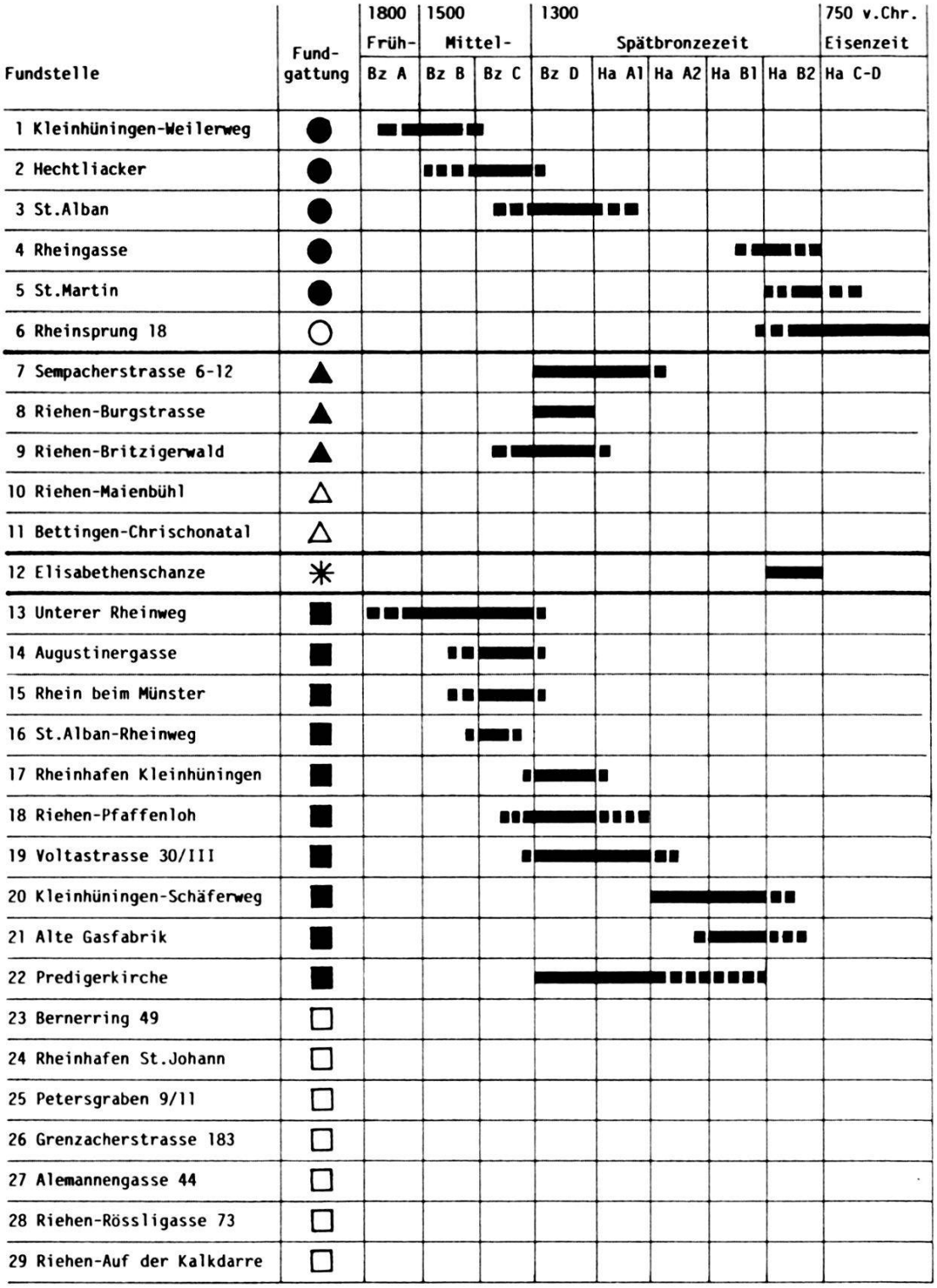


Abb. 28. Die Datierung der bronzezeitlichen Funde aus dem Kanton Basel-Stadt. Balken ausgezogen: Datierung wahrscheinlich. – Balken unterbrochen: Datierung möglich. Legende zu den Symbolen vgl. Abb. 27. – Zeichnung: H. Eichin.

10. Riehen–Maienbühl. Ca. 60 Steinhügel, deren Deutung als Grabstätten und deren allfällige bronzezeitliche Datierung noch nicht gesichert sind[192].

11. Bettingen–St. Chrischonatal. Grösseres Feld von noch nicht systematisch aufgenommenen Hügeln. Deutung und Zeitstellung ungeklärt[193].

Depotfund

12. Elisabethenschanze. Bronzedepot mit Griffzungensicheln, Arm- und Beinringen, Beilen und einer Lanzenspitze. Der Fund kam 1858 beim Abtragen der Schanze zum Vorschein und wurde schon mehrfach veröffentlicht. 1986 wurden die lange verschollenen zugehörigen Keramikfragmente wiedergefunden[194].

Einzelfunde

13. Unterer Rheinweg. Bronzedolch, gefunden 1917 im Kiesschotter des Trottoirs. Genauer Fundort nicht mehr lokalisierbar (der Untere Rheinweg hat eine Länge von 1,4 km)[195].

14. Augustinergasse. Bronzedolch, Fundjahr vermutlich 1925. Genauere Umstände unbekannt. Unpubliziert.

15. Rhein. Bronzedolch, 1952 bei Baggerarbeiten im Rhein auf der Höhe des Münsters gefunden[196].

16. St. Alban-Rheinweg. Randleistenbeil vom Typus Grenchen, 1984 bei Baggerarbeiten gefunden. Ein Zusammenhang mit der Siedlung bei der St. Alban-Kirche ist unwahrscheinlich[197].

17. Rheinhafen Kleinhüningen. Messer mit umlapptem Ringgriff, 1925 beim Bau eines Hafenbeckens gefunden[198].

18. Riehen-Pfaffenloh. Einzelne bronzezeitliche Scherbe unter den Funden des 1921 ausgegrabenen gallorömischen Viereckstempels[199].

19. Voltastrasse 30/III. Bronzene Pfeilspitze und zwei Keramikfragmente, gefunden in einer Flächengrabung 1975[200].

[192] Batschelet H., Zur Ur- und Frühgeschichte der Eisernen Hand bei Basel, Basel 1973; BZ 72, 1972, 346; BZ 75, 1975, 255 ff.

[193] BZ 83, 1983, 231 f.

[194] Pásthory K., Der bronzezeitliche Arm- und Beinschmuck der Schweiz, Prähistorische Bronzefunde XX, 3, München 1985, Tafel 192; Primas M., Beobachtungen zu den spätbronzezeitlichen Siedlungs- und Depotfunden der Schweiz, Festschrift Walter Drack, Zürich 1977, 44 ff.; JbSGUF 1986, 241 f.

[195] JbSGUF 1917, 39.

[196] JbSGUF 1958/59, 155 f.

[197] BZ 85, 1985, 238 ff.

[198] JbSGUF 1926, 53; Beck A., Beiträge zur frühen und älteren Urnenfelderkultur im nordwestlichen Alpenvorland, Prähistorische Bronzefunde XX, 2, München 1980, 99 f.

[199] Moosbrugger R., wie Anm. 190, 68, 75, Abb. 38, 30.

[200] BZ 76, 1976, 207, Abb. 7,3, Abb. 8,1–2.

20. Kleinhüningen–Schäferweg 57. Randscherbe eines Schulterbechers, gefunden in einem Leitungsgraben 1977[201]. Der Fund kann von seiner Datierung her nicht in Zusammenhang mit den älteren Funden aus dem Areal des frühmittelalterlichen Gräberfeldes von Kleinhüningen stehen, dessen östlichste Gräber nur etwa 40 m von dieser Fundstelle entfernt liegen (vgl. Nr. 1).

21. Alte Gasfabrik. Bronzemesser aus dem Areal der keltischen Siedlung. Während der mit einem menschlichen Kopf verzierte Griff zweifellos keltisch ist, hat als Klinge ein älteres, bronzezeitliches Messer seine Zweitverwendung gefunden[202].

22. Predigerkirche. Einzelne spätbronzzeitliche Randscherbe, gefunden bei den Ausgrabungen in der Predigerkirche 1976[203].

23. Bernerring 49. Fünf prähistorische Scherben aus einer Grube am Rand des fränkischen Gräberfeldes[204].

24. Rheinhafen–St. Johann. Wandscherbe mit einer Fingertupfenverzierung, gefunden 1975 bei einer Flächengrabung. Die Scherbe kann in die Bronze- oder in die Hallstattzeit datiert werden. Eine Gleichzeitigkeit mit den Funden von der Voltastrasse 30 (vgl. Nr. 19) ist nicht auszuschliessen[205].

25. Petersgraben 9/11. 25 prähistorische Keramikfragmente, die nicht genauer datiert werden können. Ein Zusammenhang mit der in etwa 100 m Entfernung gemachten Scherbe in der Predigerkirche (vgl. Nr. 22) ist möglich[206].

26. Grenzacherstrasse 183. Zwölf grobkeramische, nicht genauer datierbare Wandscherben[207].

27. Alemannengasse 44. Einzelne grobkeramische, nicht genauer datierbare Wandscherbe[208].

28. Riehen–Rössligasse 73. Einzelne grobkeramische, nicht genauer datierbare Wandscherbe[209].

29. Riehen–Auf der Kalkdarre. Erwähnung von drei schon 1923 verschollenen bronzenen Lanzenspitzen bei E. Iselin[210].

[201] BZ 78, 1978, 213.

[202] Furger-Gunti A. und Berger L., Katalog und Tafeln der Funde aus der spätkeltischen Siedlung Basel-Gasfabrik, Basler Beiträge zur Ur- und Frühgeschichte 7, Derendingen-Solothurn 1980, Tafel 12, 260.

[203] Moosbrugger R., Die Predigerkirche in Basel, Materialhefte zur Archäologie in Basel, Heft 2, Basel 1985, 61, Nr. 1.

[204] Martin M., Das fränkische Gräberfeld von Basel-Bernerring, Basel 1976, 204 ff.

[205] BZ 76, 1976, 230, Abb. 8,3.

[206] BZ 83, 1983, 271 ff.

[207] BZ 83, 1983, 231 ff.

[208] BZ 81, 1981, 301.

[209] BZ 82, 1982, 222 f.

[210] Iselin D.L.E., Geschichte des Dorfes Riehen, Basel 1923, 13, 7*.

Im Vergleich mit den keltischen, römischen oder mittelalterlichen Funden ist die Zahl der bronzezeitlichen Funde aus dem Kanton Basel-Stadt natürlich sehr klein. Die aufgelisteten 29 Fundstellen, von denen 19 mit Sicherheit in die Bronzezeit zu datieren sind, zeigen aber, dass bereits in der Bronzezeit Menschen längere Zeit, vielleicht sogar kontinuierlich am Basler Rheinknie siedelten. Die Funde verteilen sich auf das ganze Kantonsgebiet, wobei die Mehrzahl der Fundstellen in der Nähe des Rheins liegt (Abb. 27). Wohl unmittelbar am Rheinufer befand sich die Siedlung an der Rheingasse. Etwas erhöht und vor Hochwasser geschützt lagen die Siedlungen beim Kleinhüninger Gräberfeld und bei der St. Alban-Kirche. In Hanglage, am Rand des Bruderholzes, befindet sich die Fundstelle am Hechtliacker. Auf drei Seiten durch natürliche Abhänge, auf der vierten eventuell durch einen Graben geschützt, war die Siedlung auf dem Sporn von St. Martin.

Auch bei den Gräbern finden wir solche in niederen Lagen (Sempacherstrasse, Burgstrasse) und solche in erhöhten Positionen (Britzigerwald, Maienbühl, St. Chrischonatal). Die Riehener und Bettinger Grabhügel müssen in Zusammenhang mit zahlreichen anderen Hügelfeldern auf dem ganzen Dinkelberg gesehen werden[211].

Bis anhin ist es noch nicht gelungen, zusammengehörige Siedlungen und Gräber nachzuweisen.

Wie aus Abb. 28 hervorgeht, sind fast alle Stufen der Bronzezeit durch Funde in Basel vertreten. Ein Schwergewicht zeichnet sich in der späteren Mittelbronzezeit und der frühen Spätbronzezeit ab. Der von der Fundanzahl weitaus grösste Komplex aber – die Siedlung an der Rheingasse – gehört wie die Siedlung bei St. Martin in die letzte Stufe der Bronzezeit[212]. Stark differierende Gefässformen und Verzierungen sprechen aber eher gegen eine gleichzeitige Datierung der beiden Siedlungen.

[211] Dehn R., Grabhügelfeld im Homburger Wald, in Lörrach und das rechtsrheinische Vorland von Basel, Führer zu vor- und frühgeschichtlichen Denkmälern 47, Mainz 1981, 172.

[212] Für die Unterteilung der Stufe Hallstatt B wird die bis anhin geläufigere Zweiteilung verwendet (Ha B1 und Ha B2), solange die von verschiedenen Forschern postulierte Dreiteilung anhand der Siedlungskeramik noch nicht genauer definiert werden kann.

Vorbericht über die Ausgrabungen an der Martinsgasse 9–13 (1982/39)

Peter Thommen
mit einem Beitrag von Bernhard Jaggi

Einleitung

Die Sanierung und Umwandlung der Liegenschaften Martinsgasse 9–13 und Rheinsprung 22–24 in Wohnungen – bis 1982 waren darin hauptsächlich staatliche Institutionen untergebracht – veranlasste die Archäologische Bodenforschung, Untersuchungen in einem noch wenig erforschten Geländeabschnitt auf dem Münsterhügel durchzuführen[213].

Die Untersuchungen fanden vorwiegend in folgenden drei Teilbereichen statt: 1. hofseitiger Teil des Hauses Rheinsprung Nr. 24, 2. Haus Martinsgasse Nr. 9 und 3. Haus Martinsgasse Nr. 13 (Abb. 29).

Hofseitiger Teil des Hauses Rheinsprung Nr. 24

In diesem Bereich war gegen den Rheinsprung zu ein Kelleraushub von ca. 2,70 m und hofseitig eine Absenkung des Bodens von ca. 0,80 m geplant. Bereits beim Abtiefen von zwei Sondierschnitten stiessen wir völlig unerwartet auf die Reste eines Hypokausts, das heisst einer römischen Bodenheizung. Nur etwa einen Meter unter dem heutigen Gehniveau lagen auf einem Mörtelboden Fragmente von quadratischen Tonplatten der ehemaligen Stützpfeiler des Hausbodens. Die Profile zeigten folgendes Bild (Abb. 30):

Der Mörtelboden des Hypokausts (Schicht 1) war stellenweise von einem feinen beigen Lehm (Schicht 2) und einem braun-grauen, sandigen Lehm mit kleinen Baukeramikfragmenten und Holzkohle (Schicht 3) überdeckt. Diese Schicht 3 nahm Richtung Mauer A, der Nordmauer des Hypokaustraumes, an Mächtigkeit zu, was darauf hindeutet, dass es sich um Wandschutt des einstigen Hauses handelte. Es folgte eine rötliche, sandige Schuttschicht (Schicht 4) mit vielen Ziegel- und Baukeramikfragmenten der ursprünglichen Bedachung. Die darüber liegende Schicht 5, ein braun-grauer, sandig-humöser Lehm mit feinen Kieseln ging ohne klar fassbare Grenze in Schicht 6 über. Es handelte sich dabei um einen braun-grauen Lehm, jedoch

[213] An dieser Stelle sei dem Hochbauamt Basel-Stadt (Bauherrschaft), insbesondere den Herren J. Schüpfer und M. Hirt, dem Architekten R. Stöcklin (Architekturbüro Thomas Bally AG) und dem Ingenieur R. Schiegg für ihr Verständnis und ihre Unterstützung herzlich gedankt. Im weiteren möchten wir dem Bauführer H. Straumann (Baufirma Stamm AG) und den beiden Polierern R. Linke und S. Schaad (Stamm AG) für ihre zahlreichen Hilfeleistungen und Beratungen an Ort und Stelle unseren Dank aussprechen.

mit mehr Humusanteilen. Beide Schichten enthielten Ziegelfragmente, wobei die Häufigkeit gegen unten zunahm. Die oberste Schicht schliesslich bestand aus neuzeitlichem, sehr lockerem Schutt (Schicht 7).

Nach einer ersten, groben Durchsicht der Funde kann folgendes ausgesagt werden: In den Schichten 2–4 fanden sich Keramikscherben des 4. Jh., aber auch drei Münzen aus der Mitte des 4. Jh.[214].

Sicherlich bis zu diesem Zeitpunkt muss also der Hypokaust bestanden haben. Schicht 5 enthielt neben spätrömischen vereinzelt auch frühmittelalterliche Funde[215], während Schicht 6 ausschliesslich frühmittelalterliche Funde[216] lieferte. In der neuzeitlichen Schuttschicht 7 fanden sich sowohl römische, mittelalterliche als auch neuzeitliche Keramikreste[217].

Der in der ganzen Grabungsfläche aufgedeckte untere Mörtelboden des Hypokausts nahm eine Fläche von etwa 4,5 × 3,5 m ein. Darauf ruhten noch insgesamt 37 Pfeiler aus bis zu fünf übereinanderliegenden Tonplatten (Abb. 31a). Den nördlichen Abschluss der Anlage bildete eine nur noch in Ansätzen erhaltene Mauer. Sie bestand aus Kalkbruchsteinen und besass einen rötlichen, relativ weichen Mörtel. Auf beiden Seiten war sie mit Ziegelschrotmörtel, der jedoch nur noch sehr schlecht anhaftete, verputzt. Nördlich dieser Mauer kamen nochmals vier Tonplattenpfeiler eines weiteren Raumes mit Bodenheizung zum Vorschein.

Am östlichen Ende dieser Hypokausttrennmauer zeichnete sich das Negativ eines niederen Gewölbes ab, das wohl zum Präfurnium führte (Abb. 31b). Auf Grund der Lage dieses Präfurniums war es möglich, von dort beide Räume zu beheizen.

Das Gebäude weist Spuren einer Brandkatastrophe auf. Anhaltspunkte für die Datierung dieser Zerstörung liefern die drei erwähnten Münzen aus der Mitte des 4. Jh.[218]. Da eine dichte Besiedlung des nördlichen Teils des Münsterhügels erst in der zweiten Hälfte des 3. Jh. einsetzt, dürfte die Errichtung dieser Anlage auch in diese Zeit fallen[219].

Vom Bau her relativ aufwendig, wurden solche Heizanlagen nur in bedeutenderen Privathäusern und in öffentlichen Bädern eingerichtet. In Basel sind sie auf den Münsterhügel beschränkt und erst in sie-

[214] FK 14172; FK 14173, Inv.-Nr. 1982/39.638a; FK 14175, Inv.-Nr. 1982/39.640; FK 14164, Inv.-Nr. 1982/39.615.

[215] FK 14205; FK 14161.

[216] FK 14201.

[217] FK 14159; FK 14154.

[218] Vgl. Anm. 214.

[219] Zur Besiedlung des Münsterhügels vgl. d'Aujourd'hui R. und Helmig G., Basel-Münsterhügel: Archäologie in Leitungsgräben, in BZ 80, 1980, 238 ff., besonders 246; dieselben, Fernheizung und Archäologie, in Basler Stadtbuch 1979, 1980, 281 ff.

Abb. 29. Martinsgasse 9–13, 1982/39. Übersichtsplan mit den untersuchten Sektoren und Flächen. – Umzeichnung: E. Albrecht nach Vermessungsplan von U. Schön. – Massstab 1:500.

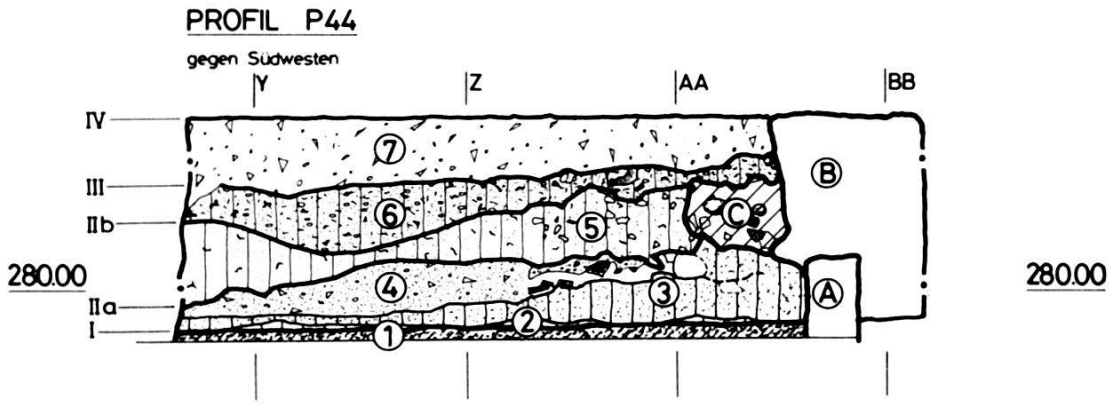


Abb. 30. Martinsgasse 9–13, 1982/39. Profil P 44.– Umzeichnung: E. Albrecht nach Feldaufnahmen von O. Chouet. – Massstab 1:50.

Profilbeschreibung P 44:

Schichten:
1 Beige-rötlicher Mörtelboden mit Holzkohleflocken; gleichzeitig Grabungsgrenze
2 Beiger Lehm
3 Sandiger Lehm, braun-grau, vereinzelt Baukeramik
4 Sandiger Schutt, rötlich, mit vielen Ziegelschrotmörtelstücken und Ziegelfragmenten
5 Wie 6, jedoch weniger sandig-humöse Anteile, viele Ziegelfragmente und Mörtelflocken
6 Sandig-humöser Lehm, braun-grau mit kleinen Kieseln, Baukeramik, Ziegelfragmenten und vereinzelten Holzkohleflocken
7 Moderner Schutt

Strukturen:
A Nördliche Abschlussmauer des Hypokaustraumes, aus Kalkbruchsteinen und rötlichem Mörtel
B Mauer aus Kalkbruchsteinen, Kieselwacken und Ziegelsteinen, weiss-beiger Mörtel
C Störung durch Magerbeton und grauen, sehr grobgemagerten Mörtel mit Kalksteinfragmenten

Horizonte:
I Spätrömischer Hypokaustboden
II OK Abbruchhorizonte
a) Mit spätrömischen Funden
b) Mit spätrömischen und vereinzelt frühmittelalterlichen Funden
III OK der frühmittelalterlichen Planie
IV Heutiges Gehniveau

ben Fällen in kleinen Resten nachgewiesen, so etwa an der Rittergasse 16 und im Reischacherhof[220]. Umso erfreulicher ist es, dass es dank dem Entgegenkommen der Bauherrschaft und des Architekten möglich wurde, diese Anlage zu erhalten[221].

Haus Martinsgasse Nr. 9

Auch in diesem Haus war eine Unterkellerung vorgesehen, so dass hier ausgedehnte Untersuchungen in noch ungestörtem Boden nötig wurden. Es wurden mehrere Sondierschnitte angelegt; ausgehend von deren Profilen liess sich ungefähr folgende Schichtabfolge erarbeiten (idealisiertes Profil, Abb. 32):

Über dem gewachsenen Kies (Schichten 1a und 1b, H I) und teilweise in diesen hineingreifend lag ein lehmiger Kies (Schicht 2), der

[220] Zur Rittergasse 16 vgl. Moosbrugger-Leu R., Die Grabung Rittergasse 16, in BZ 73, 1973, 250 ff., besonders 256 –, zum Reischacherhof vgl. d'Aujourd'hui R. und Helmig G., Der Reischacherhof – eine archäologische Fundgrube, in Basler Stadtbuch 1977, 1978, 119 ff., besonders 124.

[221] Der noch erhaltene Teil des Hypokausts wurde mit einer Betondecke versehen und kann vom Keller des Hauses Martinsgasse 24 aus besichtigt werden.

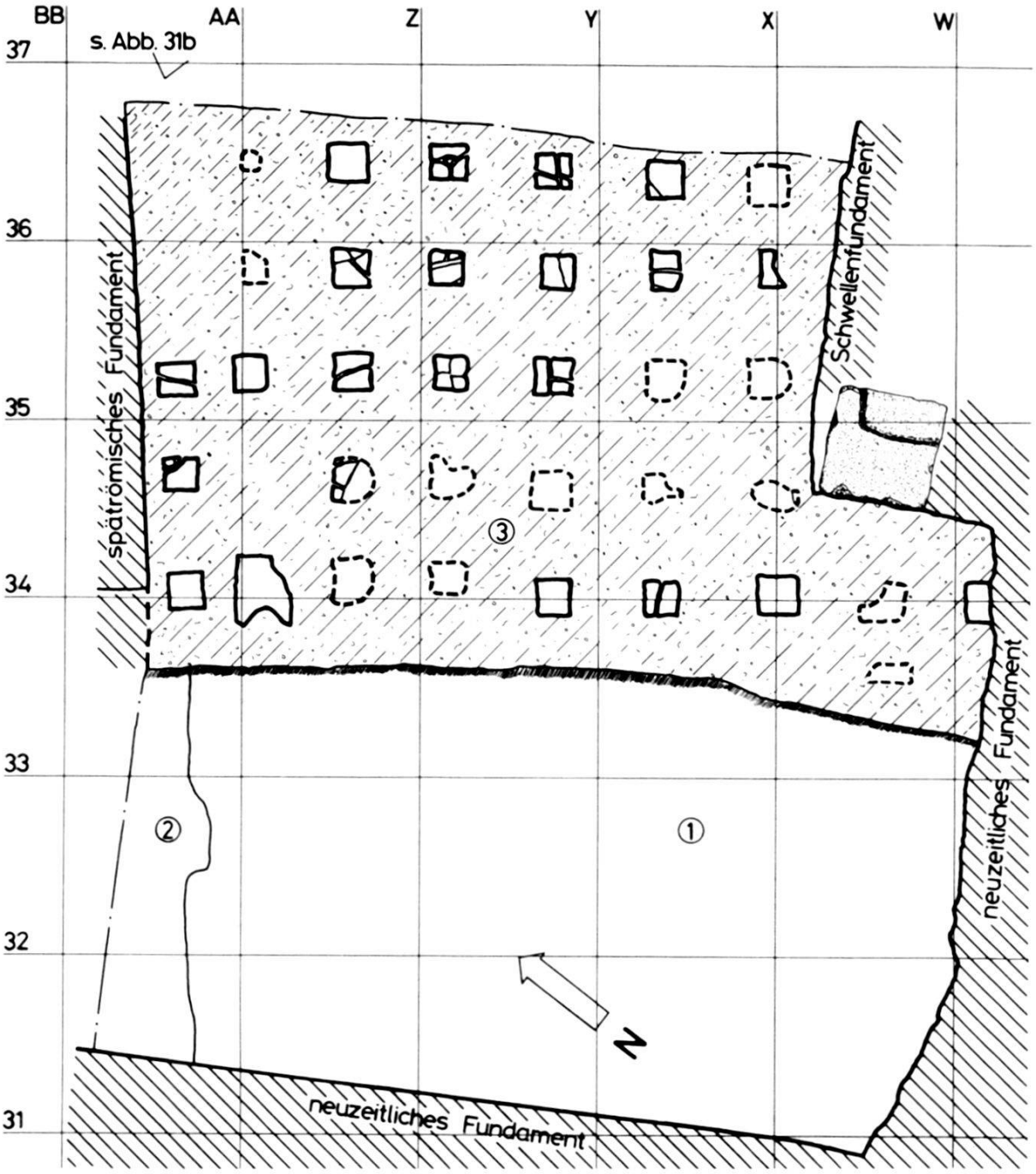
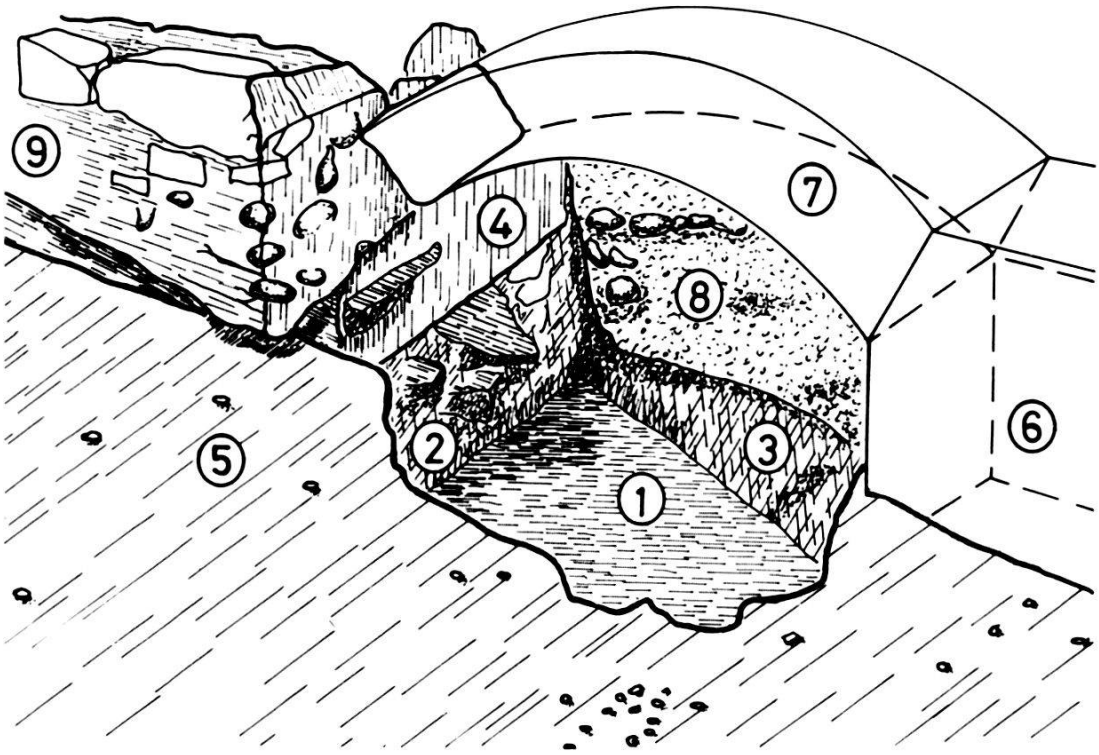


Abb. 31. Martinsgasse 9–13, 1982/39. Hypokaustanlage in Sektor VII.
31a) Aufsicht auf die freigelegten Pfeilerreste. 1 = Gewachsener Kies, rötlich; 2 = Sandig-humöser Lehm, dunkelbraun, eventuell Mauergrube des spätrömischen Fundamentes; 3 = Mörtelboden des Hypokausts mit Tonplattenpfeilern. – Umzeichnung: E. Albrecht nach Feldaufnahmen von F. Goldschmidt. – Massstab 1:50.



31b) Rekonstruktionsversuch der Verbindung zum Präfurnium. 1 = Gewachsener Kies; 2 = Lockerer Bauschutt aus Kalkbruchsteinen; 3 = Dunkelbrauner, humöser Schutt mit vielen Tubulifragmenten; 4 = Nördliche Hypokaustmauer mit Negativabdruck eines Bogenansatzes; 5 = Mörtelboden des Hypokausts; 6 = Rekonstruierte Fortsetzung der nördlichen Hypokaustmauer; 7 = Rekonstruiertes Gewölbe zum Präfurnium; 8 = Kieselwackenfundament, möglicherweise spätmittelalterlich; 9 = Neuzeitliches Mauerfundament. – Umzeichnung: E. Albrecht nach Feldaufnahmen von F. Goldschmidt.

Funde aus keltischer bis frührömischer Zeit enthielt. Es ist anzunehmen, dass seine Oberkante (H II) das Gehniveau dieser Zeit bildete, wobei aber keinerlei Siedlungsspuren erkennbar waren.

In diesen Kies griff im Querprofil ein kiesiger, inhomogener Lehm (Schicht 3), der auf Grund der darin enthaltenen Funde ebenfalls spätlatènezeitlich bis frührömisch zu datieren ist. Wir konnten diesen Lehm in verschiedenen Querprofilen auf der gleichen Achse fassen. Es handelt sich um die Auffüllung eines Grabens, der ungefähr in ostwestlicher Richtung, das heisst quer zum Münsterhügel verlief. Die Datierung dieses Grabens wird erst nach der Inventarisierung sämtlicher Funde möglich sein[222].

Als nächsthöhere Schichten folgten ein sandiger (Schicht 5) und ein kiesiger Lehm (Schichten 6a und 6b), die Holzkohle, Mörtelflocken und Ziegelsplitter enthielten. Überdeckt wurden sie stellenweise von einer hellgrauen Bauschuttschicht (Schicht 7), die viele Ziegel- und

[222] Eine Auswertung der Grabung ist in den Materialheften zur Archäologie in Basel vorgesehen.

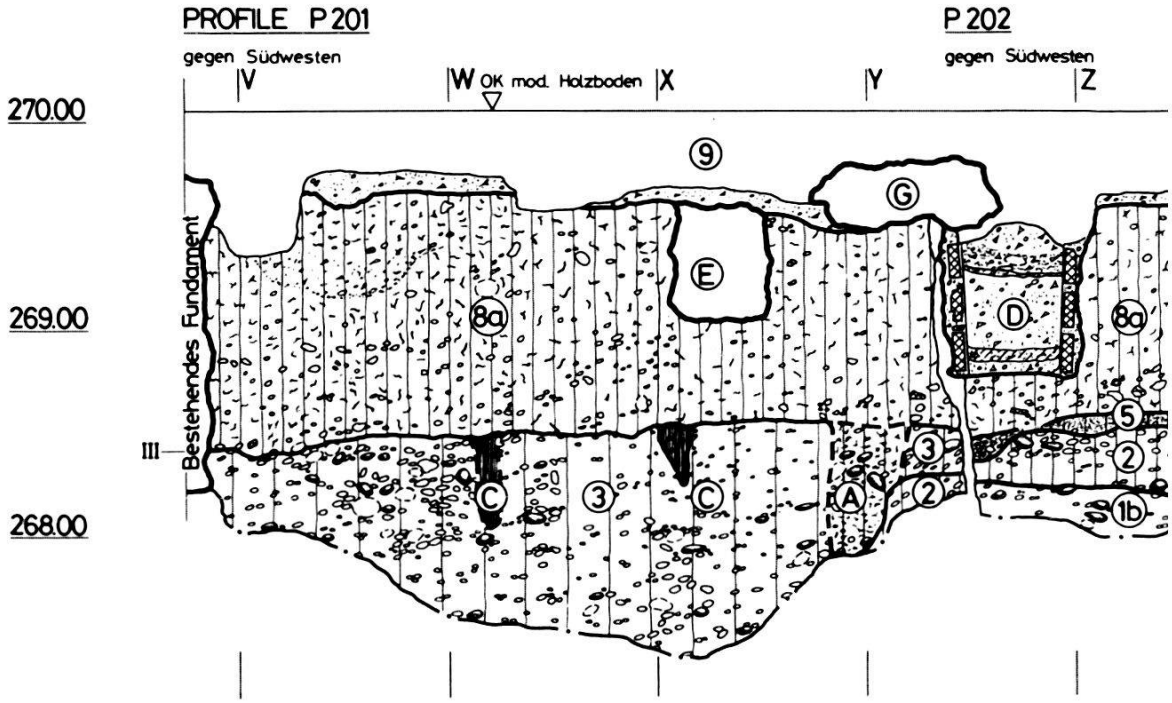


Abb. 32. Martinsgasse 9–13, 1982/39. Profile P 194, P 201 und P 202. – Umzeichnung:

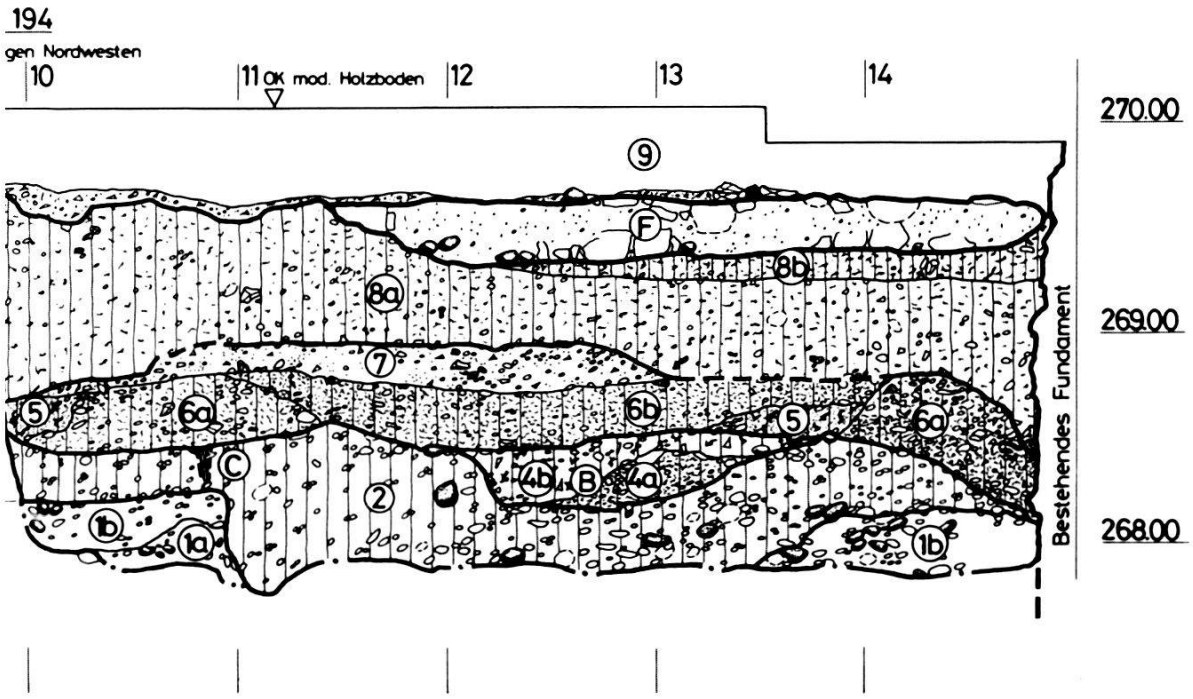
Profilbeschreibung P 194, P 201 und P 202:

Schichten:
1a Anstehender Kies, grau
1b Anstehender Kies, rot
2 Lehmiger Kies, rötlich-gelb
3 Kiesiger Lehm, hellgrau, gegen oben rötlicher; stellenweise grobe Kiesel, inhomogen
4a Feinkiesiger Lehm mit Humus, grau, kompakt, inhomogen
4b Leicht kiesiger Lehm, gelblich-grau, mit Holzkohle, vereinzelt Mörtelflocken und Bauschuttsplitter
5 Sandiger Lehm, gelblich- bis dunkelgrau, mit Holzkohle
6a Kiesig-humöser Lehm, dunkelgrau, mit Mörtelflocken
6b Feinkiesig-humöser Lehm, gelblich-grau, mit Ziegelsplittern, Mörtelmehl und vereinzelten Ziegelschrotmörtelflocken
7 Hellgrauer Bauschutt mit Ziegel- und Kalksteinsplittern, Mörtelmehl und -brocken
8a Lehmig-humöse Aufschüttung, dunkelbraun, mit Kieseln, Ziegelsplittern und Mörtelflocken
8b Wie 8a, etwas lehmiger und weniger Kiesel
9 Moderner Schutt und Holzboden

Kalksteinsplitter enthielt. Nach der groben Durchsicht der Funde aus diesem Schichtpaket kann dieses in spätrömische Zeit datiert werden. Dazu gehörende Strukturen oder gar Siedlungsreste konnten leider nicht erkannt werden.

Über dem spätrömischen Schutthorizont (H IV) lagen schliesslich mittelalterliche und neuzeitliche Aufschüttungen (Schichten 8 und 9), die von einem modernen Holzboden überdeckt wurden.

Anhand dieser Schichtabfolge lässt sich zeigen, dass wir Schichten aus keltischer, spätrömischer und mittelalterlicher Zeit fassen konnten. Zwar traten auch Funde der frühen und vereinzelt der mittleren Kaiserzeit auf, doch sind diese bei weitem nicht so häufig wie jene aus keltischer und spätrömischer Zeit. Dies kann als Bestätigung der Annahme gewertet werden, dass der Münsterhügel nördlich der Grenze, die der frührömische Spitzgraben an der Augustinergasse



E. Albrecht nach Feldaufnahmen von F. Goldschmidt. – Massstab 1:50.

Strukturen:
A Gräblein mit humösem Lehm, grau, Kiesel
B Flache Grube, zu Horizont II gehörend
C Pfostenlöcher
D Ausgemörtelter Tonplattenkanal, mit neuzeitlichem Schutt gefüllt
E Mauer aus Kalkbruchsteinen und Kieselwacken in dichtem, hartem Mörtel, vereinzelt Ziegelfragmente
F Mauer aus Kalkbruchsteinen, vereinzelt Sand- und Backsteinen in weisslich-grauem Mörtel, Kieselwacken
G Pfeilerfundament aus grossen Kieselwacken und Sandsteinplattenfragmenten in hellgrauem, mit Holzfasern versetztem Mörtel

Horizonte:
I OK des gewachsenen Bodens; in P 201 identisch mit UK Grabungsgrenze
II Spätlatènezeitlicher/frührömischer Horizont
III OK Spätlatènezeitlicher Graben
IV Spätrömischer Schutthorizont
V Spätmittelalterlicher/frühneuzeitlicher Schutthorizont

definiert, im 1. bis 3. Jh. n.Chr. weniger dich besiedelt war als vorher und nacher[223].

Martinsgasse 13 – Beitrag von Bernhard Jaggi.

Das spätbarocke Gebäude mit der Frontseite zum Innenhof vis-à-vis des Augustinermuseums wurde 1982 von der Basler Denkmalpflege in Zusammenarbeit mit der Archäologischen Bodenforschung baugeschichtlich untersucht[224]. Dabei stellte sich heraus, dass das heutige Gebäudevolumen in mehreren Etappen durch Erweiterung eines nördlichen Kernbaus aus dem 12. Jh. entstanden ist.

[223] Zum Spitzgraben im Völkerkundemuseum vgl. Moosbrugger-Leu R., Die Ausgrabungen im Museum für Völkerkunde (1978/24), in BZ 79, 1979, 348 ff. Dieser Spitzgraben wird als nördlicher Abschlussgraben des frührömischen Kastells gedeutet, vgl. Anm. 219.

[224] Örtliche Grabungsleitung der ersten Etappe durch G. Helmig.

Der Kernbau weist innen eine Breite von 6,5 m auf. Die nicht gefundene Ostfassade muss eine Gebäudetiefe von ca. 10 bis 13 m begrenzt haben. Sie lag eindeutig ausserhalb der heutigen Hoffassade.

Die restlichen Umfassungsmauern haben sich komplett im Keller erhalten. Sie sind aus kleinteiligen Bruchsteinen (z.T. sogar Bruchstücke von Leistenziegeln) dicht gelegt, partienweise leicht schräg (Fischgratmuster). Die Kernbaumauern, die 2,5 m tief direkt ins Erdreich gemauert wurden, zeigen, dass hier von Anfang an ein eingetiefter Keller ausgebildet war. Knapp über der Fundamentgrenze befand sich in der Westmauer ein Okulus aus Sandstein. Der Kellerboden sowie die Originaldecke darüber konnten im Mauerwerk nachgewiesen werden. Unmittelbar über dem Niveau der Kellerdecke hat sich in der Westmauer eine jüngere Fassadenpartie mit einem kleinformatigen Doppelfenster mit gipshaltigem Laibungsputz erhalten.

Später wurde der Kernbau gegen Süden auf die heute noch gültige Grundrissfläche erweitert. Davon zeugen die weitgehend noch bestehende 12 m lange Fortsetzung der Westmauer sowie Reste im Kellerbereich der barock erneuerten Ostmauer. Dieser Anbautrakt war im Gegensatz zum Kernbau nicht unterkellert.

In einer weiteren Umbauphase folgte eine massiv gemauerte Unterteilung des erweiterten Gebäudeteils, wodurch der Gesamtgrundriss dreigeteilt wurde. Im gleichen Zuge wurden die Deckenbalken über dem Keller des Kernbaus sowie, auf gleicher Höhe, über den nicht unterkellerten, knapp 1,80 m hohen südlichen Räumen neu verlegt.

Dazu gehören auch die 10 Eichenbalken des südlichsten Raumes, die dendrochronologisch ins Jahr 1255 datiert werden konnten. Die an diesem Ort eindeutig wiederverwendeten, aufgrund von Massvergleichen vermutlich aus dem nördlichen Kernbau stammenden Balken wurden an ihrem neuen Ort später bemalt. Die Balkenbemalung besteht aus schwarz umrandeten Feldern, in denen sich geometrische und vegetabile Muster befinden. Sie setzt verputzte Deckenbretter voraus. Die Malerei ist um 1300 zu datieren und zählt somit zu den ältesten erhaltenen profanen Malereien in Basel[225].

Nach verschiedenen Veränderungen in spätgotischer Zeit erhielt das Haus einen liegenden Dachstuhl, der sich bis zur heutigen Sanierung gehalten hatte. Die barocke Erneuerung im 18. Jh. brachte neben diversen Ausstattungserneuerungen neue Fassaden, die im Zuge der Auskernungssanierung erhalten werden konnten.

[225] Vgl. Malerei im Schönen Haus, Nadelberg 6, Basel.

Vorbericht über die Ausgrabungen am Münsterplatz 6/7 (1984/6)

Peter Thommen

Einleitung

Der geplante Umbau und die Renovation der Liegenschaften Münsterplatz 6/7 sahen ursprünglich nur geringfügige Eingriffe in das ungestörte Erdreich des Hauses Nr. 7 vor. Haus Nr. 6 war bereits unterkellert. Anfangs 1984 wurden aus diesem Grunde im Haus Nr. 7 zwei kleine Sondierungen im oberen Bereich des ursprünglichen Erdgeschossbodens durchgeführt[226]. Im Laufe des Jahres wurden jedoch die Baupläne abgeändert und das Haus Münsterplatz Nr. 7 sollte ebenfalls unterkellert werden. Dies veranlasste die Archäologische Bodenforschung, in diesem Bereich eine Notgrabung durchzuführen[227]. Leider wurden die Archäologen erst auf den Platz gerufen, als das nördliche Drittel des geplanten Kellers bereits ausgehoben war (Abb. 33b).

Die Grabungen im Haus Nr. 7

Die ungefähr 12 × 6 Meter umfassende Fläche im Haus Nr. 7, die unterkellert werden sollte, wurde in insgesamt acht Flächen von 2 × 2 bis 2 × 3 Meter unterteilt. Dazwischen wurden stegartige Stollen stehen gelassen, die sowohl die Dokumentation der Profile wie das Abführen des Materials erlaubten. Die verschiedenen Erdprofile zeigten im wesentlichen eine gleichförmige Schichtabfolge mit nur geringen Abweichungen (Abb. 34):

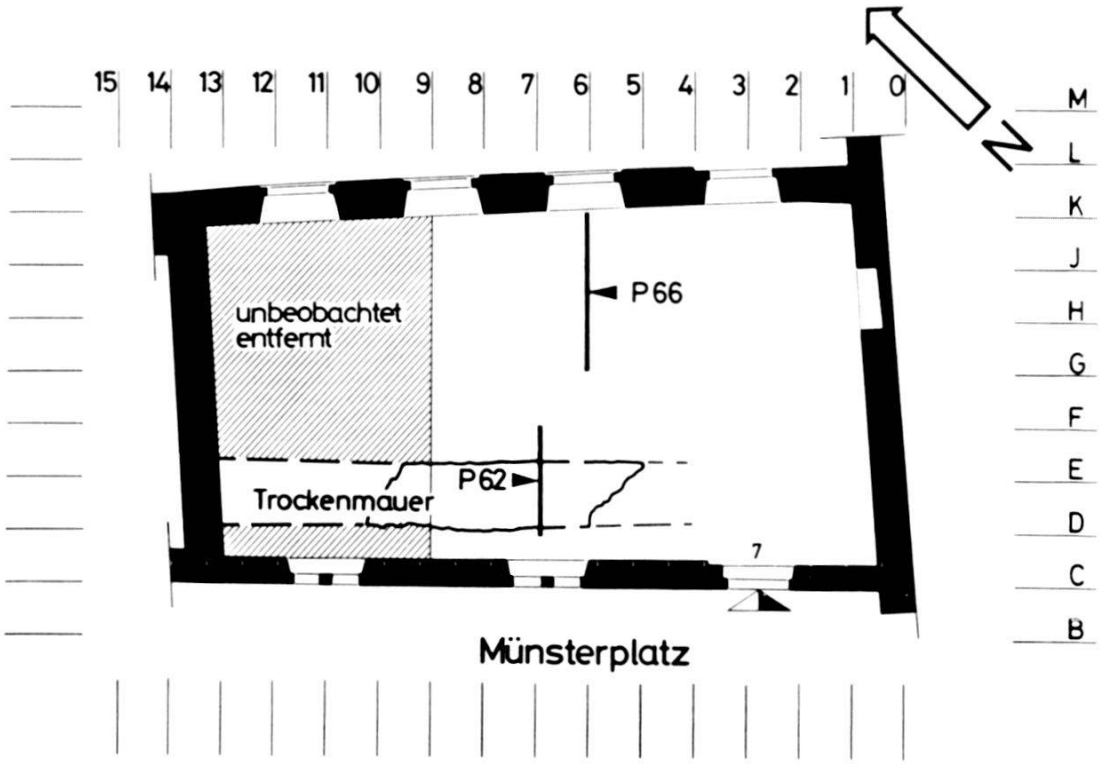
Über dem grauen (Schicht 1) und dem rötlichen Kies (Schicht 2), wie er auf dem ganzen Münsterplatz ansteht (H I), lag ein rötlicher, sandig-lehmiger Kies (Schicht 3), der Funde spätkeltischer und frührömischer Zeitstellung enthielt (H II). In diesen Kies und auch in das Gewachsene griffen an mehreren Stellen grubenartige Strukturen (A), die mit braunem, fettem Lehm (Schicht 4b) und grauem, aschehaltigem Lehm (Schicht 4a) gefüllt waren. Sie können auf Grund der Funde ebenfalls in spätkeltische bis frührömische Zeit datiert werden.

Als nächsthöhere Schicht folgte ein rötlich-gelber, feinkiesiger Lehm (Schicht 5), der gegen oben ohne fassbare Grenze in einen dun-

[226] Örtlicher Grabungsleiter war G. Helmig.

[227] An dieser Stelle sei dem Hochbauamt Basel-Stadt (Bauherrschaft), insbesondere den Herren J. Schüpfer und M. Hirt und den Herren H.-U. Huggel und R. Vischi (Architekturbüro Huggel) für ihr Verständnis und Entgegenkommen in den oft schwierigen Situationen gedankt. Für seine Beratungen in statischer Hinsicht möchten wir Herrn F. Grenacher (Ingenieur), für ihre unzähligen Hilfeleistungen an Ort und Stelle den Herren B. Blattmann (Bauführer der Firma Percy Egli) und H. Bachofner (Polier) unseren herzlichen Dank aussprechen.

Abb. 33. Münsterplatz 6/7, 1984/6.
33a) Situationsplan der Grabungsfläche. Umzeichnung: E. Albrecht nach Vermessungsplan von H. Eichin. Massstab 1:1000.



33b) Übersichtsplan der Grabungsfläche mit den Profilen P 62 und P 66. – Umzeichnung: E. Albrecht nach Profilplan von F. Goldschmidt. – Massstab 1:200.

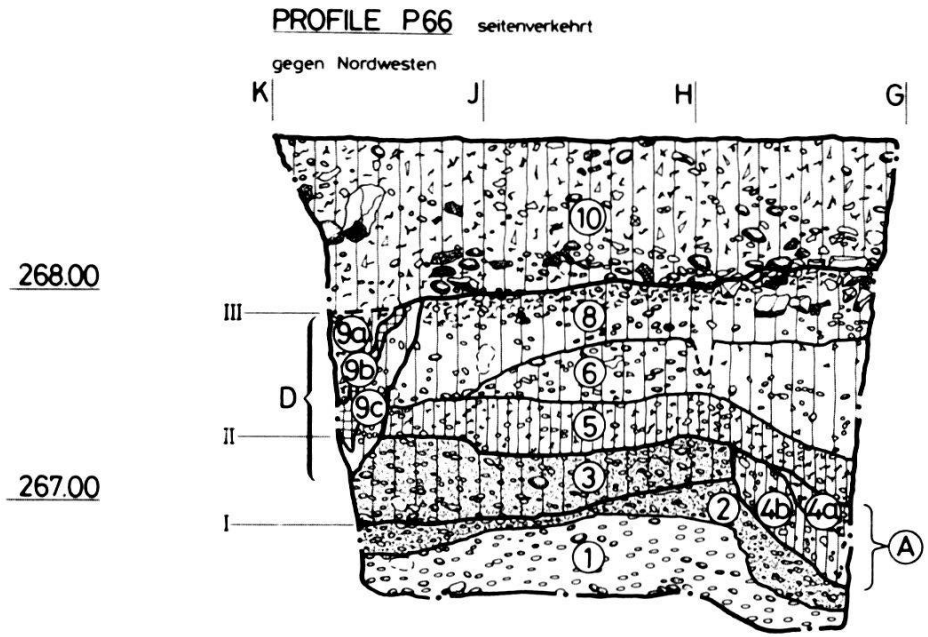
kelbraunen, kiesigen Lehm (Schicht 6) mit Holzkohle überging. In Schicht 5 eingebettet verlief, ungefähr parallel zur heutigen münsterplatzseitigen Fassadenmauer, zwischen den Achsen D und E, eine Trockenmauer (vgl. Abb. 33b und Abb. 34, B), von der noch die untersten zwei bis drei Lagen aus Kalkbruch- und gelben Buntsandsteinen erhalten waren. Die Zwischenräume waren mit einem dunkelbraunen Lehm ausgefüllt. Vereinzelt waren für den Bau der Mauer auch Sandsteinspolien verwendet worden. Die Funde aus den Schichten 5[228] und 6[229] sowie diejenigen aus der Mauer selbst[230] legen eine Datierung dieser Mauer – zumindest in der einen bis heute bereits aufgearbeiteten Fläche – in frührömische Zeit nahe. Eine Durchsicht sämtlicher Funde bleibt jedoch noch abzuwarten.

Unmittelbar über der Abbruchkrone von Mauer B beobachteten wir eine parallel zu dieser verlaufende kompakte kiesige Schicht mit grösseren Knochenfragmenten und humösen Einschlüssen (Struktur C). Eine grobe Sichtung der Knochen ergab, dass es sich vorwiegend um Rinderknochen handelte, aber auch Reste von Schaf, Ziege und Schwein waren zu beobachten. Die meisten Knochen waren stark zersplittert und wiesen Hackspuren auf, so dass es sich mit grosser Wahrscheinlichkeit um Schlachtabfälle handelt[231]. An Funden enthielt diese Struktur C neben mehreren spätlatènezeitlichen und frührömischen Scherben zwei Fragmente von Firnisbechern und weitere zwei von Schüsseln aus dem 2. Jh.[232]. Eine Deutung dieser Knochenansammlung fällt schwer; am ehesten ist an eine Plündergrube von Mauer B zu denken, die sekundär mit Schlachtabfällen partiell aufgefüllt worden ist.

Ein gelblich-brauner, kiesiger Lehm (Schicht 8), der gegen oben zunehmend humöser war, bildete die nächstfolgende Schicht. Er enthielt neben Holzkohleflocken Ziegelsplitter und Mörtelflocken und kann auf Grund der eingelagerten Funde in spätrömische Zeit datiert werden[233].

In diesen Lehm griff, in Profil P 66 deutlich erkennbar, eine Grube mit starken Brandspuren im Randbereich (Abb. 34, P 66, Struktur D). Diese markante Brandrötung an den Grubenwänden lässt auf grosse Hitzeeinwirkung schliessen (Schicht 9c). Den eigentlichen Grubenmantel bildete ein weiss gebrannter Lehm (Schicht 9b), den wir auch auf der Grabensohle feststellen konnten. Die untersten 30 cm der

[228] FK 14924, 14932–14935.
[229] FK 14909 und 14910.
[230] FK 14925.
[231] Die Untersuchungen verdanke ich Kollege J. Schibler, der auf der Grabung eine grobe osteologische Bestimmung vornahm.
[232] FK 14908.
[233] Vgl. etwa FK 14863; FK 14897 und FK 14898.


PROFILE P66 seitenverkehrt
gegen Nordwesten
K
J
H
G
268.00
267.00
III
II
I
D
9a
9b
9c
10
8
6
5
3
2
4b
4a
1
A

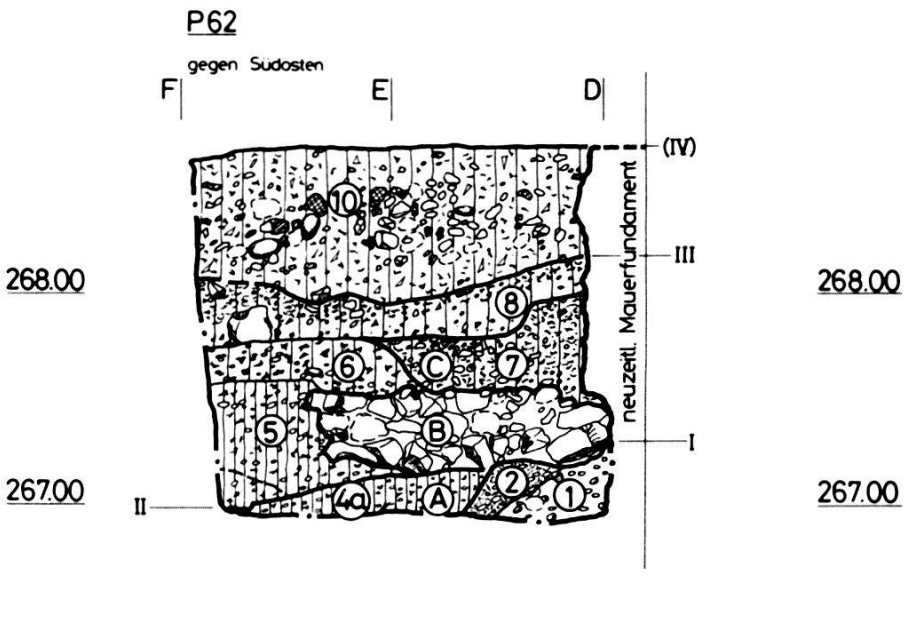

P62
gegen Südosten
F
E
D
(IV)
III
I
II
268.00
267.00
neuzeitl. Mauerfundament
10
8
6
C
7
5
B
4a
A
2
1

Abb. 34. Münsterplatz 6/7, 1984/6. Profile P 62 und P 66. – Umzeichnung: E. Albrecht nach Feldaufnahme von F. Goldschmidt. – Massstab 1:50.

Profilbeschreibung P 62 und P 66:

Schichten:
1 Grauer Kies, anstehend
2 Sandiger Kies, dunkelbraun, Übergang zum gewachsenen Kies
3 Sandig-lehmiger Kies, rötlich
4a Aschehaltiger Lehm, grau, leicht kiesig, Holzkohle
4b Kompakter Lehm, ockerbraun, vereinzelt Kiesel
5 Feinkiesiger Lehm, rötlich-gelb, aschehaltig; Grenze zu 6 fliessend
6 Kiesiger Lehm, dunkelbraun, mit Holzkohle, Knochen und Ziegelsplittern; grünliche Ausblühungen
7 Wie 6, jedoch mit starker Tierknochenkonzentration über Mauer B, durchsetzt mit humösen Einschlüssen
8 Kiesiger, gegen oben humöser Lehm, gelblichbraun, mit Holzkohle, Ziegelsplittern und Mörtelflocken
9a Humös-lehmiger Bauschutt, braun, mit Kalkbruchsteinen, Ziegelfragmenten, Kieselwacken und Mörtelflocken. Von oben in Struktur D hineingerutscht
9b Stark gebrannter Lehmmantel, weisslich
9c Durch Hitze rötlich verfärbtes, umliegendes Material
10 Humös-lehmiger Bauschutt, braun, mit Kalkbruchsteinen, Ziegelfragmenten, Kieselwacken, Mörtelflocken, vereinzelt Sandstein- und Knochensplitter

Strukturen:
A Grube
B Trockenmauer aus Kalkbruch- und gelben Buntsandsteinen, in dunkelbraunem Lehm versetzt. Vereinzelt Sandsteinspolien
C Knochenkonzentration über Mauer B
D Grube mit starken Brandspuren im Mantelbereich

Horizonte:
I OK gewachsener Kies
II Spätlatènezeitlicher/frührömischer Gehhorizont
III Spätrömischer Horizont
IV OK Schuttauffüllung = Grabungsgrenze

Grube waren mit verbrannten Holzresten angefüllt, die von einer brandgeröteten dünnen Lehmschicht überdeckt wurden, worauf Kalkbruchsteine und kleinere Kieselwacken lagen. Das Ganze erinnerte an einen Brennofen mit einer unteren Feuer- und einer oberen Brennkammer. Der obere Teil der Grube war angefüllt mit braunem, lehmig-humösem Bauschutt, der neben Kalkbruchsteinen und Kieselwacken auch Ziegelfragmente und Mörtelflocken enthielt (Schicht 9a). Dieses Material entspricht der obersten Schicht (Schicht 10), welche die Grube überdeckte, und ist wohl von dort nachgerutscht. Dieser alles grossflächig überdeckende Bauschutt, welcher hauptsächlich spätrömische Funde lieferte, muss im Zusammenhang stehen mit dem Abbruch und Ausplanieren von Siedlungsgelände, wobei allerdings jegliche Siedlungsstrukturen dieser Zeitstellung fehlen.

Der ehemalige, bis 1984 erhaltene untere Parkettboden lag unmittelbar auf dieser Schuttschicht. Von mittelalterlichen Schichten fehlte jede Spur. Diese Beobachtung wurde schon mehrfach bei anderen Grabungen auf dem Münsterhügel gemacht[234].

Ausblick

Die Grabungsstelle liegt am Rande der besiedelten Fläche, nahe der gegen den Rhein steil abfallenden Halde des Münsterhügels. Mögli-

[234] BZ 79, 1979, 344 ff.

cherweise zeugen die zahlreichen Funde von Aufschüttungen im Zusammenhang mit Planierungsarbeiten am Rande der Böschung. Der Trockenmauer könnte dabei die Funktion einer Stabilisierung, vielleicht im Sinne einer Terrassierung des Geländes, zugekommen sein.

Die Randlage der Grube D, die zweifellos gewerblichen Zwecken gedient hatte, passt in dieses Bild.

Eine abschliessende Würdigung und Interpretation der Befunde setzt einen Vergleich mit weiteren im Bereich der Hangkante liegenden Fundstellen voraus[235].

Vorbericht über die Grabungen im Areal der ehemaligen Dompropstei – Antikenmuseum, St. Alban-Graben 5–7 (1983/38)

Guido Helmig

Der Raumbedarf des in den sechziger Jahren gegründeten Antikenmuseums für die Ausstellung der zahlreichen Neuerwerbungen, insbesondere aber die Schenkung einer umfangreichen Sammlung antiker Kunstwerke aus dem Besitz des Ehepaares P. und J. Ludwig an die Stadt Basel, brachten es mit sich, dass das bisherige Museumsgebäude am St. Alban-Graben Nr. 5 den neuen Platzerfordernissen nicht mehr genügte. Nach Erwägung verschiedener Umbau-Varianten befürwortete 1981 der Grosse Rat ein Projekt, welches den Umbau der Nachbarliegenschaft «zur Domprobstey» zwecks Erweiterung des Museums vorsah[236]. Dieser Beschluss löste bekanntlich eine Rochade verschiedener Amtsstellen aus, so auch den Umzug des bisher am St. Alban-Graben Nr. 7 domizilierten Zivilstandsamtes in das neobarocke Gebäude an der Rittergasse Nr. 11, wo bis 1982 das Amt für Kantons- und Stadtplanung Einsitz gehabt hatte. Diese Amtsstelle war ihrerseits in das umgebaute Schulhaus an der Rittergasse Nr. 4 verlegt worden.

Bereits im Jahre 1982 hatte die im Zusammenhang mit der Ämterrochade erfolgte Umgestaltung des Hofbereiches westlich des Rittergasseschulhauses archäologische Untersuchungen ausgelöst. Im Rahmen dieser Grabung, welche in unmittelbarer Nähe zur keltischen und spätrömischen Befestigungslinie erfolgte, konnten für

[235] Fundstellen in vergleichbarer Lage sind von verschiedenen Stellen bekannt. Wir werden in der abschliessenden Materialvorlage (ABS) darauf zurückkommen.

[236] Ratschlag Nr. 7579 betreffend die Erweiterung des Antikenmuseums Basel zur Aufnahme der Sammlung Ludwig.

die Stadtgeschichte umfangreiche neue Erkenntnisse gewonnen werden[237].

Auch die Umbauarbeiten im Hause «zur Domprobstey» zur Erweiterung des Antikenmuseums liessen erwarten, dass bei den geplanten Tiefbauarbeiten neue Erkenntnisse vor allem zur römerzeitlichen Besiedlung im südlichen Vorfeld des Münsterhügels gewonnen werden konnten. Verschiedene ältere Grabungen und Sondierungen im umliegenden Areal und nicht zuletzt die Befunde, welche beim Bau des neuen Museumstraktes in den Jahren 1963–64 zutage traten, liessen erahnen, in welcher Dichte an dieser Stelle archäologische Reste vorhanden waren. In der Folge galt es, zusammen mit der Bauherrschaft, den Verantwortlichen des Museums, des Hochbauamtes, den Architekten, Ingenieuren und Unternehmern den Ablauf der archäologischen Untersuchungen in einem für alle Beteiligten geeigneten Modus zu koordinieren. An dieser Stelle möchte ich den Verantwortlichen für das den archäologischen Belangen entgegengebrachte Verständnis und die Geduld meinen Dank aussprechen, insbesondere dem zuständigen Bauführer des Hochbauamtes, Herrn M. Herde, der es verstand, neben den unzähligen bauseitigen Beanspruchungen auch den Anliegen der «Bodenforscher» das nötige Gehör zu schenken[238].

Die ehemalige Dompropstei – das eigentliche Grabungsgelände

Im Areal zwischen Rittergasse-Bäumleingasse-Luftgässlein und St. Alban-Graben wurde offenbar schon kurz nach der Vollendung der Inneren Stadtmauer im frühen 13. Jahrhundert der Dompropsteihof installiert[239]. 1237 wird er als «sollempnis curtis prepositure Basiliensis» urkundlich erstmals genannt[240]. 1276 wird hier kaiserliches Hofgericht gehalten[241]. Die nahe dem ehemaligen Eingang an der Rittergasse gelegene – heute spurlos verschwundene – Marienkapelle wird erstmals 1283 erwähnt[242]. Hier also, ausserhalb des bischöflichen Immunitätsbezirkes[243], aber innerhalb der Mauern der Stadt, residierte der oberste Prälat und Vorsteher des Domkapitels. Ihm oblag die Vermögens- und Gutsverwaltung der bischöflichen

[237] Vorbericht in BZ 83, 1983, 323.

[238] Der Dank richtet sich insbesondere an folgende Personen: Prof. Dr. E. Berger, Prof. Dr. M. Schmidt, Dr. G. Seiterle (alle Antikenmuseum); H.R. Holliger, M. Herde (Hochbauamt); M. Alioth, U. Remund (Architekten); L. Lanz (Ingenieur); K. Knecht, H. Däuber (Firma F. Stocker); T. Meyer (Abwart).

[239] Nicht erst 1342, wie im Historischen Grundbuch auf dem StAB vermerkt.

[240] BUB I, 101 f., Nr. 146.

[241] BUB II, 111, Nr. 198; «. . . apud Basileam in curia prepositure majoris ecclesie . . .». – Der Zugang zur Dompropstei lag ursprünglich an der Rittergasse zwischen den heutigen Liegenschaften Nrn. 14 und 20.

[242] BUB II, 248, Nr. 431; «. . . capelle prepositure site in curia predicti domini prepositi . . .». – Die Kapelle ist auf den beiden Stadtprospekten Merians überdimensioniert dargestellt.

[243] Vgl. dazu Berger L., Spätrömisches Castrum und bischöflicher Immunitätsbezirk in Basel, in BZ 65, Nr. 2, 1965, 157–163.

Domäne. Er war Kirchherr von St. Ulrich, das am Eingang zur bischöflichen Burg lag und führte in seiner Eigenschaft als ursprünglicher Zehnt- und Gerichtsherr jährlich von dieser Stelle aus den Bannritt an. Als Herr über das grosse Gescheid, über Twing und Bann der Stadt vor den Ringmauern, urteilte er über Grenzstreitigkeiten und hielt die Ordnung in Feld und Flur durch Bannwarte aufrecht. An der Aufgangstreppe seines Prälatenhofes, der an die Böschung des hinter der Stadtmauer aufgeschütteten Walles gebaut worden war, an der sogenannten «leimenen Stege», welche quasi zum piano nobile des Gebäudes führte, hielt er in letzter Instanz Gericht über Streitigkeiten, welche auf den Hubergerichten der unterstellten Dinghöfe auf den Dörfern nicht beigelegt werden konnten.

Das Amtsgebäude hat mehrfach Umbauten erfahren, zuletzt 1515 durch Hans Wernher von Mörsberg-Belfort. Dieser bis 1826 unveränderte Zustand ist auf mehreren Gemälden festgehalten[244]. Das heute bestehende Gebäude mit dem Namen «zur Domprobstey» geht zurück auf den reichen Bandfabrikanten J.J. Bachofen-Merian[245]. Er hatte den alten Prälatenhof mitsamt den zugehörigen Gebäuden 1825 von der Stadt erworben. Dieser waren die Gebäulichkeiten, insbesondere die Magazine, entbehrlich geworden, nachdem als Folge der 1798er Revolution das neue kantonale Gesetz über Zehnten und Bodenzinse bewirkte, dass nach und nach die seit der Reformation an die Stadt übergegangenen Gefälle des ehemaligen Stiftsgutes ausblieben. Bachofen veräusserte kurz nach dem Kauf den westlichen Teil des Areales an den Bankier Iselin-Roulet und liess das Hauptgebäude und die an die Stadtmauer angrenzenden Nebengebäude niederlegen. Die beiden neuen Besitzer warben alsdann den jungen Melchior Berri als Architekten an, welcher die beiden heute noch bestehenden Gebäude St. Alban-Graben Nrn. 5 und 7 entwarf und ausführte. – Bald werden unter den Dächern dieser beiden Gebäude das Antikenmuseum und die Sammlung Ludwig vereinigt sein.

Beim Abbruch des alten Propsthauses sicherte sich Bachofen, einer inneren Neigung folgend, «ehrwürdige» Architekturteile, welche er zusammen mit neugotischem Beiwerk im neuen Wohngebäude und den Nebengebäuden wiederverwendete[246]. Auf diese Weise blieben immerhin so bedeutende Architekturteile wie die Kielbogentüre von 1515 am heutigen Treppenturm, verschiedene Wappen und vor allem die jetzt im Stadt- und Münstermuseum verwahrten romanischen Fenster und Nischen erhalten[247]. Die Neubauten veränderten die

[244] Es liegen mehrere Varianten mit demselben Motiv vor, welche den Malern E. Meyer, P. Toussaint und evtl. auch L.A. Kelterborn zugeschrieben werden.

[245] Es handelt sich um den Vaters des gleichnamigen Erforschers des Mutterrechtes.

[246] Das alte Propsthaus befand sich an der Stelle der heutigen Liegenschaft Nr. 5.

[247] Freundliche Mitteilung von D. Reicke.

alten topographischen Gegebenheiten beträchtlich. Um den Baugrund auszuebnen, wurde die alte Wallhinterschüttung der Stadtmauer abgetragen und diese bodeneben abgebrochen. Auf diese Weise wurde das Areal nicht mehr via Rittergasse, sondern vom St. Alban-Graben her erschlossen[248].

Erste Resultate der Grabungen in den Jahren 1983–84

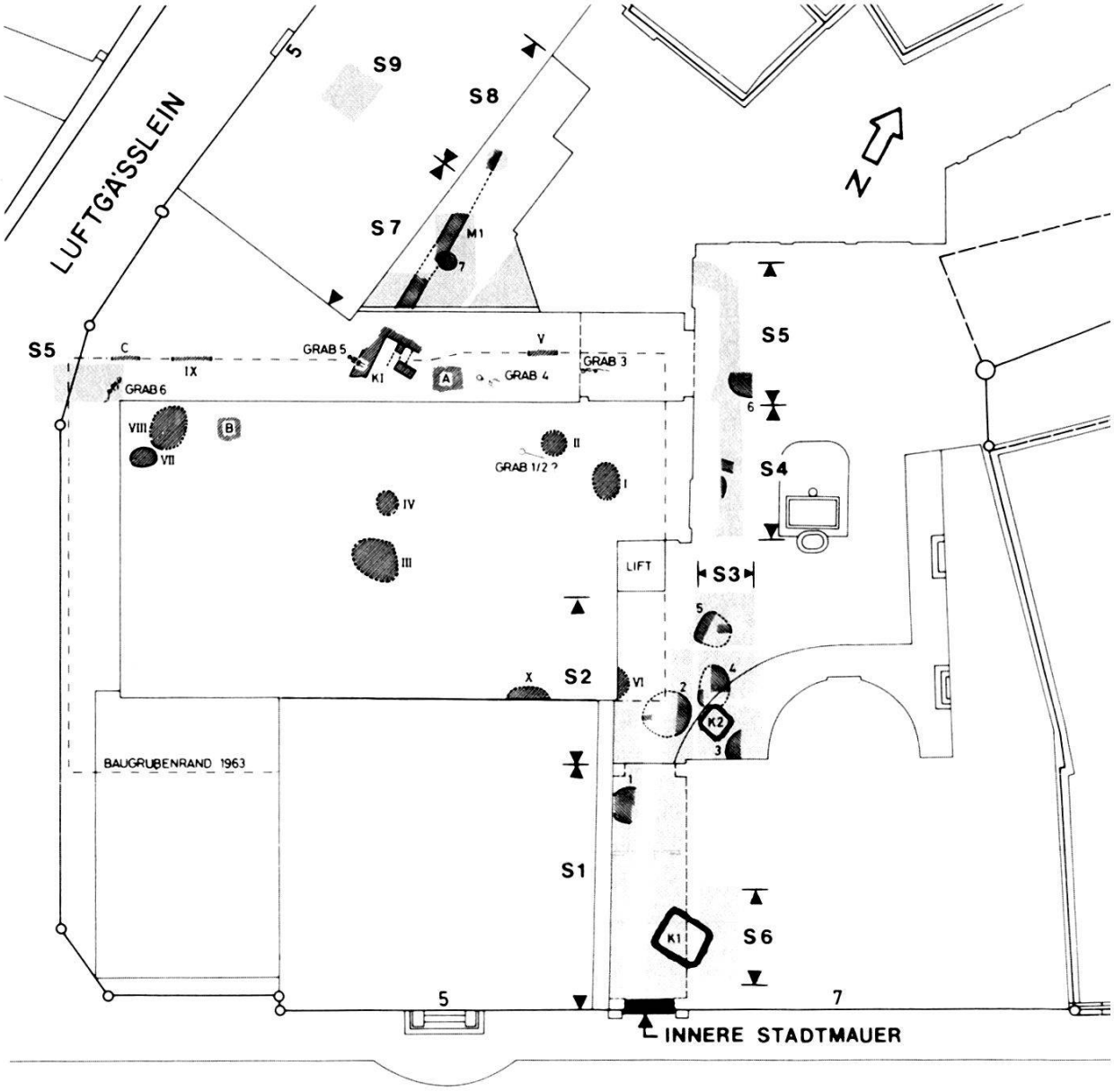
Die Grabung begann im November 1983 mit der Unterkellerung der Durchfahrt zwischen den Häusern Nrn. 5 und 7 und wurde in einzelnen Etappen mit teilweise längeren Unterbrüchen – der Kälteeinbruch im Januar/Februar 1985 machte nicht nur dem Baugewerbe zu schaffen – im Herbst 1985 abgeschlossen. Das Ausmass der untersuchten Fläche – zu einem grossen Teil handelte es sich um die schmalen Trassees der neu zu erstellenden oder zu sanierenden Kanalisationsanschlüsse – ist auf Abb. 35 ersichtlich. Eine grössere zusammenhängende Fläche konnte lediglich im Zwickel zwischen dem 1963 fertiggestellten Museumstrakt, der bisherigen Restauratorenwerkstatt und der ehemaligen Pfandleihanstalt am Luftgässlein Nr. 5 untersucht werden (Abb. 35, S 7). Dieses Areal, es handelt sich um den ehemaligen Pausenhof des 1820/21 erbauten ersten Basler Schulhauses, wurde zur Erweiterung eines bereits im Haus Nr. 5 bestehenden Cliquenkellers unterkellert. An dieser Stelle standen die Kulturschichten rund 2,5 Meter hoch an und waren noch weitgehend von späteren Störungen verschont geblieben. Die sorgfältige Ausgrabung in mehreren Teilflächen gewährte Einblick in die komplizierte Stratigraphie und wird nach Abschluss der Fundinventarisierung ein differenziertes Bild vor allem der römerzeitlichen Besiedlung vom 1. bis ins 4. Jh. n.Chr. liefern.

Der Fundstoff der gesamten Grabung umfasst rund 5000 inventarisierte Funde, darunter etwa 50 vorwiegend römische, aber auch wenige keltische Münzen und einige Fibeln.

Innerhalb dieses Vorberichtes muss eine stichwortartige, nach Sektoren geordnete Aufzählung der Ergebnisse genügen, welche in einer separaten Publikation ausführlich dargestellt werden sollen[249]. Die neu erfassten Strukturen und Befunde sind zusammen mit jenen der älteren Grabungen und Sondierungen auf dem Übersichtsplan Abbildung 35 eingetragen.

[248] Der Abschnitt des inneren Stadtgrabens (= St. Alban-Graben) zwischen Kunostor und Aeschen-Schwibbogen war bereits im ausgehenden 18. Jh. eingeschüttet worden. – Beim östlich angrenzenden Ritterhof (Rittergasse Nr. 20) ist die alte Wallhinterschüttung heute noch als Gartenareal intakt erhalten.

[249] Im Rahmen dieses Vorberichtes muss auf eine Materialvorlage der jüngsten Grabungen sowie eine Darstellung der Forschungsgeschichte der älteren, ebenfalls in Abb. 35 eingezeichneten Grabungsbefunde verzichtet werden. Eine abschliessende Darstellung der bisherigen Befunde ist in den Materialheften zur Archäologie in Basel vorgesehen.



ST. ALBAN – GRABEN

Abb. 35. St. Alban-Graben 5–7, 1983/38. Areal des Antikenmuseums. Übersichtsplan der archäologischen Befunde. – Zeichnung: H. Eichin und M. Eckling. – Massstab 1:500.

Legende:

St. Alban-Graben Nr. 5 (1929/3):
Römische Gruben I–IV
Gräber 1 und 2
St. Alban-Graben Nr. 5 (1963/2):
Römische Gruben V–X
Gräber 3 bis 6
Fundstellen A bis C
Römischer Keller K I
St. Alban-Graben Nrn. 5–7 (1983/38):
Römische Gruben 1 bis 7
Römische Keller K 1 und K 2
Römische Mauer M 1
Untersuchte Flächen (Sektoren S 1–S 9) gerastert

Sektor 1: Als erstes wurde in der Durchfahrt zwischen den beiden Berri-Bauten das Trassee der 1899 erstellten Kanalisation ausgehoben. Dies erlaubte einen Einblick in die Profilwände der seitlich davon stehengebliebenen Erdstollen, welche die letzten Überreste der Kulturschichten darstellten, die nach dem Unterkellern der beiden angrenzenden Häuser erhalten geblieben sind. Dabei wurde deutlich, dass die zu Beginn des 13. Jh. fertiggestellte *Innere Stadtmauer* in einer offenen Baugrube frei hochgemauert worden war. Es handelt sich um ein Zweischalenmauerwerk. Die Schalen werden von grösseren Kalkbruchsteinen (wenig Sandstein) gebildet, die Füllung besteht mehrheitlich aus Kieselwacken und etwas Bruchsteinmaterial im Mörtelverband. Die noch rund 3,3 Meter hoch im heutigen Erdreich erhaltene Stadtmauer war in ihrer untersten Zone etwa 2,4 Meter dick, verjüngte sich jedoch stark nach oben, wo sie – auf dem Niveau der heutigen Torschwelle – noch rund 1,4 Meter stark war[250]. Von der stadtseitigen *Wallhinterschüttung* zeugten mächtige Kiesaufschüttungen. Im übrigen schienen die beiden seitlich der Kanalisation stehengelassenen Erdstollen vorerst keine nennenswerten Befunde zu beinhalten. Nahe dem nördlichen Ausgang in den Hof konnte jedoch eine kreisförmig zu ergänzende, tief in die gewachsenen Schichten abgetiefte *Grube* ausgenommen werden (Abb. 35, 1). Sie wurde in spätaugusteischer Zeit eingefüllt. Schliesslich kam unter der Böschung der Stadtmauer-Baugrube ein zuerst als Sod gedeuteter, mit Trockenmauerwerk ausgekleideter Schacht zum Vorschein, der sich beim weiteren Freilegen als *römischer Keller* entpuppte. Der annähernd quadratische Keller (Abb. 35, K 1) datiert aus dem 1. Jh. Er wurde im frühen 2. Jh. zugeschüttet. Als Baumaterial dienten flache Flusswacken und plattig gebrochenes Sandsteinmaterial.

Sektor 2: Die geplante Flächengrabung im Hof reduzierte sich schon nach kurzfristigem Baggereinsatz, da sich herausstellte, dass zum Erstellen des Museumstraktes 1963 die Baugrube beträchtlich nach Osten erweitert worden war (vgl. Abb. 35, S 2). Der verbleibende Rest war durch die Stränge der alten Kanalisation bereits stark eingeschränkt. Die steilwandige *Grube 2* war durch verschiedene Störungen stark beeinträchtigt. Sie wurde im 1. Jh. angelegt und in flavischer Zeit eingeebnet. Aus den obersten Schichten stammt die zu zwei Dritteln erhaltene Sigillata-Schüssel des ALBANVS[251] (Abb. 36).

[250] Die Sohle des ehemaligen St. Alban-Grabens liegt rund 7 Meter unter dem heutigen Strassenniveau, wie in einem Bohrschacht für die ARA ermittelt werden konnte; vgl. BZ 85, 1985, 248 ff. und 330 ff. mit Abb. 57. – Die Grabenbreite konnte zuletzt 1986 genau gemessen werden. Sie beträgt 14,4 Meter (vgl. 1986/10 im nächsten Jahresbericht).

[251] FK 14018, Inv.-Nr. 1983/38.2058.

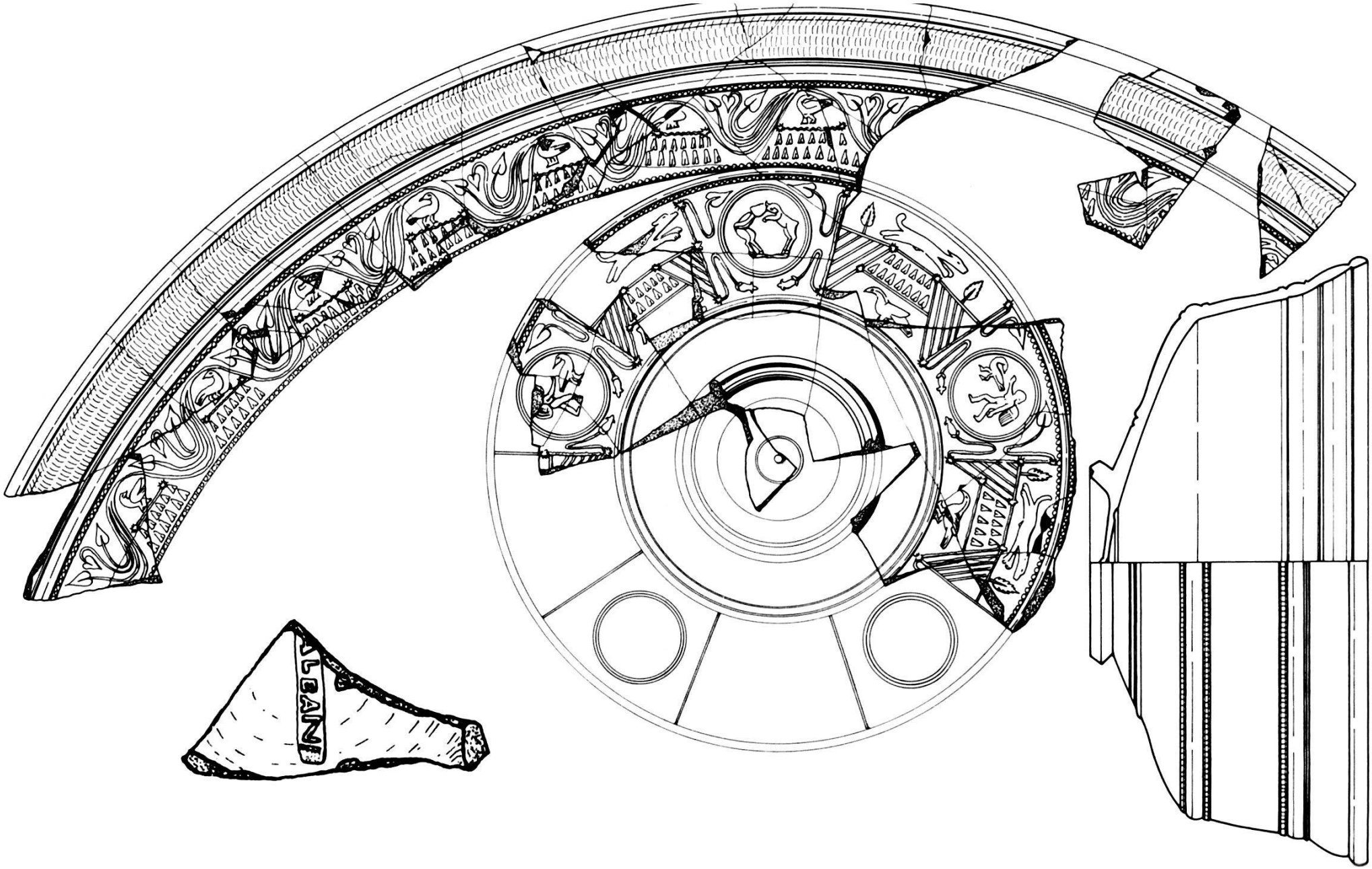

ALBANI

Abb. 36. St. Alban-Graben 5–7, 1983/38. Sigillataschüssel des ALBANVS *aus der Überdeckungsschicht von Grube 2. Inv.-Nr. 1983/38.2058 (FK 14018). – Zeichnung: M. Wagner. – Massstab 1:3 (Stempel 1:1).*

Sektor 3: Die Erweiterung der Baugrube im Hof nach Osten, zur Erstellung des geplanten unterirdischen Verbindungskorridors der beiden Museums-Liegenschaften, führte zur Entdeckung weiterer *frührömischer Gruben* (Abb. 35, 3–5) und einer zweiten, mit Kalkquadern ausgemauerten *Kellergrube* (K 2) aus dem 2. Jh. Gruben und Keller wiesen einen quadratischen oder rechteckigen Grundriss auf und waren, wie bereits Keller 1, auffallend einheitlich Nord-Süd bzw. West-Ost ausgerichtet. Immer deutlicher scheint sich damit ein orthogonales Grundschema der römerzeitlichen Überbauung abzuzeichnen.

Sektor 4: Unterbrochen durch eine Baurampe wurde im Hof die nördliche Fortsetzung des neu zu erstellenden Kanalisationstrassees ausgehoben. Weite Teile waren bereits durch ältere, diagonal zum Trassee verlaufende Leitungen gestört. Nur die Schichten in tiefer Lage blieben intakt. Mit Kieseln verfüllte *(Schwellbalken-) Gräbchen* wiesen wiederum dieselbe Ausrichtung auf wie die oben genannten Strukturen. Ein brandgeröteter Lehmestrich und orange gebrannte Rutenlehmbröckchen zeigten an, dass hier einst römische Ständerbauten mit Fachwerkauskleidung gestanden waren, welche einem Brand zum Opfer fielen.

Sektor 5: Dieser Sektor umfasste hauptsächlich den Abschnitt der Kanalisation nördlich entlang des Museumstraktes, wo nur noch an der Nordostecke desselben in tiefer Lage Kulturschichten erhalten waren. Im Bereich des neu zu erstellenden Sammlerschachtes im Hof trafen wir auf eine flachbodige *frührömische Grube* (Abb. 35, 6), über deren Auffüllung ein Brandschutthorizont mit gebrannten Rutenlehmbrocken hinwegzog, der wohl mit dem oben genannten verbrannten Fachwerkbau in Verbindung zu bringen ist. Rund 30 cm höher folgte ein weiterer Lehmestrich eines Holz-/Lehmbaues mit Herdstelle. Die darüber folgenden Erdschichten waren bereits umgelagert.

Die in den bisher besprochenen Sektoren angelegten Schnitte ergeben ein nahezu lückenloses, 36 Meter langes Profil durch die Kulturschichten des dem Münsterhügel südöstlich vorgelagerten Geländes. Auffällig ist die Tatsache, dass das Terrain ursprünglich ein natürliches Gefälle gegen Südosten, also gegen den St. Alban-Graben hin, aufgewiesen hatte. Im Zuge des Stadtmauerbaues wurde die natürliche leichte Geländesenke als Wehrgraben weiter abgetieft und das

dabei anfallende Material stadtseits an die Mauer als Wall angeschüttet und damit auch das übrige Areal ausplaniert. Unter diesem Aspekt verliert die von R. Laur-Belart 1958 gemachte Beobachtung einer 22 m breiten Geländesenke an «Rätselhaftigkeit» und entpuppt sich als mittelalterliche Umgestaltung der ursprünglichen Topographie[252]. So war es denn auch nicht weiter verwunderlich, dass beim zweiten neuen Sammlerschacht an der NW-Ecke des 1963 erstellten Museumstraktes frührömische Kulturschichten noch 3,4 Meter unter dem heutigen Gehniveau angetroffen wurden. So gesehen sind 1958 beim Bau des SKA-Bankgebäudes am St. Alban-Graben wohl doch umfangreiche frühe Kulturschichten unbeobachtet abgebaut worden, da sie sehr tief lagen.

Sektor 7: Waren die bisher genannten Sektoren schon reich an Befunden, so lieferte nun abschliessend die kleine Fläche zwischen der «alten Pfandleihe» (Luftgässlein Nr. 5) und der Restauratorenwerkstatt des Museums eine ungeahnte Fülle von Informationen zur römischen Besiedlung. In der rund 2,4 Meter hohen, weitgehend ungestörten Stratigraphie liess sich eine Abfolge von mehreren Siedlungsphasen erkennen, welche im folgenden kurz skizziert werden sollen.

Die unterste Siedlungsschicht stammt aus augusteischer Zeit. Verschiedene Pfostenlöcher, die sich jedoch zu keinem klaren Grundriss ergänzen lassen, und einfache Herdstellen ergeben das Bild von *einfachen Pfostenbauten.* In dieser untersten Schicht kam auch erstmals ausserhalb des eigentlichen Oppidums eine Anzahl «spätlatènezeitlicher» Funde zum Vorschein[253]. *Grube* 7 ist dieser ersten Siedlungsperiode zuzurechnen. Unter den darin eingelagerten Funden befand sich auch die vollständig erhaltene, jedoch verbogene Kragenfibel[254] (Abb. 37).

Zahlreiche orange gebrannte Lehmbröckchen und Holzkohlepartikel, stellenweise sogar eine ausgeprägte Brandschicht, stammen von der Zerstörung dieser ersten Überbauung. Ein darüberliegender Lehmestrich mit zahlreichen Funden aus der Mitte des 1. Jh. diente als Fussboden der nächstfolgenden (Holzbau-)Phase. Darin eingelassen fanden sich *Leistenziegel als Herdstelle.* Den eigentlichen Gehhorizont bildeten offenbar Dielen, von denen nur noch stellenweise Holzfasern und eine dünne Holzkohleschicht vorhanden waren.

[252] Vgl. BZ 57, 1958, VII. – St. Alban-Graben 5 (1958/8).

[253] Z.B. in FK 14748 neben entsprechender Keramik auch eine noch nicht bestimmte Potinmünze (1983/38.3802) und Fragmente dreier Fibeln mit Rahmenfuss, darunter eine vom Nauheimer Typ (1983/38.3803).

[254] FK 15479; Inv.-Nr. 1983/38.4755. Es handelt sich um den zweiten Fund dieses Fibel-Typs in Basel. Eine erste identische und wohl auch werkstattgleiche Fibel kam während der Grabungen im Basler Münster (1974/29) in der keltischen Schicht 2 zum Vorschein; vgl. Furger-Gunti A., Die Ausgrabungen im Basler Münster I, Basler Beiträge zur Ur- und Frühgeschichte Bd. 6, 1979, 52 ff.

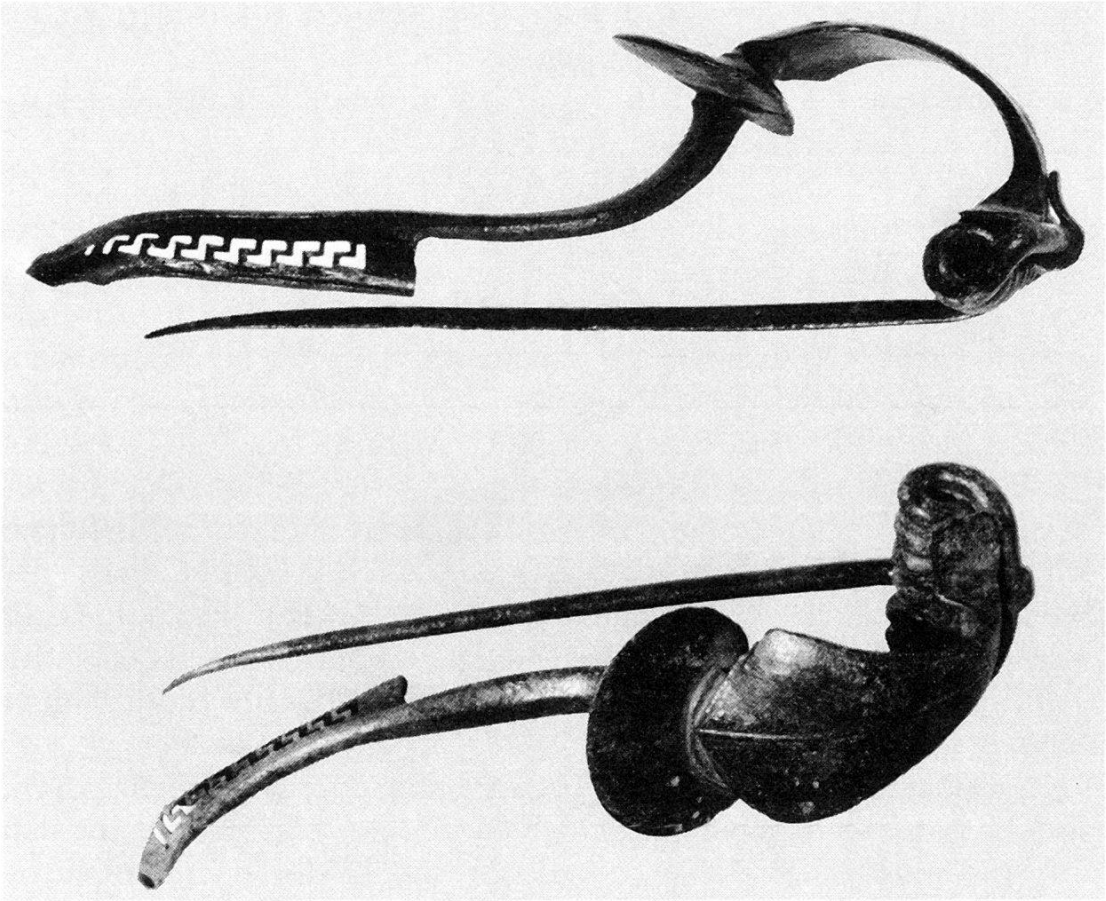


Abb. 37. St. Alban-Graben 5–7, 1983/38. Kragenfibel aus der augusteischen Grube 7. Inv.-Nr. 1983/38.4755 (FK 15479), Länge: 93 mm. – Foto: M. Babey (HMB).

Von einer Erneuerung bzw. Neukonzipierung dieses Gebäudes zeugte eine darübergelegte Lehmschicht. An der Stelle der bisherigen, als Holz- oder Fachwerkwand konzipierten Westwand des Gebäudes wurde eine 60 Zentimeter breite *Quadermauer mit Kieselwackenfundation* errichtet[255] (Abb. 35, M1). Der im übrigen vielleicht völlig erneuerte Holzbau – es fehlen hier die für Fachwerkkonstruktionen typischen gebrannten Wandlehmbrocken – war offenbar an Mauer 1 angebaut, welche insgesamt auf einer Strecke von 15 Metern festgestellt werden konnte. In dem neuen Fussboden liessen sich Balkengräbchen von Innenwänden erkennen. Das Gebäude fiel einem Brand zum Opfer, wovon eine zum Teil mehrere Zentimeter starke Holzkohleschicht zeugte. Darin waren zahlreiche verbrannte flavische Funde enthalten, welche die Zerstörung noch im letzten Viertel des 1. Jahrhunderts nahelegen. Ein Zusammenhang der vermutlich als Einfassungsmauer eines Hofareales zu interpretierenden Mauer 1

[255] Als sicheren terminus post quem für den Bau der Mauer besitzen wir eine Münze des Vespasian aus den Jahren 77/78; FK 14956, Inv.-Nr. 1983/38.3878.

mit dem 1963–64 weiter südlich festgestellten römischen Keller (Abb. 35, K I) besteht unzweifelhaft[256].

Schon kurze Zeit nach dem Brand scheint Mauer 1 zumindest partiell bis auf das Wackenfundament geplündert worden zu sein.

Die folgende Siedlungsphase zeichnet sich durch eine kiesige Planierschicht mit darüber lagerndem Lehmestrich aus, worin Scherben einer Sigillata-Schüssel des späteren 2. Jh. enthalten waren[257]. Unmittelbar darauf ruhte eine bis zu 30 Zentimeter mächtige Brandschuttschicht aus Ziegelbruch und gebrannten Wandlehmbrocken, also abermals Reste eines *Fachwerkbaues.* Darin eingeschlossen waren zahlreiche Funde, welche die Brandkatastrophe ins 3. Jh. datieren. Erstaunlich war nun die Beobachtung, dass diese Schuttschicht wiederum nur östlich des geschilderten Mauerzuges zum Vorschein kam. Dies kann nur so erklärt werden, dass die Mauer 1 damals entweder doch noch weitgehend intakt oder aber wiederhergestellt worden war und erst nach dieser letzten Katastrophe vollständig geplündert wurde, wie die Abbruchschichten über der Brandschicht zeigten.

Als nächste Phase konnten wir eine kompakte Kiesschicht fassen, welche zeitlich auf die Brandschicht des 3. Jh. folgt. Es scheint sich um eine *Strassenaufschüttung* zu handeln, welche durch einige spätrömische Münzen ins 4. Jh. datiert wird[258]. Der kleine ausgegrabene Ausschnitt lässt immerhin die Aussage zu, dass diese mutmassliche Strasse nicht nord-südlich verlief, also nicht mit dem von R. Laur-Belart postulierten Strassenzug übereinstimmt, welcher vom Gräberfeld an der Aeschen-Vorstadt herkommend zum vermuteten Kastell-Tor an der inneren Rittergasse führte.

Diese Kiesschüttung und der Abbruchschutt der bis auf das Wackenfundament völlig geplünderten Mauer 1 wurde überdeckt mit einem kompakten kiesigen Lehm, welcher als Unterlage für den letzten, wohl *spätantiken Bau* diente. Nur wenig war noch davon erhalten. Zwei Mörtelböden, getrennt durch eine bloss 20 Zentimeter starke Wand, von der nur noch das Gräbchen und die Unterlagssteine des Schwellbalkens vorhanden waren, unterteilte den rund 3 Meter breiten, zweiräumigen Bau. Die Aussenwände müssen in gleicher Technik erstellt worden sein wie die Trennwand. In der Nordostecke des westlichen Raumes, dessen Mörtelboden mit einem fei-

[256] Vgl. BZ 64, 1964, XXI ff. und Taf. Ib. – Ein direkter Anschluss von Mauer 1 an einen der beiden Mauerschenkel von Keller I, worin ebenfalls Brandspuren beobachtet worden waren, konnte nicht mehr nachgewiesen werden. Der verschiedenartige Mauercharakter der Mauern B und D (Taf. Ib) und die deutliche Fuge zwischen den beiden Mauerschenkeln deuten an, dass der Keller K I womöglich durch Mauer D sekundär durchschlagen wurde.

[257] FK 15498, Inv.-Nr. 1983/38.4961.

[258] Die jüngste der Münzen stammt von Kaiser Gratian; FK 14981, Inv.-Nr. 1983/38.4250.

nen Ziegelschrot überzogen gewesen war, befand sich der unterste Rest eines rechteckigen gemauerten Sockels unbekannter Zweckbestimmung. Klar datierende Funde kamen nicht zum Vorschein. Das Gebäude entstand frühestens im ausgehenden 4. Jh. Der Zeitpunkt der Auflassung liegt noch mehr im Ungewissen, da auch die nur 10 Zentimeter starke darüberziehende Planierschicht keine datierenden Funde enthielt. Südlich an den Bau schloss ein festgetretener Kieshorizont an.

Sowohl die Mörtelböden wie auch der Kieshorizont werden von einer im 11./12. Jh. angelegten Grube durchschlagen. Schliesslich überdeckt ein rund 30 Zentimeter mächtiger Kieskoffer mit Funden aus dem 12./13. Jh. die bisher geschilderte Stratigraphie. Es dürfte sich dabei um die nördlichsten Ausläufer der Aufschüttungen handeln, welche beim Bau der Stadtmauer stadtseits deponiert worden waren. Die obersten 90 Zentimeter der Stratigraphie bestanden aus Humus, welcher vorwiegend spätmittelalterliche und neuzeitliche Funde enthielt[259].

Zusammenfassend dürfen wir festhalten, dass den Befunden in Sektor 7 am Luftgässlein Nr. 5 besondere Bedeutung zukommt, denn an dieser Stelle liess sich im Vorgelände des Münsterhügels zum ersten Mal eine Stratigraphie durch die römischen Schichten vom frühen 1. bis ins 4. Jahrhundert fassen.

Abschliessend dürfen wir festhalten, dass dank dem Entgegenkommen der Museumsleitung und der Unterstützung durch die zuständigen Stellen des Bau- und Erziehungsdepartementes die beiden römischen Keller im neuen Museumsgebäude konserviert werden konnten. Auch die Rückseite der Stadtmauer aus dem frühen 13. Jh. bleibt sichtbar und der Öffentlichkeit zugänglich. Somit kann der interessierte Museumsbesucher Basler Stadtgeschichte am Ort, mit originalen Funden und am Objekt «erleben», und dies in einem Museum, welches der Antike gewidmet ist.

[259] In diesem Vorbericht wurde aus Platzgründen auf die folgenden in Abb. 35 ebenfalls eingetragenen Sektoren nicht näher eingegangen: *Sektor 6,* Aufdeckung der Ostecke von K 1; *Sektor 8,* nördliche Fortsetzung von M 1 in einem neuen Sammlerschacht; *Sektor 9,* Liftunterfahrt im Korridor von Haus Luftgässlein Nr. 5, wo keine antiken Schichten angeschnitten wurden.

Ein mittelalterlicher Kernbau im Kleinbasel – Vorbericht über die Untersuchungen an der Unteren Rheingasse 8/10 (1985/2)

Peter Thommen
mit einem Beitrag von Bernhard Jaggi

Einleitung

Im Rahmen der Sanierung der Ausstellungsräumlichkeiten der Möbel Pfister AG war auch die Auskernung der Geschäftshäuser dieser Firma an der Unteren Rheingasse 8/10 vorgesehen. Die vorgängigen Bauuntersuchungen durch die Basler Denkmalpflege[260] brachten jedoch derart wichtige Bausubstanz zum Vorschein, dass die Erhaltung der Häuser nochmals neu mit der Bauherrschaft diskutiert werden musste. Dankenswerterweise hat sich die Möbelfirma dazu bereit erklären können, trotz Mehrkosten und Bauverzögerungen, ein komplett neues Umbauprojekt zu erarbeiten, das die mittelalterlichen und spätgotischen Strukturen ihres Gründerdomizils erhält. In enger Zusammenarbeit mit der Basler Denkmalpflege kam auch die Archäologische Bodenforschung zum Einsatz, das erste Mal im Januar 1985 beim Kelleraushub des Gründerhauses, das zweite Mal von September bis November 1985 anlässlich des Aushubs für eine Energiezentrale in noch ungestörtem Gebiet unmittelbar ausserhalb des Gründerhauses[261].

Baugeschichtliche Untersuchungen und Sondierungen

Beitrag von Bernhard Jaggi

In diesem Bericht kann nur ganz kurz auf die Baugeschichte eingegangen werden, eine umfassende Publikation ist jedoch geplant[262].

Im hinteren Teil der Liegenschaft Nr. 8 wurden im Keller und Erdgeschoss Teile eines ersten und relativ gesehen ältesten Kernbaus von 5,2 m × 7,0 m Grundrissfläche freigelegt (Abb. 38a, 1 und 38b). Dieser Bau muss mindestens zweigeschossig gewesen sein. Ein Mörtelboden, der auf dem anstehenden Kies das erste Benützungsniveau anzeigt, sowie die Bruchsteinmauer mit eingestreuten Kieselwackenlagen verweisen diesen ersten Bau ins ausgehende Mittelalter.

[260] Leitung der Untersuchungen: B. Jaggi.

[261] Für ihre Unterstützung und ihr Verständnis sei den Herren M. Häner (Bauführer) und J. Porombka (Polier) der Firma Jean Cron AG unser Dank ausgesprochen.

[262] Materialhefte zur Archäologie in Basel.

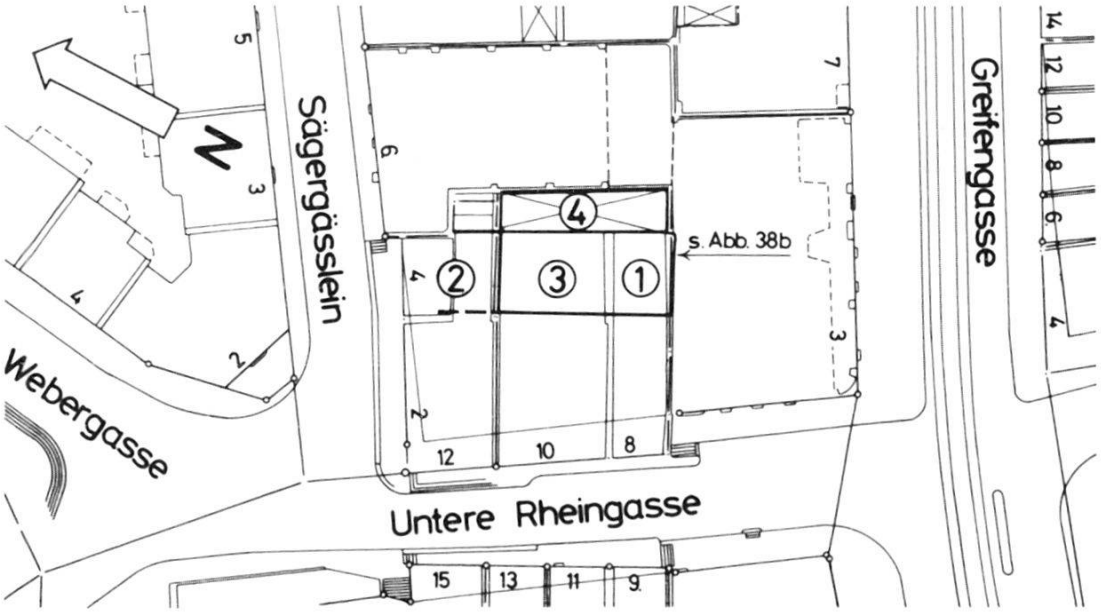
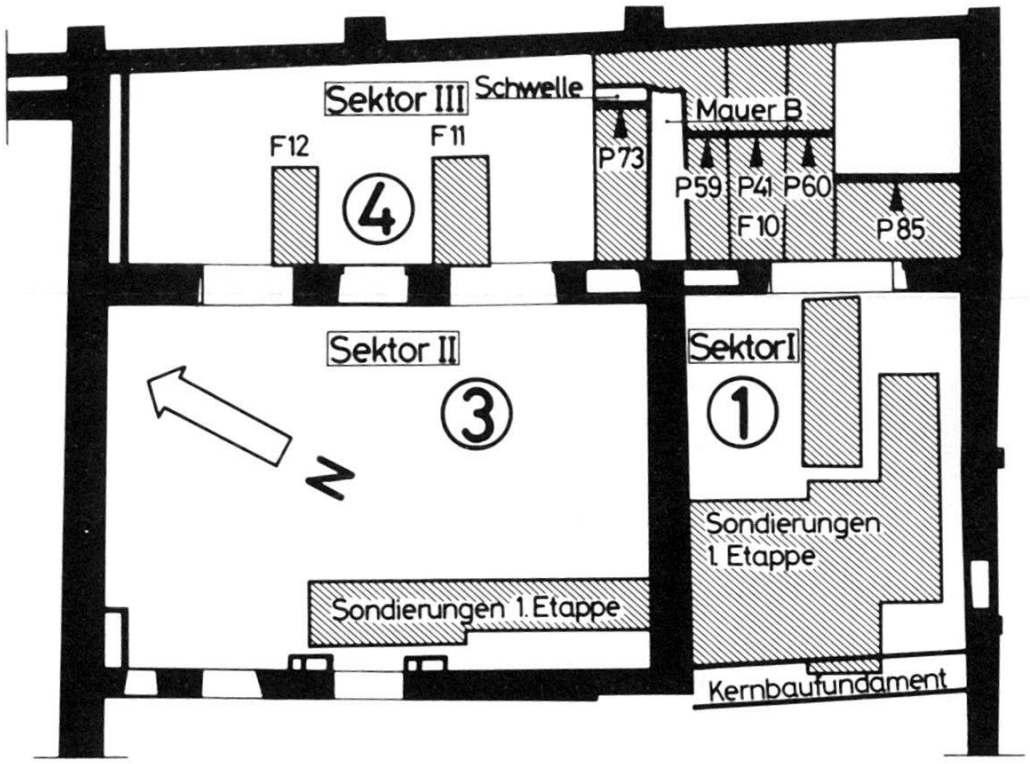


Abb. 38. Untere Rheingasse 8/10, 1985/2.
38a) Situationsplan der Grabungsfläche. 1 = Kernbau Untere Rheingasse 8, 2 = Kernbau Untere Rheingasse 12, 3 = Verbindungsbau Untere Rheingasse 10, 4 = Ehemaliger Hof. – Zeichnung: E. Albrecht. – Massstab 1:1000.



38b) Übersichtsplan der Grabungsfläche mit den untersuchten Flächen und den Profilen P 41, P 59, P 60, P 73 und P 85. 1 = Kernbau, 3 = Verbindungsbau, 4 = Ehemaliger Hof. – Umzeichnung: E. Albrecht nach Übersichtsplan von Ch. Stegmüller. – Massstab 1:200.

Wie aus Urkunden zur Geschichte Kleinbasels bekannt ist, entstand kurz nach dem Brückenschlag der Mittleren Rheinbrücke um 1225 in wenigen Jahrzehnten eine erste städtische Ansiedlung am Kleinbasler Brückenkopf[263]. Zu dieser darf auch der erste Kernbau gerechnet werden, der auf einer vergleichsweise weit zurückliegenden Baulinie im Innern von Haus Nr. 8 erkennbar ist. Ein weiterer, wohl gleichzeitiger Kernbau auf derselben Flucht konnte bei den Mauseruntersuchungen in der Brandmauer zum übernächsten Haus Nr. 12 gefunden werden (Abb. 38a, 2).

Im fortgeschrittenen 13. Jh. wurden dann die beiden freistehenden Kernbauten durch einen Verbindungsbau miteinander verbunden, was zur noch heute bestehenden Hausbreite des Hauses Nr. 10 führte (Abb. 38a, 3; 38b). Die zu diesem Bau gehörende Südfassade ist in der Brandmauer zwischen Haus Nr. 8 und Nr. 10 noch ganz erhalten. Sie reicht bis in den 3. Stock, wo eine nach hinten abfallende Dachschräge den Verbindungsbau mit einem Pultdach abschliesst.

Die Hinweise aus dem Historischen Grundbuch auf eine vorhandene Bebauung von 1280 auf der Parzelle der Liegenschaft Nr. 10 und von 1317 auf der Parzelle von Haus Nr. 8 korrelieren weitgehend mit den Datierungen der gefundenen Kernbauten. Zum einen datieren die Funde zwischen dem unteren und oberen Mörtelboden im Keller von Haus Nr. 8 vorwiegend aus dem 13. Jh., einige wenige sind sogar noch älter[264]. Dies bedeutet, dass der untere Boden noch im 13. Jh. aufgelassen wurde. Zum andern weist die Dendrodatierung der Originalhölzer des sekundären Zwischenbaus in die 2. Hälfte des 13. Jh. Die Stellung der Kernbauten in der Gesamtchronologie schliesst ohnehin eine wesentlich jüngere Datierung aus.

Nach mehreren Umbauphasen entstanden spätestens im 16. Jh. die Ausbauten zur Unteren Rheingasse. Auch diese entscheidende baugeschichtliche Etappe konnte dendrochronologisch eingebunden werden. Dazu gehört auch ein imposantes dreistöckiges Kehlbalkendach über Haus Nr. 10. Im 17. Jh. wurden mehrere Decken vom Erdgeschoss bis in den 2. Stock mit Malereien ausgeschmückt. Eine barocke Treppe im 18. Jh., eine komplett neue Strassenfassade sowie ein biedermeierlich-klassizistisches Interieur im 19. Jh. lösten den spätgotischen Haustyp ab. Im 20. Jh. schliesslich erfolgten die Schaufenstereinbauten und diverse Veränderungen im Innern.

Aufgrund der Bauuntersuchungen und Sondierungen im Inneren der Häuser Nrn. 8 und 10 ergaben sich bestimmte Fragestellungen,

[263] d'Aujourd'hui R., Archäologische Untersuchungen im Kleinbasel. Ein Beitrag zur Geschichte der Stadt Kleinbasel, in BZ 81, 1981, 220 ff. Zur Geschichte des Brückenkopfes im speziellen, 317 f. und Anm. 300.

[264] FK 14689–14692; Flächen 1 und 6–8.

welche die Archäologische Bodenforschung von September bis November 1985 beim Aushub für eine Energiezentrale nachprüfen konnte:

– Zeigt sich an den Ostmauern der Kernbauten ein Übergang von Fundamentzone zu aufgehendem Mauerwerk auf gleicher Höhe wie innen, d.h. bestätigen sich auch hier die ursprünglichen Keller?

– Können Bau- und Abbruchhorizonte nachgewiesen und datiert werden?

B. Jaggi

Die Grabungsetappe von September bis November

Östlich des Kernbaus und des Verbindungsbaus stand der Archäologischen Bodenforschung eine Fläche von ca. 4 m × 16 m in scheinbar ungestörtem Gelände zur Abklärung der oben erwähnten Fragestellungen zur Verfügung (Abb. 38a, 4). Nach dem Anlegen der Sondierschnitte F 10–12 (Abb. 38b) stellte sich jedoch bald heraus, dass für die Untersuchungen nur das südliche Drittel dieser Fläche in Frage kam. Im übrigen Teil konnten wir ausser den gewachsenen Schichten – grauer, gewachsener Kies, gelblich-brauner Schwemmsand und brauner, fetter Lehm – lediglich eine deutliche Mauergrube, gefüllt mit braunem, fettem Lehm, der Verbindungsbaumauer feststellen. Im obersten Bereich der Profile lag ein neuzeitlicher, kompakter, lehmig-sandiger Kies, der in diversen Kanalisationsstörungen immer wieder in die gewachsenen Schichten hineingriff.

Unser Hauptaugenmerk richtete sich somit auf das südliche Drittel der Grabungsfläche, wo wir ausgehend von den Profilen der Fläche 10 mehrere Flächen abbauten (Abb. 38b). Im wesentlichen zeichnete sich in allen diesen Flächen die gleiche Situation ab (Abb. 39):

Über den gewachsenen grauen Kies (Schicht 1) und den gelblichbraunen Schwemmsand (Schicht 2) legte sich, von diesem nicht klar abgrenzbar, ein brauner, fetter Lehm (Schicht 3). Er enthielt neben wenigen verbrannten Holzresten vereinzelt Kiesel und ist wohl als Schwemmsediment des Rheines zu deuten. Mit den Schichten 4, einem fetten, dunkelbraunen Lehm, und 5, einem dunkelbraunen Lehm, fassten wir die ältesten Kulturschichten, die aufgrund jüngerer Eingriffe nur noch an wenigen Stellen erhalten waren. So griff mit Struktur A eine mächtige Grube nicht nur in diese beiden Schichten ein, sondern erreichte an ihrer tiefsten Stelle den gewachsenen Kies. Im Bereich der Grubensohle konnte ein brauner, fetter Lehm mit Holzkohlekonzentrationen am Grubenrand (Schicht 6) beobachtet werden. Der übrige Teil der Grube war mit einem braunen, kiesigen Lehm, der viele verbrannte Holzreste und Holzkohleflocken enthielt (Schicht 7), angefüllt. Auffällig waren die vielen Hinweise auf

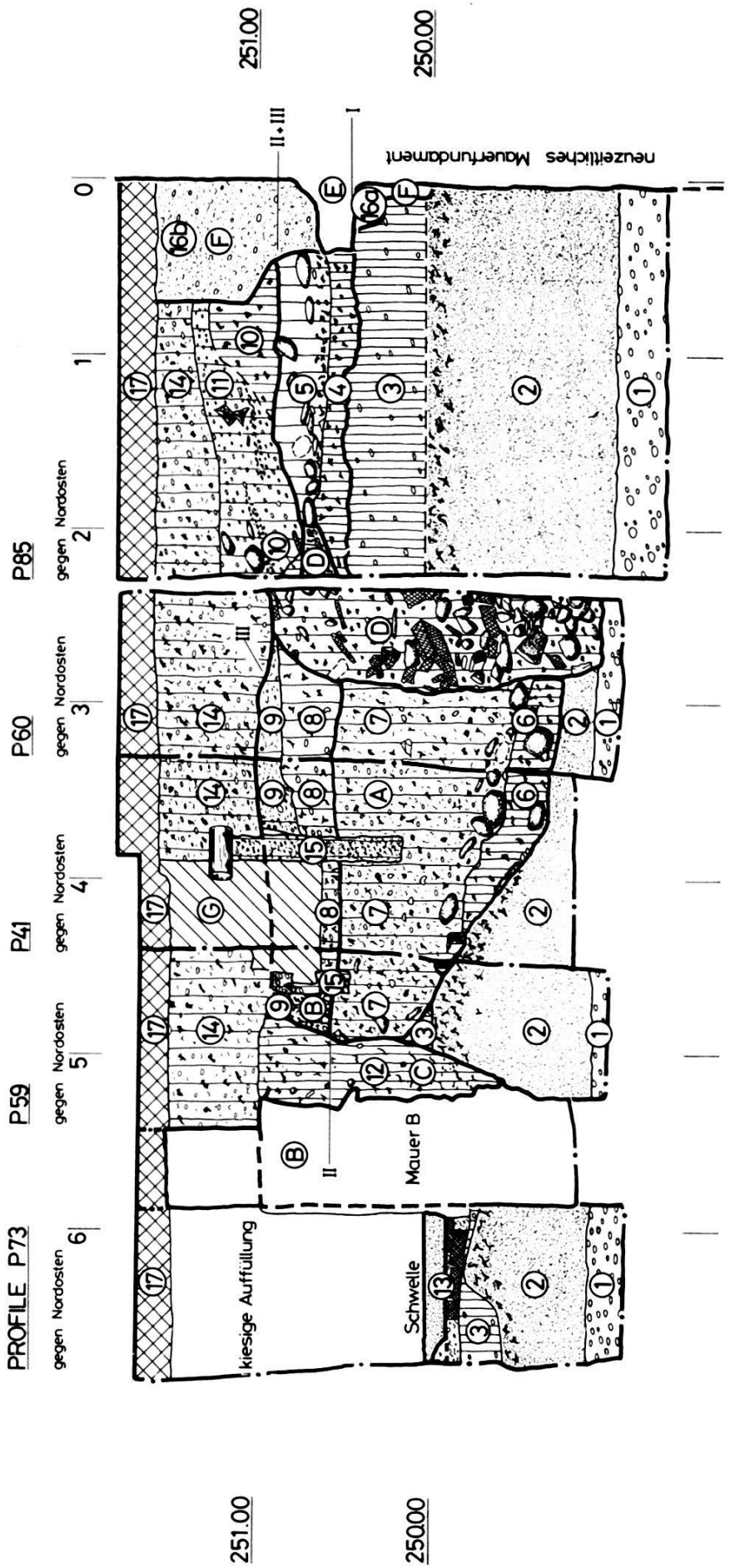

PROFILE P73
P59
P41
P60
P85
gegen Nordosten
0
1
2
3
4
5
6
251.00
250.00
kiesige Auffüllung
Schwelle
Mauer B
neuzeitliches Mauerfundament
I
II
II+III
III

Abb. 39. Untere Rheingasse 8/10, 1985/2. Profile P 41, P 59, P 60, P 73 und P 85. – Umzeichnung: E. Albrecht nach Feldaufnahmen von Ch. Stegmüller. – Massstab 1:50.

Profilbeschreibung P 41, P 59, P 60, P 73 und P 85:

Schichten:
1 Gewachsener Kies, grau
2 Schwemmsand, gelblich-braun, mit wenigen Holzkohleflocken im oberen Bereich
3 Fetter Lehm, braun, mit wenigen verbrannten Holzresten und vereinzelten Kieseln
4 Fetter, mit grau-weissen Sandlinsen verschmutzter Lehm, dunkelbraun, Holzkohlestückchen und -flocken; vereinzelt orange verbrannte Lehmflocken, wenige Kiesel und Mörtelflocken
5 Lehm, dunkelbraun, mit verbrannten Holzresten, Holzkohleflocken, orange gebrannten Lehmflocken, Mörtelbrocken und -flocken
6 Fetter Lehm, braun, mit Holzkohleflocken, Holzkohleresten am Grubenrand
7 Kiesiger Lehm, braun, mit vielen verbrannten Holzresten, Holzkohleflocken, Kieselwacken, gesprengten Kieseln, Bruchstein- und Ziegelfragmenten, orange verbrannten Lehmflocken, Mörtelbrocken und -flocken
8 Kiesiger Lehm, dunkelbraun, mit Bruchstein-, Ziegel- und Sandsteinfragmenten, Mörtelbrocken und -flocken und vielen Holzkohleflocken
9 Grobgemagerter, mit Lehm verschmutzter Mörtel, hellgrau, nicht kompakt, mit wenigen Ziegelfragmenten
10 Fetter, mit gelblich-braunen Schwemmsandlinsen durchzogener Lehm, braun, mit einigen verbrannten Holzresten, Holzkohleflocken und vereinzelten orange verbrannten Lehmflocken
11 Lehm, dunkelbraun, mit vielen kleinen Kieseln, zwei Bändern aus verbrannten Holzresten, vielen Holzkohleflocken, verbrannten Mörtelbrocken und -flocken, zum Teil orange verbrannten Lehmflocken. Daneben Kieselwacken, Bruchstein- und Ziegelfragmente, ganz wenig Backsteinfragmente
12 Fetter Lehm, dunkelbraun, mit Kieseln, Bruchstein- und Ziegelfragmenten, Mörtelbrocken und -flocken, Holzkohleflocken, ganz vereinzelt Sandsteinfragmente
13 Schwelle aus rotem Sandstein, darunter rote Tonplattenfragmente in grau-weissem, feinkörnigem Mörtel
14 Lehmiger Kies, dunkelbraun, mit vielen verbrannten Holzresten, Holzkohleflocken, Mörtelbrocken und -flocken, Sandstein-, Bruchstein-, Ziegel- und Backsteinfragmente
15 Humöser bis kiesiger Lehm, dunkelbraun, mit Bruchstein- und Ziegelfragmenten, Holzkohleflocken
16 Mauergrube
a) Lehm, dunkelbraun, mit Sandstein-, Bruchstein- und Ziegelfragmenten
b) Sandiger, mörteliger Kies, grau, mit Kieselwacken, Bruch- und Backsteinen, Ziegelfragmenten
17 Neuzeitlicher Betonboden

Strukturen:
A Grube
B Kellermauer, im unteren Teil aus Kieselwacken in grobem, beigem Mörtel; im oberen Teil aus Kalksteinquadern, Sandstein- und Tonplatten, Backsteinen und wenigen Ziegelfragmenten in grobem, grau-weissem Mörtel
C Mauergrube zu Mauer B
D Grube mit dunkelbraunem Lehm angefüllt, der viele Holzkohleflocken, Mörtelbrocken und -flokken enthält. Deutlicher Grubenmantel aus Ziegelfragmenten, Backsteinen und einigen Bruchsteinen. Gegen unten zunehmend auch Kieselwacken
E Südliche Abschlussmauer gegen die Greifengasse, modern, mit Beton beworfen
F Mauergrube zu Mauer E
G Neuzeitlicher Sammler aus Backsteinen

Horizonte:
I OK gewachsene Schichten
II Bauhorizont zum Kern- oder Verbindungsbau
III Hofniveau zum Kernbau

Feuereinwirkung, so die verbrannten Holzreste, Holzkohleflocken, orange gebrannte Lehmflocken und brandgesprengte Kiesel. Ausserdem enthielt die Füllung viele Eisenschlacken, so dass die Vermutung, es handle sich bei dieser Grube um eine Werkgrube, nahe liegt.

Überdeckt wurde die Grube von einem dunkelbraunen, kiesigen Lehm (Schicht 8) und einer Schicht aus grobgemagertem, mit Lehm verschmutztem Mörtel (Schicht 9), die möglicherweise den Rest eines sehr schlecht erhaltenen Mörtelbodens und somit wohl auch das ehemalige Hofniveau des ältesten Kernbaus darstellte (H III).

In der Südwestecke der untersuchten Fläche fanden wir anstelle der Mörtelschicht einen braunen, fetten Lehm (Schicht 10), der ohne klare Grenze in einen dunkelbraunen, viele kleine Kiesel enthalten-

den Lehm (Schicht 11) überging. Dieser enthielt zwei Bänder aus verbrannten Holzresten, verbrannte Mörtelbrocken und orange gebrannte Lehmflocken sowie Baukeramik, darunter wenige Backsteinfragmente. Dies sind Hinweise darauf, dass an dieser Stelle ein Holzanbau, der dann abgebrannt ist, gestanden haben könnte. Zwei solche Anbauten sind auf dem Merian-Plan[265], allerdings nicht genau an dieser Stelle, in den Hinterhöfen der unteren Rheingasse, abgebildet.

Schon beim Abdecken der Grabungsfläche stiessen wir auf die Abbruchkrone der Mauer B, die genau in der Verlängerung der nördlichen Kernbaumauer verlief. Sie erwies sich zumindest als zweiphasig: Im unteren, breiteren Teil bestand sie aus mit grobem, beigem Mörtel versetzten Kieselwacken und vereinzelten Kalkbruchsteinen. Der obere Teil setzte sich aus Kalkbruchsteinen, Sandstein- und Tonplatten sowie Backsteinen und wenigen Ziegelfragmenten in einem groben, grau-weissen Mörtel zusammen. Auf der Südseite konnte mit Struktur C eine spitz auslaufende Mauergrube festgestellt werden, die mit einem fetten, dunkelbraunen Lehm mit Bauschutt aufgefüllt war (Schicht 12). Die Nordseite der Mauer besass stellenweise eine Verblendung aus etwa 7 cm dicken Tonplatten und Ziegelfragmenten, die mit einem grau-weissen, feinkörnigen Mörtel verputzt waren. Diese Verblendung stand im Zusammenhang mit einer Türschwelle aus Sandstein, die auf roten Tonplattenfragmenten in einem grau-weissen, feinkörnigen Mörtel auflag (Abb. 39, P 73/13). An dieser Stelle befand sich offenbar eine Art Kellerhals, der einen Zugang zum Keller des Verbindungsbaus ermöglichte. Denkbar ist aber auch, dass der auf dem Merian-Plan eingezeichnete Schopf im Hof des Hauses Untere Rheingasse 10[266] unterkellert war. Eine sehr steilwandige Grube durchschlug alle genannten Schichten und reichte bis auf den gewachsenen Kies (Struktur D). Sie war mit dunkelbraunem Lehm aufgefüllt, der viele Holzkohleflocken und Ziegelfragmente enthielt. Ihre Wände waren mit Ziegelfragmenten, Backsteinen und einigen Kalkbruchsteinen ausgekleidet. Im unteren Bereich waren auch vermehrt Kieselwacken zu beobachten. Offensichtlich befand sich an dieser Stelle ein Sickerschacht aus jüngerer Zeit, durchschlug er doch sowohl die Werkgrube A als auch die Mörtelschicht 9.

Im oberen Bereich unter dem modernen Betonboden (Schicht 17) lag schliesslich eine Schuttschicht aus dunkelbraunem, lehmigem Kies, der viele verbrannte Holzreste, Mörtelbrocken und Bauschutt

[265] Merianplan von 1617. Ansicht von Norden.
[266] Vgl. Anm. 265.

aufwies (Schicht 14). Sie war an vielen Stellen durch Abwasserleitungen und -sammler (Schicht 15 und Struktur G) sowie durch die Mauergruben der neuzeitlichen Mauern der südlich (Struktur F, Schicht 16) und östlich anschliessenden Liegenschaften gestört.

Obwohl die Funde noch nicht aufgearbeitet werden konnten, kann bereits folgendes Bild entworfen werden:

Im gelblich-braunen Schwemmsand (Abb. 39, Schicht 2) fanden sich vereinzelt stark bestossene Keramikfragmente der Urnenfelderzeit[267], die vom Rhein verlagert worden waren. An der Oberkante des braunen Lehms (Abb. 39, Schicht 3) lag eine römische Silbermünze des Marc Aurel aus der zweiten Hälfte des 2. Jh.[268]. Die Werkgrube (Abb. 39, Struktur A) lieferte vorwiegend Funde aus dem 13. Jh.[269], während der Sickerschacht (Abb. 39, Struktur D)[270] und die oberste Schuttschicht (Abb. 39, Schicht 14)[271] spätmittelalterliche und neuzeitliche Funde enthielten.

Ausblick

In den baugeschichtlichen Untersuchungen konnten zwei Kernbauten und ein etwas jüngerer Verbindungsbau aus dem 13. Jh. nachgewiesen werden. Sondierungen im Keller des südlichen Kernbaues und des Verbindungsbaues ergaben zwei ältere Mörtelböden, zwischen denen Funde aus dem 13. Jh. geborgen wurden. Die Existenz des Kernbaus im 13. Jh. ist damit archäologisch gesichert.

Die Frage nach dem Aussenniveau und in diesem Zusammenhang die Datierung des baugeschichtlich nachgewiesenen Kellers konnte in der Grabungsfläche östlich des Kernbaus beantwortet werden:

- Der gewachsene Kies lag an dieser Stelle mindestens 1,7 m höher als der untere Mörtelboden im Innern des Gebäudes.
- Der Übergang von Fundamentzone zum Aufgehenden lag auf der Aussenseite der Ostmauern des Kern- und Verbindungsbaues rund 1,5 m höher als der untere Mörtelboden im Inneren der Gebäude. Dies stimmt mit Beobachtungen der Denkmalpflege überein, die auch im Innern der Gebäude einen Wechsel des Mauercharakters auf der gleichen Höhe feststellen konnte.
- Der grobgemagerte, mit Lehm verschmutzte Mörtelboden östlich des Kernbaues (Abb. 39, Schicht 9) stimmt in der Höhe mit dem

[267] So zum Beispiel Inv.-Nr. 1985/2.153 (FK 12649), 1985/2.161 (FK 12652), 1985/2.176 (FK 15661), 1985/2.177 (FK 15664).
[268] Inv.-Nr. 1985/2.344 (FK 15685), verm. 161–162 n.Chr.
[269] Vgl. etwa FK 15725.
[270] Vgl. etwa FK 15672, FK 15697, FK 15702 und FK 15704.
[271] Vgl. etwa FK 12638 und FK 15737.

Mauerwechsel überein und darf wohl als Hofniveau zum Kernbau gewertet werden.

Es darf aus diesen Gründen als gesichert gelten, dass der südliche Kernbau und der Verbindungsbau bereits im 13. Jh. unterkellert waren. Bau- oder Abbruchhorizonte konnten keine nachgewiesen werden. Lediglich Grube A (Abb. 39), deren Füllung neben zahlreichen Spuren von Feuereinwirkung viele Eisenschlacken und -luppen enthielt, legt eine Deutung als Werkgrube im Zusammenhang mit der Errichtung des Kernbaus nahe. Eine umfassende Bearbeitung der Funde bleibt jedoch abzuwarten.

St. Theodor: Leitungsgrabungen vermitteln neue Aufschlüsse zur Geschichte Kleinbasels – Vorbericht über die Ausgrabungen am Theodorskirchplatz (1984/33)

Rolf d'Aujourd'hui und Christian Bing

Vorbemerkungen

Massnahmen zur Verbesserung der Heizung im Theodorschulhaus und Waisenhaus führten zur Projektierung einer «Quartierwärmeversorgung» mit Gaswärmepumpe im Theodorschulhaus und zum Anschluss privater Liegenschaften[272]. Begleitend dazu wurden stellenweise Gas- und Wasserleitungen ausgewechselt, respektive in neuen Trassees verlegt[273]. Es war vorauszusehen, dass in diesem Zusammenhang frühmittelalterliche Gräber des in der Umgebung der Theodorskirche gelegenen alamannischen Gräberfelds und Bestattungen des zur Kirche gehörenden Friedhofs angeschnitten werden. Entsprechend wurde gemeinsam mit dem für die Planung verantwortlichen Maschinen- und Heizungsamt ein Konzept entwickelt, das einerseits den bautechnischen Anforderungen und andererseits den Auflagen der Archäologischen Bodenforschung Rechnung trägt[274]. Allen Beteiligten sei an dieser Stelle herzlich für die gute Zusammenarbeit gedankt[275].

[272] Ratschlag betreffend Quartierwärmeversorgung Theodorschule, 1983.

[273] Den Herren Nigg und Bärenfaller von der IWB sei für ihre kollegiale Unterstützung herzlich gedankt.

[274] An dieser Stelle sei namentlich den Herren Völlmin vom Maschinen- und Heizungsamt und Schmidt von der Firma Rapp AG für ihr Verständnis gedankt. Örtliche Grabungsleitung: Ch. Bing, wissenschaftliche Beratung: R. d'Aujourd'hui.

[275] Wir möchten uns vor allem bei Herrn und Frau Winiger, Abwart im Theodorschulhaus, sowie Herrn und Frau Asal, Waiseneltern, die uns Lager-, Umkleide- und Büroraum zur Verfügung gestellt haben, für ihr Entgegenkommen bedanken. Ferner gilt unser Dank den Herren Euler und Stocker (Ingenieurbüro), Herrn Moresi vom Maschinen- und Heizungsamt, Herrn Frei (Rapp AG) sowie den Herren Mazotti, Züger und Vitale von der Firma B. Mazotti, Tiefbau, die unsere Anliegen auf der Baustelle immer wieder mit Interesse und Verständnis unterstützt haben.

Unsere Fragestellungen konzentrierten sich dabei vor allem auf das frühmittelalterliche Gräberfeld. Abb. 40 zeigt die lockere Streuung der wenigen aus früheren Jahren bekannten Gräber. Der Forschungsstand zum frühmittelalterlichen Gräberfeld wurde im Jahresbericht 1980 zusammengefasst[276].

Ebenfalls im voraus kartierbar war die im letzten Jahrhundert gültige Überbauung, wie sie aus den Plänen von R. Falkner ersichtlich ist. Stadtansichten von Matthäus Merian (Abb. 41)[277] und weitere in der Zeit zwischen Merian und Falkner entstandene Plangrundlagen[278] ergänzen unsere Kenntnisse in bezug auf die Ausdehnung und Entwicklung des Friedhofes. Die wichtigsten Ergebnisse der Grabung sollen im folgenden zusammenfassend als Vorbericht vorgestellt werden[279].

Grabungsbefunde

Frühmittelalterliche Gräber

Unsere Erwartungen waren bescheiden. In der Kirchgasse, wo auf Grund der in Abb. 40 dargestellten Fundsituation am ehesten mit weiteren Gräbern gerechnet werden durfte, überschneidet sich das Leitungstrassee (Schnitt 1) mit der im Falknerplan kartierten Überbauung. Das gilt auch für die Querungen auf dem Kirchplatz (Schnitte 4 und 5).

Im Areal des Friedhofs von St. Theodor war zu erwarten, dass allfällige frühmittelalterliche Gräber durch jüngere Bestattungen gestört waren.

Die einzigen Bestattungen aus frühmittelalterlicher Zeit lagen deshalb nicht zufällig ausserhalb der oben umschriebenen Negativbefund-Zonen. Es handelt sich um drei nebeneinander liegende Plattengräber (Abb. 40, 37–39), die so angelegt waren, dass die Grabgruppe durch zwei gemeinsame Scheidewände in drei Gräber geteilt wurde (Abb. 42). Die drei Gräber wurden von der Baugrube der Fas-

[276] d'Aujourd'hui R., Archäologische Untersuchungen im Kleinbasel – Ein Beitrag zur Geschichte der Stadt Kleinbasel, BZ 81, 1981, 283 ff. Ein Vorbericht der Grabung 1984 wurde im letzten Stadtbuch publiziert: d'Aujourd'hui R., St. Theodor, eine Schlüsselstelle für die Geschichte Kleinbasels, Basler Stadtbuch 1985,
201 ff.

[277] Aus der Topographia Helvetiae, Rhaetiae et Valesiae, 1642.

[278] Unter anderem die Pläne Kirchgasse Plan Nr. 3, Plan zur Eingabe von Remigius Merian an den Rath vom 18. September 1771 und Kirchgasse Plan Nr. 4, nach Originalen im Planarchiv B.3.34 und B.3.123 aus dem Staatsarchiv Basel. Plan Nr. 3 diente als Grundlage für die Übertragung der Friedhöfe I und II sowie die dazwischen liegende Gasse auf Abb. 40.

[279] Ein abschliessender Grabungsbericht mit umfassender Materialvorlage ist in einem der nächsten Materialhefte vorgesehen.

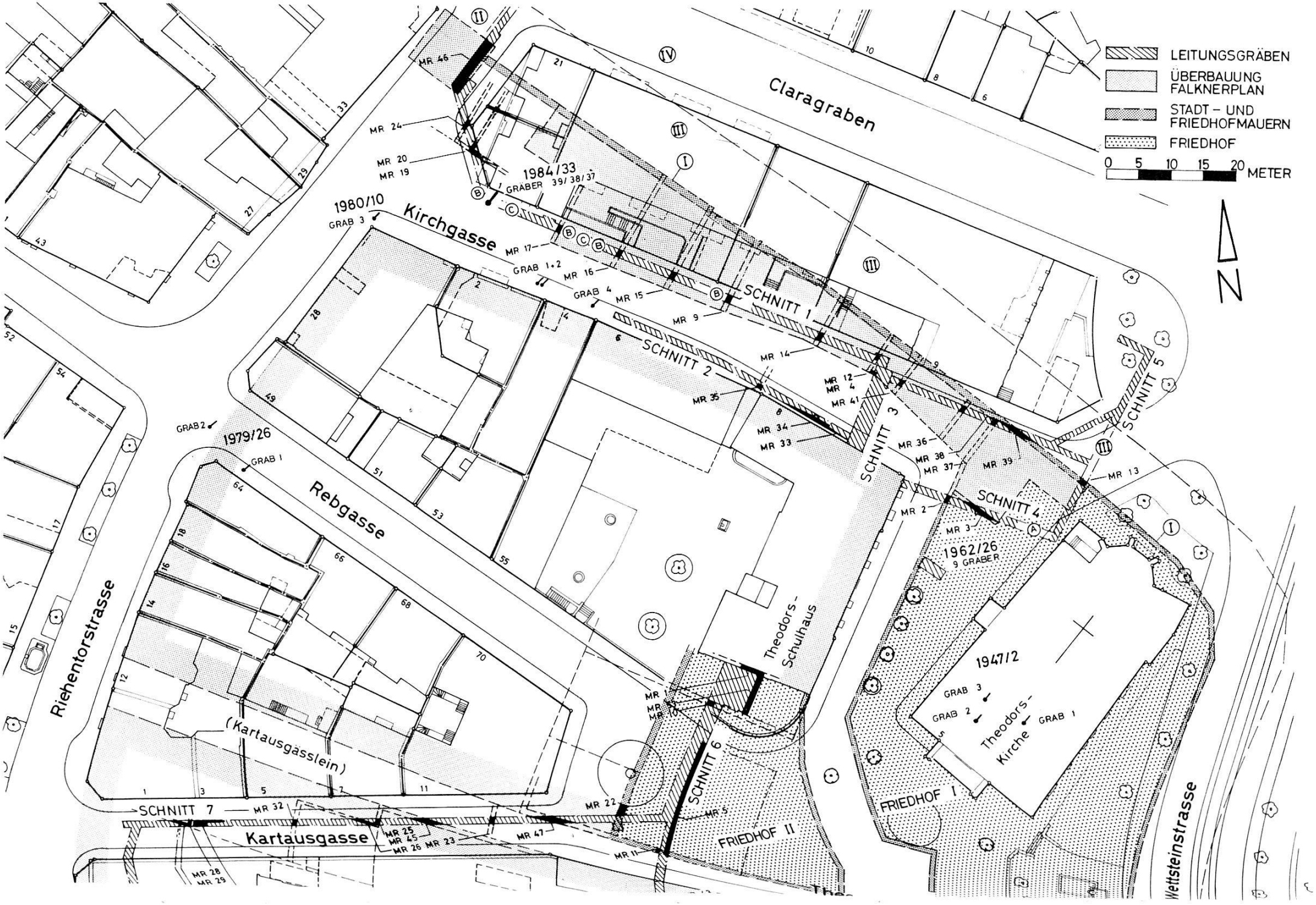

LEITUNGSGRÄBEN
ÜBERBAUUNG FALKNERPLAN
STADT – UND FRIEDHOFMAUERN
FRIEDHOF
0 5 10 15 20 METER
N
Claragraben
Kirchgasse
Rebgasse
Riehentorstrasse
Kartausgasse
(Kartausgässlein)
Wettsteinstrasse
1984/33
1 GRABER 39/38/37
1980/10
GRAB 3
GRAB 1.2
GRAB 4
1979/26
GRAB 2
GRAB 1
1962/26
9 GRABER
1947/2
GRAB 3
GRAB 2
GRAB 1
Theodors-Kirche
Theodors-Schulhaus
FRIEDHOF I
FRIEDHOF II
SCHNITT 1
SCHNITT 2
SCHNITT 3
SCHNITT 4
SCHNITT 5
SCHNITT 6
SCHNITT 7
MR 46
MR 24
MR 20
MR 19
MR 17
MR 16
MR 15
MR 9
MR 14
MR 12
MR 4
MR 41
MR 35
MR 34
MR 33
MR 36
MR 38
MR 37
MR 39
MR 13
MR 2
MR 3
MR 1
MR 10
MR 22
MR 5
MR 47
MR 11
MR 32
MR 25
MR 45
MR 26
MR 23
MR 28
MR 29

Abb. 40. Theodorskirchplatz (A), 1984/33. Situationsplan. – Zeichnung: Ch. Bing. – Massstab 1:1000.

Legende:

Gräber:
Frühmittelalterliche Gräber: 1947/2, 1–3; 1979/26, 1–2; 1980/10, 1–4; 1984/33, 37–39.
Friedhof I: belegt ab 11. Jahrhundert bis Neuzeit (1832).
Friedhof II: Erweiterung 1779–1832 belegt.

Siedlungshorizonte und Strukturen:
A Grube mit Funden 11./12. Jahrhundert
B Horizonte und Gruben 13. und frühes 14. Jahrhundert
C Neuzeitliche Gruben unbekannter Funktion (17. Jahrhundert)

Stadtbefestigung:
I Stadtmauer, 13. Jahrhundert
II Riehentor
III Stadtgraben (Zwingelgraben)
IV Ziegelhof

sadenmauer der Liegenschaft Kirchgasse Nr. 1 durchschlagen, so dass nur noch die Oberkörper mit Schädel, Schulterpartie, Wirbelsäule und Oberarm erhalten waren. Die Skelette ruhten nicht mehr in ihrer ursprünglichen Lage. Zwar lag die Mehrzahl der Knochen noch anatomisch richtig im Verband, doch fehlte im mittleren Grab (Grab 38) der Schädel und in den anderen beiden Gräbern waren verschiedene Knochen verlagert. Die Gräber waren vermutlich ehemals mit Steinplatten abgedeckt, die später entfernt worden sind. Die Grabstörung dürfte anlässlich von Planierungsarbeiten im Spätmittelalter erfolgt sein. Hinweise dafür geben einerseits wenige Splitter von Bauschutt im Innern der Plattengräber, andererseits ein Gehhorizont. Dieser 10 cm mächtige kiesige Lehmboden überlagert die verfüllten Kammern und ersetzt die fehlenden Deckplatten[280]. Über Skelett 39 lag ein weiteres Skelett, welches als jüngere Bestattung eher *über* als *im* Plattengrab liegend gedeutet werden muss (Grab 36).

Die drei Gräber waren Südwest-Nordost orientiert. Grabbeigaben wurden keine beobachtet. Typus, Orientierung und Anordnung der Gräber entsprechen den drei 1980 auf der gegenüberliegenden Strassenseite freigelegten Plattengräbern[281].

Friedhof St. Theodor

Der zu St. Theodor gehörende Friedhof war bis 1779 auf das Areal rings um die Kirche beschränkt (Abb. 40, Friedhof I). Die Lage und Ausdehnung ist auf dem Merianplan (Abb. 41) klar ersichtlich. Infolge Platzmangels erweiterte man den Kirchhof durch den Erwerb einer Liegenschaft beim alten Pfarrhof (Abb. 40, Friedhof II). Die Situation der beiden ummauerten Friedhofareale mit dem von der Kirchgasse her am Pfarrhof (heute Theodorschulhaus) vorbeiführen-

[280] Siehe Abschnitt «Funde und Siedlungsstrukturen» in diesem Bericht.
[281] Kirchgasse 2, 1980/10, Gräber 1, 2 und 4, vgl. BZ 81, 1981, 288 ff. Abb. 42a und 44.

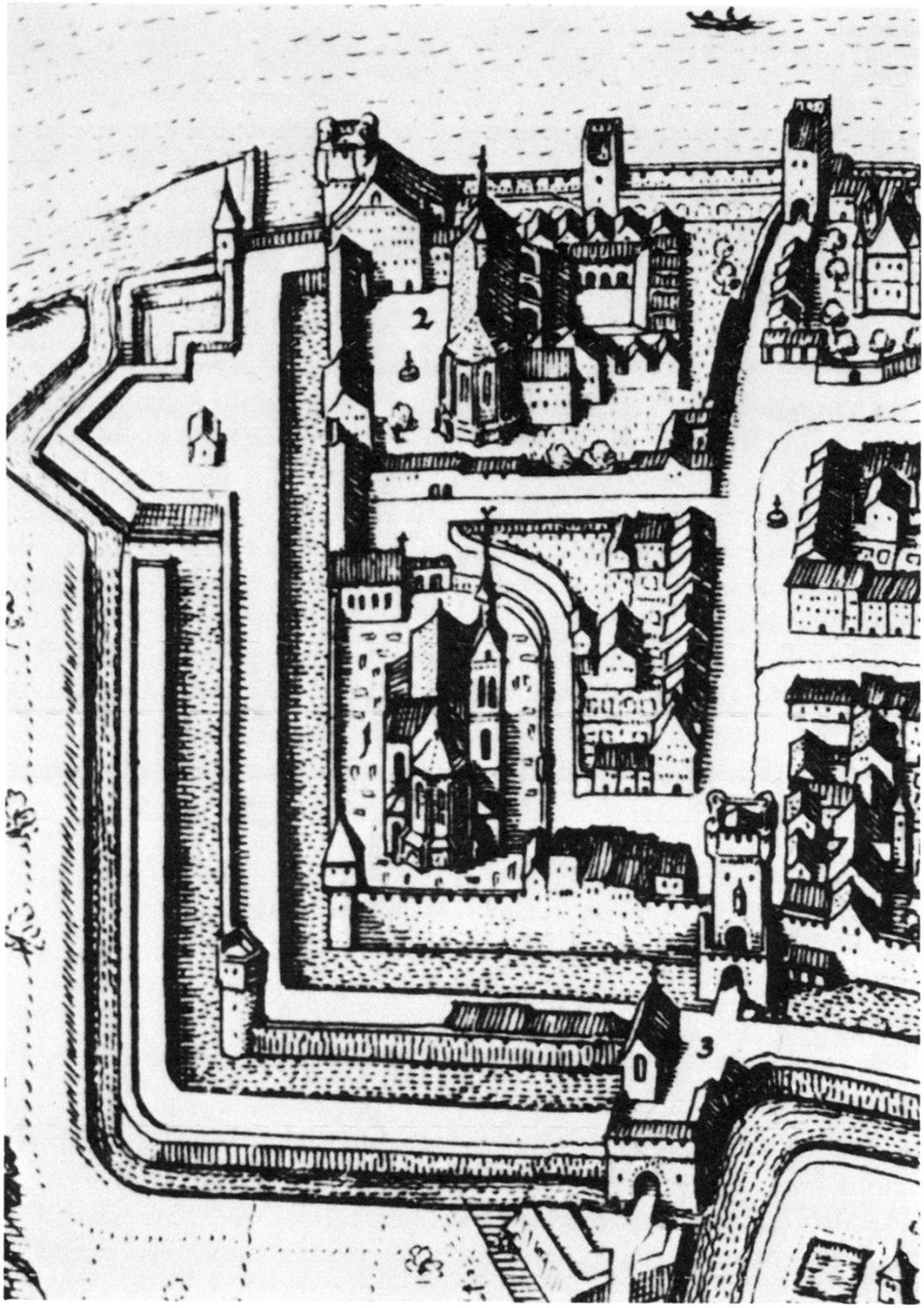


Abb. 41. Ausschnitt aus Topographia Helvetiae, Rhaetiae et Valesiae von M. Merian, 1642.

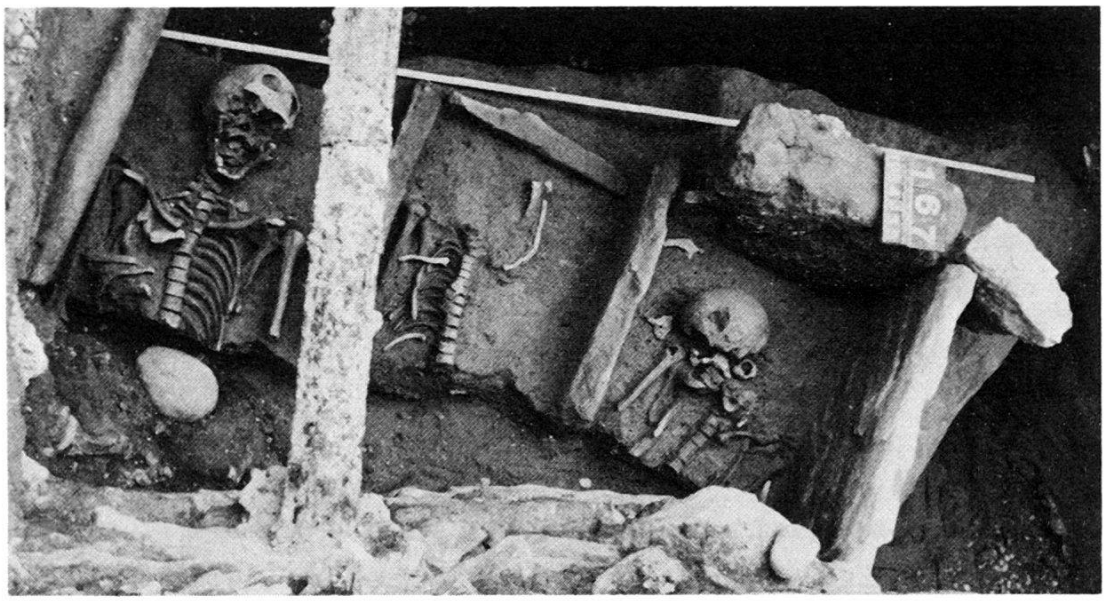


Abb. 42. Theodorskirchplatz (A), 1984/33. Gräber 37 bis 39, drei frühmittelalterliche Plattengräber vor Haus Kirchgasse Nr. 1.

den Weg, wie sie in Abb. 40 dargestellt wurde, ist auf einem Plan von Remigius Merian festgehalten[282].

Der Friedhof St. Theodor wurde 1832 aufgehoben, nachdem Kleinbasel vor dem Riehentor, in der heutigen Rosentalanlage, einen neuen, grösseren Gottesacker erhalten hatte[283].

Friedhof I: Mit Ausnahme der Plattengräber unter dem Boden der Theodorskirche (Abb. 40, 1947/2)[284] möchten wir alle innerhalb der Ummauerung von Friedhof I freigelegten Bestattungen in einen Zusammenhang mit der Theodorskirche stellen. Die ältesten dieser Gräber dürften aus dem 11. Jahrhundert datieren. Auch die untersten der 1962 von L. Berger auf dem Kirchplatz ausgegrabenen Bestattungen (Abb. 40, 1962/26), für die der Ausgräber mit Vorbehalten eine Datierung ins «1. Jahrtausend» in Erwägung zieht, können heute mit grosser Wahrscheinlichkeit dem hochmittelalterlichen Friedhof von St. Theodor zugeordnet werden[285].

Der 1962 beobachtete Befund zeigt eine Abfolge von Skeletten, die in verschiedenen Ebenen in unterschiedlicher Orientierung angeordnet waren[286]. Diese Beobachtungen finden in Schnitt 4, der einzigen während der jüngsten Grabung im Areal von Friedhof I untersuchten Fläche, eine Entsprechung. In den Flächen 3, 5 und 5a, d.h. zwischen

[282] Vgl. Anm. 278.
[283] Zur Geschichte des Friedhofs St. Theodor, vgl. KDM, Basel-Stadt, Band III, 1941, 32 ff.
[284] Laur-Belart R., in BZ 47, 1948, VI und JbSGU 38, 1947, 73. Vgl. Zusammenfassung in BZ 81, 1981, 283 ff.
[285] Berger L., in BZ 62, 1962, XXIV ff. Vgl. Zusammenfassung in BZ 81, 1981, 283 ff.
[286] BZ 62, 1962, XXVI, Abb. 2.

den Mauern MR 2 und MR 3 (Abb. 40) wurde der stark gestörte Grabschutt in den oberen Zonen maschinell ausgehoben. Angaben über die Orientierung der höher liegenden Skelette fehlen deshalb in diesem Abschnitt. Dagegen wurden in der unteren Zone mehrere Bestattungen freigelegt, die annähernd quer zur Achse der Kirche, d.h. mit Blick gegen das Gotteshaus, beigesetzt waren. Diese Orientierung entspricht den unteren Gräbern im Schacht von 1962[287]. Umgekehrt waren in den Flächen 2 und 4, d.h. zwischen Mauer MR 3 und der Nordfassade der Kirche, nur in der oberen Zone Bestattungen beobachtet worden. Diese waren ausnahmslos parallel zur Kirchenachse orientiert, was wiederum dem Befund von 1962 entspricht[288]. Anstelle der unteren Bestattungsschicht wurde hier unter den oberen Gräbern eine Grube mit Funden aus dem 11. und 12. Jahrhundert freigelegt (Abb. 40, A). Diese Abfolge legt den Schluss nahe, dass an dieser Stelle im Hochmittelalter noch nicht bestattet worden ist.

Die Ausdehnung des Friedhofes St. Theodor muss bereits in frühester Zeit auf das als Friedhof I bezeichnete, ummauerte Areal beschränkt gewesen sein. Jedenfalls wurden ausserhalb der Friedhofmauer, in Schnitt 4 zwischen MR 2 und der Nordostecke des Theodorschulhauses (Abb. 40), d.h. auf der Kirchhofgasse, keine Gräber beobachtet. Im gleichen Sinne dürfte auch der am nördlichen Rande des Schachtes von 1962 freigelegte Schwellstein des nördlichen Friedhoftores als Begrenzung zu deuten sein[289]. Die Datierung des Friedhofs, Beginn frühestens im 11. Jahrhundert, gründet einerseits auf dieser Begrenzung, andererseits auf dem stratigraphischen Befund in Schnitt 4.

Friedhof II: Zahlreiche Bestattungen des Friedhofes II wurden in den Schnitten 6 und 7 (Abb. 40) freigelegt. Die ungestörten Skelette lagen ausnahmslos im Bereich von einem halben Meter über dem gewachsenen Boden und waren von ca. 2 m Grabschutt überdeckt. Diese Abfolge legt den Schluss nahe, dass hier ältere Gräber durch jüngere Bestattungen gestört wurden, so dass wir mit den heute noch erhaltenen Skeletten die letzten Grablegungen erfassen.

Die Gräber von Friedhof II weisen keine einheitliche Orientierung auf. Wechselweise finden sich längs und quer zur Kirchenachse

[287] BZ 62, 1962, XXVI: «Ein wichtiges Indiz für das hohe Alter der unteren Bestattungen auf dem Kirchplatz ergibt sich aus ihrer Orientierung nach Osten (Abb. 2).»

[288] BZ 62, 1962, XXVI f.: «Auffälligerweise liegen die oberen Bestattungen 1, 2 und 3 mit einer beträchtlichen Abweichung von Osten annähernd parallel zu der Südwest/Nordost gerichteten nördlichen Längsfassade der Theodorskirche.» Zur Grube aus dem 11./12. Jahrhundert vgl. Abschnitt «Funde und Siedlungsstrukturen» in diesem Bericht.

[289] BZ 62, 1962, XXVII und Tafel Ib: «Der Schwellstein des Friedhoftores wurde am Nordrand des Sondierschnittes angetroffen.»

respektive zur Friedhofmauer angeordnete Bestattungen, wobei die Zahl der parallel zur Mauer orientierten Skelette leicht überwiegt. Die Toten wurden in gestreckter Rückenlage, die Hände auf dem Becken aufgelegt, bestattet, was der Lage der jüngeren Skelette in Friedhof I entspricht. Teilweise waren noch Holzfasern und Nägel von Särgen erhalten[290].

Funde und Siedlungsstrukturen

In dem weitläufigen Untersuchungsgebiet konnten Funde verschiedener Zeitstellung geborgen werden.

Als älteste Funde kamen unter anderem im Areal des Waisenhauses, im südlichen Abzweiger von Schnitt 7, Keramikfunde aus der Urnenfelderzeit[291] und nur wenige Meter davon entfernt in der Kartausgasse, in Schnitt 7 zwischen den Mauern MR 45 und MR 25 (Abb. 40), Fragmente eines spätbronzezeitlichen Mondhornes zum Vorschein[292]. Funde dieser Zeitstellung wurden am Kleinbasler Ufer schon an verschiedenen Stellen geborgen. Die Neufunde ergänzen das bekannte Bild[293].

Von besonderem Interesse ist ferner der verbogene Bügel einer spätlatènezeitlichen Nauheimerfibel, der als Streufund in Schnitt 6 zu Tage kam[294]. Über das ganze Grabungsgelände verstreut wurden vereinzelte Fragmente von römischen Leistenziegeln geborgen. Die Ziegel lagen meist im Bereich der untersten, umgelagerten Schwemmsandschichten[295].

An verschiedenen Stellen kamen auch Scherben frühmittelalterlicher Keramik aus der Zeit vom 7.–10. Jahrhundert zum Vorschein. Eine Häufung frühmittelalterlicher Scherben, die vermutlich zum gleichen Gefäss gehören, stammt aus der Kirchgasse, Schnitt 1 (zwischen den Mauern MR 15 und MR 9, Abb. 40)[296]. Eine weitere Konzentration von frühmittelalterlicher Keramik karolingischer Zeitstellung (8./9. Jahrhundert) wurde an der Kartausgasse, Schnitt 7, beobachtet[297]. Hinweise auf Siedlungsstrukturen zu diesen frühmittelalterlichen Funden fehlen bisher.

[290] Unter den Funden befinden sich auch Haften und Knöpfe von Totenhemden.
[291] Sektor VI/Fläche 66, FK 15350.
[292] Sektor IV/Fläche 49, FK 15323.
[293] Vergleiche den Beitrag von D. Holstein im vorliegenden Bericht.
[294] Sektor III/Fläche 11, FK 15056.
[295] Leistenziegel: FK 15009, 15029, 15035, 15045; Hohlziegel: 15029; ausgeschiedene Ziegel, nicht näher bestimmbar: FK 15033, 15036, 15042. Leistenziegel wurden zwischen Theodorskirche und Mittlerer Rheinbrücke an verschiedenen Stellen, in konzentrierter Lagerung vor allem im Festungswerk an der Utengasse, beobachtet. Vgl. dazu BZ 81, 1981, 247 f. und 252 ff.
[296] Die Funde könnten zur Struktur B gehören oder als Beigaben eines Grabes verlagert worden sein. Eine Aufarbeitung dieser Fundschichten ist noch nicht erfolgt.
[297] Sektor IV/Fläche 51, FK 15334.

Die frühesten Siedlungsbefunde im Umfeld der Theodorskirche können ins 11. Jahrhundert datiert werden[298].

Dazu gehört einmal die bereits erwähnte Grube in Schnitt 4 (Abb. 40, A). Es handelt sich um eine flachbodige, steilwandige Grube mit einem Durchmesser von rund 4 m, die mindestens 150 cm in den liegenden Schwemmsand eingetieft war. Das zur Grube gehörende Aussenniveau wurde durch neuzeitliche Gräber gestört[299]. Im Westen und Süden waren noch Reste einer verkohlten, einst senkrecht stehenden Holzauskleidung erkennbar. Auch am Boden waren stellenweise noch Reste von Holzbrettern erhalten. Darüber lag ein durchschnittlich 40–50 cm mächtiges Paket von Brandschutt. Darin konnten weitere Teile verkohlter Bretter – wohl Reste der eingestürzten Wand – beobachtet werden. Der Befund deutet darauf hin, dass die Auflassung der Grube mit einem Brand in Zusammenhang steht. Keramikfunde am Grubenboden und in der Aufschüttung datieren die Struktur ins 11. Jahrhundert, der Brand und die Einebnung der Grube sind im 12. Jahrhundert erfolgt[300]. Über die Funktion der Grube kann beim heutigen Bearbeitungsstand noch nichts ausgesagt werden.

Weitere Siedlungsstrukturen wurden in der Kirchgasse (Schnitt 1) beobachtet. Östlich der oben erwähnten drei frühmittelalterlichen Plattengräber wurden in diesem Abschnitt verschiedene Gruben unregelmässiger Form und Tiefe freigelegt, die vereinzelte Keramikfunde aus dem 13. Jahrhundert enthielten (Abb. 40, B). Diese Gruben B wurden von einem 5–10 cm mächtigen Lehmhorizont überdeckt, der über die ganze Länge von Schnitt 1, teilweise durch jüngere Eingriffe gestört, in ähnlicher Ausprägung verfolgt werden konnte. Es handelt sich um denselben Horizont, der auch die drei frühmittelalterlichen Plattengräber überlagerte. Keramikfunde datieren diesen Horizont in die Zeit um 1300[301]. Zu diesem Gehniveau gehören Reste der ältesten Steinbauten, unter anderem Mauer MR 17 (Fläche 34) mit Anschluss einer Steinbsetzi und eines verbrannten Lehmbodens[302] sowie MR 9 (Fläche 19). In diesem Zusammenhang stehen schliesslich auch Brandschutt und Scherben eines Ofens mit zugehörigem Horizont in Fläche 32 (Abb. 40, westlich von MR 16).

Neuzeitlicher Datierung ist in ihren Grundzügen die Überbauung, wie sie in den Plänen von M. Merian (Abb. 41) und R. Falkner (Abb. 40, gerastert) dargestellt wird. An der Kirchgasse (in Schnitt 1) wird

[298] Wir müssen uns an dieser Stelle auf eine summarische Übersicht beschränken.
[299] Siehe Abschnitt «Friedhof I», Flächen 2 und 4, in diesem Bericht.
[300] Sektor II/Fläche 15, FK 15093, 15105, 15121, 15125, 15131.
[301] FK 15084, 15086, 15088, 15091, 15098, 15103, 15104.
[302] Hier wird im Historischen Grundbuch ein Haus «am Thor» (ehemalige Zieglerwohnung) bereits 1301 erwähnt, vgl. Anm. 312.

die Struktur, wie oben dargelegt, jedoch bereits im Mittelalter vorbereitet.

In neuzeitlichem Zusammenhang stehen schliesslich einige Gruben (Abb. 40, C), die ähnlich wie die erwähnten mittelalterlichen (Abb. 40, B) von unregelmässiger Form und Grösse sind. Während die Deutung der Funktion offen bleibt, gestatten die Funde eine Datierung dieser Strukturen ins 17. Jh. Es könnte sich um Gruben zur Gewinnung von Sand oder Lehm für die Ziegelherstellung handeln.

Befunde zur Stadtbefestigung von Kleinbasel

Ein reichhaltiges Bildmaterial dokumentiert den Verlauf und die Beschaffenheit der Stadtbefestigung im Bereich der Theodorskirche. Eine Ansicht von M. Merian wird in Abb. 41 wiedergegeben, der Plan von R. Falkner ist in Abb. 40 integriert.

Die Stadtmauer (Abb. 40, I) schliesst östlich an das Riehentor (Abb. 40, II) an und umfasst Kirche und Friedhof. Stadtseits wurden die auf der nördlichen Seite der Kirchgasse gelegenen Liegenschaften an die Stadtmauer angebaut. Ausserhalb der Mauer liegt ein Vorwall mit einer zweiten Mauer, von der Stadtmauer (Abb. 40, II) durch einen Graben (Abb. 40, III) getrennt. Dieser doppelte Mauerkranz mit Zwinger wird schliesslich in der Neuzeit durch einen weiteren Festungsring mit Wall, Graben und Schanzen verstärkt.

Gut erkennbar ist das komplexe Festungswerk auf dem Plan von M. Merian (Abb. 41). Hier sind auch die Grabenbrücke mit Vorwerk und die Dächer des auf dem Rondenwall gelegenen Ziegelhofes (Abb. 40, IV) erkennbar[303].

Verschiedene Elemente der Stadtbefestigung wurden nun auch anlässlich der Leitungsgrabungen angeschnitten und archäologisch untersucht.

Im Bereich der Kreuzung Riehentorstrasse/Claragraben wurde ein Teil der mächtigen, aus Gussmauerwerk bestehenden Fundamentplatte des Riehentores freigelegt (Abb. 40, MR 46). Im Bereich des Vorwalles – heute Claragraben – wurde ferner ein Mauerstück des Vorwerkes angeschnitten (Abb. 41, 3). Abb. 43 zeigt die stadtseitige Ansicht des Riehentors. Die Stadtmauer wurde in Schnitt 1 (Abb. 40, MR 39) und in Schnitt 5 (Abb. 40, MR 13) tangiert. MR 13 wurde stadtseits gegen die liegenden Schichten gemauert. Auf der Sichtseite des Mauerwerks zeigen neuzeitliche Aufschüttungen die Verfüllung des Zwingelgrabens an (Abb. 40, III).

[303] Möglicherweise besteht ein Zusammenhang zwischen diesem Ziegelhof und der Zieglerwohnung an der Kirchgasse 1.

Schlussfolgerungen und Zusammenfassung

Die jüngsten Leitungsgrabungen unterstreichen die Bedeutung von St. Theodor als Schlüsselstelle für die Geschichte Kleinbasels. Obwohl in mehrfacher Beziehung neue Erkenntnisse gewonnen werden konnten, bleiben nach wie vor einige wichtige Fragen, besonders im Hinblick auf das Gräberfeld und eine Besiedlung im Frühmittelalter, offen. Der Situationsplan (Abb. 40) zeigt eine Konzentration von Plattengräbern im Bereich der Kreuzung Kirchgasse/Riehentorstrasse. Das Fehlen von weiteren Gräbern im östlich anschliessenden Abschnitt der Kirchgasse könnte auf der nördlichen Strassenseite durch jüngere Eingriffe, Strukturen B, C und Überbauung (Abb. 40), bedingt sein. Diese Gründe können jedoch für die südliche Strassenseite (Abb. 40, Schnitt 2) und den Bereich der Strassenquerung (Abb. 40, Schnitt 3), wo keinerlei Störungen beobachtet wurden, nicht geltend gemacht werden. Dieser Negativbefund, der auf dem Theodorskirchplatz in den Schnitten 4 und 5 sowie im Schacht 1962/26 eine Entsprechung findet, dürfte deshalb weniger als Folge des Erhaltungszustands, sondern als Belegungslücke zu deuten sein. Damit können die Gräber im Innern der Kirche und die Plattengräber an der Kirchgasse kaum mehr als Teile eines zusammenhängenden Gräberfeldes interpretiert werden[304]. Unbestritten bleibt jedoch die Annahme, dass die Plattengräber hier und dort annähernd aus derselben Zeit datieren und einem jüngeren frühmittelalterlichen Bestattungshorizont zuzuordnen sind[305]. Ein älterer Horizont wird durch die beiden einfachen Erdgräber mit Beigaben im Bereich der Kreuzung Rebgasse/Riehentorstrasse (Abb. 40, 1979/26) markiert[306]. Offen bleibt die Frage, ob die spärlichen Keramikfunde aus frühmittelalterlicher Zeit als erste Hinweise auf eine zu den Gräbern gehörende Siedlung oder als umgelagerte Grabbeigaben zu deuten sind. Zumindest für die karolingische Keramik aus der Kartausgasse möchten wir der erstgenannten der beiden Möglichkeiten den Vorzug geben.

Auch im Friedhof St. Theodor können wir einen älteren und einen jüngeren Bestattungshorizont unterscheiden. Die älteren mittelalterlichen Gräber sind überwiegend geostet, d.h. die Toten wurden in gestreckter Rückenlage mit seitlich angelegten Händen und Blick gegen die Kirche (Chor) bestattet. Die jüngeren Bestattungen waren

[304] Die Vermutung, dass es sich dabei um ein zusammenhängendes Gräberfeld handeln könnte, wurde unter anderem auch vom Schreibenden in BZ 81, 1981, etwa in Abb. 50, vertreten.

[305] Beigabenlose Plattengräber wie sie an der Kirchgasse freigelegt wurden, kommen bei uns im 7. Jahrhundert auf. Vgl. BZ 81, 1981, 293 ff.

[306] Die einfachen Erdgräber mit Beigaben sind nach M. Martin ins letzte Drittel des 6. Jahrhunderts, spätestens um 600 zu datieren. Vgl. Martin M., in BZ 81, 1981, 289 ff.

Abb. 43. Riehentor, Stadtseite, Gouachemalerei von L. Dubois. Staatsarchiv, Sammlung Falkeysen A 197.

in Friedhof I vorwiegend parallel zur Kirchenachse, die Hände auf dem Becken aufgelegt, beigesetzt worden. In dem nur für kurze Zeit belegten Friedhof II konnte keine einheitliche Orientierung ausgemacht werden.

Der Beginn des Friedhofs und damit wohl auch die Gründung der Kirche St. Theodor stehen scheinbar in einem Zusammenhang mit dem im letzten Viertel des 11. Jahrhunderts erstmals urkundlich erwähnten Dorf Niederbasel[307]. Damit ist nicht ausgeschlossen, dass an dieser Stelle bereits früher eine Kirche errichtet worden ist, die möglicherweise zu dem oberhalb von St. Theodor gelegenen Dorf Oberbasel gehört hat[308]. Die Plattengräber im Innern der Kirche könnten als Hinweis auf einen Vorgängerbau gedeutet werden. Die ältesten mittelalterlichen Siedlungsstrukturen und die Funde aus dem 11. und 12. Jahrhundert mögen als archäologische Zeugnisse für die Gründung des Dorfes Niederbasel gewertet werden. Siedlungsbefunde derselben Zeitstellung wurden während der letzten Jahre an verschiedenen Orten im Stadtkern Kleinbasels beobachtet[309].

[307] Zusammenfassung und Literaturangaben zum Dorf Niederbasel in BZ 81, 1981, 316 f.
[308] Zusammenfassung und Literaturangaben zu Oberbasel in BZ 81, 1981, 313 ff.
[309] Utengasse 44/46 – Rheingasse 45, 1973/24 und 1981/2; Rheingasse 47/49, 1978/17; Rheingasse 53, 1981/1; Rheingasse 59, 1980/29; Rheingasse 57 – Lindenberg 5 (A), 1980/18; Schafgässlein 2–4 (A), 1980/19. Alle diese Fundstellen erwähnt in BZ 81, 1981, 220 ff. Ferner Schafgässlein 1, 1981/40, in BZ 82, 1982, 320

Mit den Befunden aus dem 13. Jahrhundert fassen wir schliesslich archäologische Spuren aus der Zeit des Ausbaus und der Befestigung der Stadt Kleinbasel. Die Stadt fand bekanntlich nach dem Brückenschlag um 1225 eine rasche Ausdehnung. Bereits in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts wird vom Bau der Stadtbefestigung berichtet. Stadttor, Stadtmauer und die auf der nördlichen Strassenseite der Kirchgasse beobachteten Gruben, Mauerreste und Siedlungshorizonte gehören in diesen Zusammenhang[310]. Wenn wir davon ausgehen, dass die Siedlungsstrukturen den Bau der Stadtmauer voraussetzen, so erhalten wir einen weiteren Hinweis dafür, dass die Theodorskirche – im Widerspruch zu älteren Meinungen – bereits im Zuge der ersten Befestigung Kleinbasels in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts in den Mauerring eingeschlossen wurde[311]. Bereits im 13. Jahrhundert sind im Kleinbasel mehrere Ziegeleien nachgewiesen. Auch an der Kirchgasse Nr. 1 wird eine «Zieglerwohnung» schon um 1301 erwähnt[312]. Damit erhalten wir von historischer Seite eine Bestätigung für die Datierung des Siedlungshorizonts an der Kirchgasse, den wir auf Grund der archäologischen Befunde in die Zeit um 1300 datieren konnten. Dieser Horizont leitet schliesslich zu den Befunden auf der südlichen Strassenseite (Abb. 40, 1980/10) über, wo im Jahre 1980 ein Gehhorizont in vergleichbarer Lage und Zeitstellung unmittelbar über den senkrecht versetzten Steinplatten der Gräber beobachtet wurde[313].

Dieser zusammenfassende Überblick zeigt einmal mehr, dass sich die mühsame Arbeit in engen Leitungsgräben gelohnt hat. Zwar ist das Ergebnis im Hinblick auf das frühmittelalterliche Gräberfeld, das Anlass für unsere Untersuchungen geboten hat, bescheiden, doch ergibt sich aus der Summierung der Funde und Befunde von der Bronzezeit bis in die Neuzeit ein recht geschlossenes Bild über die bewegte Geschichte eines bisher noch wenig erforschten Teiles unserer Stadt.

ff.; Rheingasse 56/Oberer Rheinweg 51, 1982/23 in BZ 83, 1983, 321 ff.; Rebgasse 16, 1982/21, in BZ 83, 1983, 285 ff.; Lindenberg 12, 1982/20, in BZ 84, 1984, 361 ff.; Oberer Rheinweg 21/Rheingasse 26, 1984/8, BZ 85, 1985, 261 ff.; Utengasse 36, 1983/23 und Rheingasse 46 (A), 1983/35, in BZ 85, 1985, 275 ff.; Untere Rheingase 8/10, 1985/2, in Kapitel D im vorliegenden Bericht.

[310] Zusammenfassung und Literaturangaben zur Gründung von Kleinbasel in BZ 81, 1981, 317 ff.

[311] Unter anderem Wackernagel R., Geschichte der Stadt Basel, 1907, Band I, 192: «Noch 1277 lag St. Theodor ausserhalb der Stadtmauern. Das alte Dorf (gemeint ist Oberbasel, der Verf.) war in den Mauerring noch nicht einbezogen. Vielmehr ging die früheste Mauer der Stadt an dieser Stelle in der Richtung der heutigen Riehentorstrasse zum Rheine, vielleicht gedeckt durch den Teich, der hier noch in seiner ursprünglichen Richtung lief und erst später die Ableitung nach Norden erhielt.» Vgl. dazu auch die jüngsten Aufschlüsse an der Riehentorstrasse 1–7 (A), 1985/9, in Kapitel C des vorliegenden Berichts.

[312] Vgl. Anm. 302. Die Gruben unbekannter Funktion (B und C) an der Kirchgasse könnten möglicherweise mit dem Zieglergewerbe im Zusammenhang stehen (Sandgruben). Hinweise über Ziegeleien im Kleinbasel in BZ 81, 1981, 318.

[313] BZ 81, 1981, 289, Abb. 44, Horizont I.

E. Publikationen

Auf Jahresende 1986 erscheint unter dem Patronat der Archäologischen Bodenforschung in der Reihe des Schweizerischen Burgenvereins die Publikation über die Grabung Barfüsserkirche von D. Rippmann[314].

Basel, Barfüsserkirche, Grabungen 1975–1977 – Ein Beitrag zur Archäologie und Geschichte der mittelalterlichen Stadt. Schweizer Beiträge zur Kulturgeschichte und Archäologie des Mittelalters, Band 13, 1986. Als Verfasser zeichnen: Dorothee Rippmann, Bruno Kaufmann, Jörg Schibler und Barbara Stopp.

D. Rippmann, Grabungsleiterin der zweiten Etappe der Grabungen in der Barfüsserkirche und Verfasserin des archäologisch-historischen Teils der Publikation, liefert uns folgende Angaben über den Inhalt[315]:

1. Überblick über die Baugeschichte der Kirche und Beschreibung des 1975 entdeckten Vorgängerbaus; dieser nimmt in der frühen oberrheinischen Bettelordensarchitektur zusammen mit Basel Predigerkirche eine wichtige Stellung ein. Ausführungen zu den Problemen der Datierung der franziskanerzeitlichen Bestattungen und dem zur ersten Kirche gehörenden Friedhof.

2. Der Hauptteil der Publikation ist den Siedlungsresten des 10./11. bis 13. Jahrhunderts und der Schilderung des Siedlungsablaufs gewidmet, unter Berücksichtigung allgemeiner Aspekte der baulichen Entwicklung einer mittelalterlichen Stadt. Die Ansiedlung umfasst eine Kirche mit Friedhof (dazu auch ein anthropologischer Beitrag von B. Kaufmann), einfache Holzbauten, 3 Steinhäuser, deren eines ein besonders anschauliches Bild des Wohnbaus des 12./13. Jahrhunderts vermittelt; ferner ein Spital in typischer Stadtrandlage.

3. Vorlage des Fundmaterials (54 Abbildungstafeln) und Übersicht über die typologische Entwicklung der Keramik im betreffenden Zeitraum. Die Fundstelle bietet einen der seltenen, sicher datierten Fundbestände des 13. Jahrhunderts in weitem Umkreis.

4. Versuch einer Synthese von archäologischen Ergebnissen und historischen Nachrichten. Kritische Würdigung der Literatur, insbesondere im Hinblick auf die bischöfliche Urkunde für die Franziskaner 1250 (Basler Urkundenbuch 3, Nachträge Nr. 29).

[314] Die Bearbeitung und Publikation erfolgte mit Unterstützung der Christoph Merian Stiftung, der Freiwilligen Akademischen Gesellschaft, der Max Geldner-Stiftung und der Gesellschaft für das Gute und Gemeinnützige, Basel.

[315] Leicht abgeänderte und gekürzte Fassung.

Naturwissenschaftliche Beiträge

5. B. Kaufmann befasst sich mit der anthropologischen Auswertung der Bestattungen der ältesten Friedhöfe aus vorfranziskanischer Zeit und bietet mit einer sorgfältigen pathologischen Untersuchung (unter Mitarbeit von Prof. Dr. S. Scheidegger) wichtige Hinweise auf Gesundheit und Lebensweise der Bevölkerungsgruppe.

6. J. Schibler und Barbara Stopp führen mit einem neuen methodischen Ansatz die Aussagemöglichkeiten der grossen Fundgruppe der Tierknochen (die zahlenmässig weit gewichtiger ist als Keramik und Metall) vor und gelangen zu Aussagen über gewerbliche Verarbeitung von tierischen Rohstoffen auf dem Areal (Gerberei, Hornmanufaktur).

Jahresberichte

Der Jahresbericht 1985 kann solange vorrätig zum Preise von Fr. 15.– bezogen oder abonniert werden. Die Jahrgänge 1973, 1976, 1977 sind zu Fr. 6.– und 1979, 1980, 1982, 1983, 1984 zu Fr. 12.– noch erhältlich.

Materialhefte zur Archäologie in Basel

Ergänzend zu den Jahresberichten wird in den Materialheften zur Archäologie in Basel eine repräsentative Auswahl von Basler Fund- und Dokumentationsmaterial vorgelegt. Sinn und Zweck der Schriftenreihe ist eine abschliessende Berichterstattung über Grabungen und Auswertung mit nachvollziehbarer Beweisführung.

Bisher erschienen; solange vorrätig noch erhältlich:

Heft 1: Die Chrischonakirche von Bettingen (BS) – Archäologische Untersuchung und baugeschichtliche Auswertung. R. Moosbrugger-Leu mit einem Beitrag von B. Schärli über die Münzfunde: 110 Textseiten, 78 Abbildungen, 6 Fototafeln und 3 Faltpläne. – Preis Fr. 30.–.

Heft 2: Die Predigerkirche in Basel. R. Moosbrugger-Leu: Die archäologischen Bodenuntersuchungen mit einem Beitrag von B. Schärli über die Münzfunde. – P. Eggenberger und W. Stöckli: Die Bauforschung am aufgehenden Mauerwerk. 133 Textseiten, 108 Abbildungen, 5 Faltpläne. – Preis Fr. 32.–.

Heft 6: Spätkeltische Funde von der Augustinergasse in Basel. Th. Mäglin. 97 Textseiten, 33 Abbildungen, 14 Tafeln. – Preis Fr. 30.–.

Für *1987/88* vorgesehen:

Heft 3: Ergänzendes Materialheft zum Jahresbericht 1983 der Archäologischen Bodenforschung Basel-Stadt, mit Berichten über die Grabungen an der Rittergasse, Martinskirchplatz, Nadelberg 37, Schlüsselberg 14 und Lindenberg 12. – R. d'Aujourd'hui, H. Eichin, G. Helmig, B. Meles. – Preis Fr. 30.–.

Heft 4: Zur baugeschichtlichen Entwicklung einer Häusergruppe an der Schneidergasse 4–12 in Basel – Bericht über die archäologischen und baugeschichtlichen Untersuchungen von 1977–1983. Autorenkollektiv: R. d'Aujourd'hui, Ch. Bing, M. Kellenberger, P. Lavicka, Ch. Matt, D. Reicke, W. Stöckli. – Preis Fr. 35.– (vgl. Vorbericht im Jahresbericht 1983 in BZ 84, 1984, 329 ff.).

Heft 5: Archäologische Beiträge zur Geschichte der Kirchenburg in Riehen – Bericht über die Grabungskampagnen von 1968–1984. P. Thommen. – Preis Fr. 28.–.

Bestellmöglichkeiten

Die Hefte werden von der Archäologischen Bodenforschung und dem Seminar für Ur- und Frühgeschichte der Universität Basel, Petersgraben 11, 4051 Basel, im Selbstverlag herausgegeben und sind nicht im Buchhandel erhältlich.

Einzelbestellung zu den obenerwähnten Preisen zuzüglich Spesen für Porto und Verpackung.

Abonnement Materialhefte Fr. 25.– je Heft. Auslieferung jeweils nach Erscheinen der einzelnen Hefte. Rechnungsstellung und Bezahlung erfolgt einmal jährlich. Als Zugabe wird der Jahresbericht der Archäologischen Bodenforschung unentgeltlich abgegeben.

Abonnement Jahresbericht Fr. 10.– je Jahrgang.

Der Kantonsarchäologe: *R. d'Aujourd'hui*

Fünfzigster Jahresbericht der Stiftung Pro Augusta Raurica

1. Januar 1985 bis 31. Dezember 1985

Stiftungsrat

Der Stiftungsrat setzte sich wie folgt zusammen: Dr. J. Voltz (Vorsteher), Prof. Dr. L. Berger (Statthalter), Dr. A. Alioth (Kassier), Dr. A. Furger-Gunti (Schreiber), Dr. Chr. Jungck (Beisitzer), Herr H. Berger (Delegierter der Gemeinde Augst), Dr. M. Hartmann (Delegierter des Kantons AG), Herr P. Stöcklin-Meier (Delegierter des Kantons BL), lic. iur. B. Wiemken (Delegierter des Kantons BS) und Dr. J. Ewald (mit beratender Stimme).

Der Stiftungsrat hielt zwei Sitzungen ab.

Kontribuenten

Am 1. November 1985 zählte die Stiftung 573 Kontribuenten (576 im Vorjahr) und 116 lebenslängliche Mitglieder (116 im Vorjahr).

Veranstaltungen

Das Berichtsjahr stand im Zeichen der Jubiläumsfeier zum 50-jährigen Bestehen der Stiftung. Als Erinnerungsgabe erhielten die Kontribuenten eine Kopie eines Solidus des Kaisers Constans, der im Vorjahr in Kaiseraugst gefunden worden war.

Am 22. Juni fanden sich bei strahlendem Wetter an die 170 Kontribuenten und Gäste im römischen Theater in Augst zu einer schlichten Feier ein. Den Auftakt gab ein Bläserensemble unter der Leitung von D. Zellweger. In seiner Festansprache gedachte Prof. L. Berger der Gründer der Stiftung und umriss die wechselnden Aufgaben der Stiftung während der vergangenen 50 Jahre. (Der Wortlaut der Rede ist im Basler Stadtbuch *1985,* 33 ff. veröffentlicht.)

Anschliessend besuchten die Teilnehmer in Gruppen die laufenden Ausgrabungen auf dem Areal der zukünftigen Turnhalle (Frau Dr. T. Tomasevic) und die neu gestaltete Ausstellung im Römermuseum (Dr. A. Furger). Nach und nach versammelte man sich wieder in der Curia, wo in einem komödienhaften Dialog sich Barbarus (Dr. J. Ewald als Ausgräber) und Classicus (Dr. Chr. Jungck als Kunstgeschichts-Professor) in wohlgesetzten Hexametern ein munteres Rededuell lieferten, dessen geistreiche Anspielungen mit Schmunzeln, lautem Gelächter und grossem Beifall aufgenommen wurden.

Den Abschluss des Festes bildete ein römischer Imbiss auf der Curia, der mit einem von Blitz und Donner begleiteten Wolkenbruch ein unerwartetes und jähes Ende fand.

Sekretariat und Buchhaltung

Die Sekretariatsarbeiten erledigte das Wohn- und Bureauzentrum für Gelähmte in Reinach, nachdem Frl. Fink aus gesundheitlichen Gründen ihre Tätigkeit aufgeben musste. Auch an dieser Stelle sei ihr für ihre Arbeit gedankt. Die Buchführung besorgte wie bisher die Bank Ehinger.

Der Vorsteher: *J. Voltz*

Jahresrechnung der Stiftung Pro Augusta Raurica 1985

1. Januar bis 31. Dezember 1985

Betriebsrechnung

Aufwand		Fr.	Fr.
Publikationen			
«SILBERSCHATZ» Gestaltung der Bücher		31 000.--	
Seminar für Ur- und Frühgeschichte betr. Führer Augst		10 000.--	41 000.--
Unkosten			
Verwaltungskosten		3 614.65	
Sekretariatsarbeiten		1 046.40	
Jahresbericht		368.--	5 029.05
Beiträge			
Beitrag an Schutzhaus Römervilla in Grenzach-Wyhlen (Verein für Heimatgeschichte Grenzach-Wyhlen)			2 000.--
Liegenschaften			
Abschreibung a/Land aus Feldregulierung			5 050.30
Wertschriften			
Verlust a/zurückbezahlte Obligation			30.--
Mehrertrag			11 276.55
			64 385.90

Ertrag		Fr.	Fr.
Beiträge			
Kontribuenten und Spenden			3 711.--
an Silberschatz-Arbeiten			
Kanton Aargau		30 000.--	
Stiftung der Münzen und Medaillen AG		5 000.--	
Historische und Antiquarische Gesellschaft		2 000.--	37 000.--
Wertschriften und Guthaben			
Zinsertrag			8 812.30
Liegenschaften			
Giebenacherstrasse 24			
Mieteingänge	5 400.--		
Aufwendungen	439.--	4 961.--	
Giebenacherstrasse 25			
Mieteingänge	9 960.--		
Aufwendungen	58.40	9 901.60	14 862.60
			64 385.90

Bilanz per 31. Dezember 1985

Aktiven	Fr.	Fr.
Umlaufvermögen		
Einlagekonto bei Bank Ehinger & Cie. AG, Basel		81 586.--
Vorräte Publikationen		6 000.--
Transitorische Aktiven:		
Verrechnungssteuer-Anspruch 1984 + 1985	8 674.60	
Ausstehende Miete Dezember 1985	400.--	9 074.60
Anlagevermögen		
Wertschriftenbestand (Buchwert)		215 299.65
(Kurswert am 31.12.1985: Fr. 221 700.--)		
Liegenschaften in Augst		
Parzellen 203, 226, 227, 436 und 639	1.--	
Land aus Feldregulierung	5 051.30	
	5 052.30	
Abschreibung	5 050.30	2.--
		311 962.25

Passiven	Fr.	Fr.
Fremde Mittel		
Darlehen des Vereins de Bucolicis Augustaeis (zinslos)		20 000.--
Monographie Dr. M. Martin (Gräberfeld Kaiseraugst)		2 574.20
Gebundene Mittel		
Amphitheater-Fonds (Legat Dr. A. Bischoff)		
Saldo am 1.1.1985	11 748.--	
Zinsertrag 1985	410.--	12 158.--
Legat Dr. Max Wüthrich		
Saldo am 1.1.1985	89 186.--	
Zinsertrag 1985	3 120.--	92 306.--
Unantastbares Stiftungskapital		50 000.--
Frei verfügbare Mittel		
Rückstellung für Publikationen		50 000.--
Verfügbares Stiftungskapital	73 647.50	
Mehrertrag 1985	11 276.55	84 924.05
		311 962.25

Basel, im Dezember 1986

111. Jahresbericht der Historischen und Antiquarischen Gesellschaft zu Basel

1. Juli 1985 bis 30. Juni 1986

I. Mitglieder und Kommissionen; Allgemeines

Durch den Tod haben wir verloren: Dr. Hans Batschelet-Krebser, Rudolf J. Ernst, Dr. F. Emmanuel Iselin, Frau Dr. H. Krapp, Prof. Dr. Werner Scherrer, Dr. Emile-Arthur Villard, Dr. Peter Zschokke.

Als neue Mitglieder durften wir begrüssen: Stephan Frey, dipl. Ing., Frau Annemarie Janz-Caduff, Aram Mattioli, stud. phil. I, Dr. iur. Michael Pfeifer, Dr. med. Dietrich Preiswerk, Frau Dr. Lydia Reucker-Luginbühl, Dr. R. Th. Schlumberger, Dr. phil. Wido Strasser, Dr. A. Stutz, Dr. phil. I Josef Zwicker.

An seiner Sitzung vom 6. November 1985 hat sich der Vorstand wie folgt konstituiert: Dr. Andreas Furger-Gunti, Vorsteher, Prof. Martin Steinmann, Statthalter, Dr. Christoph Jungck, Schreiber, Dr. Alexander Alioth, Seckelmeister, Prof. Andreas Staehelin und Prof. Martin Steinmann, Redaktoren der Basler Zeitschrift, Dr. Paul Boerlin, Prof. Hans Rudolf Guggisberg, Pfr. Michael Raith, Dr. Niklaus Röthlin, Dr. Jacques Voltz, Thomas Wilhelmi, Beisitzer. Dem Publikationsausschuss gehören an Prof. Staehelin, Präsident, sowie die Herren Guggisberg, Raith, Steinmann, weiter Vorsteher, Schreiber und Seckelmeister von Amtes wegen.

Die weiteren Ausschüsse und Delegationen wurden in der bisherigen Zusammensetzung bestätigt:

Stiftungsrat Pro Augusta Raurica: Dr. A. Alioth, H. Berger, Prof. L. Berger, Dr. A. Furger-Gunti, Dr. Ch. Jungck, Dr. J. Voltz.

Aufsichtskommission Augst: Dr. Ch. Jungck.

Kommission für Bodenfunde: Dr. L. Zellweger.

Die Regularien wurden in der Schlussitzung vom 17. März 1986 behandelt. Die Rechnung musste von unserem Revisor, Prof. Dr. Werner Meyer, allein revidiert werden, da Herr Dr. Hans Batschelet vor Rechnungsabschluss leider verstorben ist. Wir denken dankbar an die langjährigen treuen Dienste, die er unserer Gesellschaft seit 1971 im Turnus als Revisor und Suppleant geleistet hat.

II. Sitzungen und andere Anlässe

Wie gewohnt wurden die Vorträge in der Alten Aula gehalten. Nachtessen und 2. Akt fanden jeweils in der Safran-Zunft statt.

1985

14. Oktober: Herr Dr. François Maurer, Basel: «Das Glücksrad am Basler Münster».
2. Akt: Herr Peter Burckhardt: «Die Verglasung des 19. Jh. im Chor des Basler Münsters».

28. Oktober: Herr Prof. Dr. Dieter Timpe, Würzburg: «Tacitus und die historische Realität».
2. Akt: Herr Prof. Dr. Jürgen von Ungern-Sternberg: «Historische Erfahrung bei Livius».

11. November: Herr Dr. Joseph Raftery, Dublin: «Frühchristliche Kunst in Irland».
2. Akt: Herr PD Dr. Christoph Eggenberger, Zürich: «Zur irischen Buchmalerei aus dem Kloster St. Gallen».

25. November: Frau Dr. Christine Sieber, Basel: «Anton Winterlin und seine Basler Panoramen».
2. Akt: Frau Dr. Brigitte Meles: «Panoramen im Dienste der Basler Mission».

9. Dezember: Herr Dr. Gerhard Fingerlin, Freiburg i. Br.: «Spuren der Völkerwanderungszeit zwischen Rhein und Schwarzwald».
2. Akt: Vorlage von Originalfunden durch den Referenten.

1986

6. Januar: Herr Prof. Dr. Florens Deuchler, Genf: «Maximilian I. Zur Selbstdarstellung im ‹Weisskunig› ».
2. Akt: Herr Lic. phil. Paul Tanner: «Kaiser Maximilian als Mäzen, mit Beispielen aus dem Basler Kupferstichkabinett und der Basler Universitätsbibliothek.»

20. Januar: Worte der Erinnerung an Dr. Peter Burckhardt-Heusler (1899–1985).

Herr Dr. Hans Medick, Göttingen: «Teuerung, Hunger und ‹moralische Ökonomie von oben›. Die Hungerkrise der Jahre 1816/7 in Württemberg».
2. Akt: Herr Prof. Dr. Markus Mattmüller: «Hunger in Basel (speziell 1770/1)».

3. Februar: Herr Dr. Oskar Reck, Basel: «Blick auf die Schweiz. Vom radikalen zum konservativen Staat?»
2. Akt: Dr. Roger Blum, Baar: «Risse in der Konkordanz: Parteitreue und Regierungstreue seit 1935».

24. Februar: Herr Dr. René Wyss, Zürich: «Neue Forschungen und Ausgrabungen im Wauwilermoos».
2. Akt: Dr. Mathias Feldges: «Die Belchen der Regio Basiliensis als Fixpunkte eines keltischen Vermessungsnetzes».

10. März: Herr Dr. Rudolf Suter, Basel: «100 Jahre Christoph Merian Stiftung».
2. Akt: Herr Dr. Andreas Linn: «Neue Aufgaben der Christoph Merian Stiftung».

17. März: Frau Dorothea Christ, Basel: «Die Elisabethenkirche in Basel».
2. Akt: Herr Dr. Rudolf Suter: «Präsentation einer unbekannten Medaille».

Der Gesellschaftsausflug vereinigte Sonntag, den 24. August 1986, rund neunzig Mitglieder. Zuerst führte die Reise nach Schlettstadt, wo nach einer Kaffeepause die auf Beatus Rhenanus zurückgehende Bibliothèque Humaniste Belehrung und Genuss bot. Dieser Besuch stand im Zusammenhang mit der 450. Wiederkehr des Todestages von Erasmus aus Rotterdam. Unter der kundigen Führung durch den Kunsthistoriker Dr. Ernst Murbach fand darauf das Besichtigungsprogramm seinen Fortgang: in Rosheim galt die Aufmerksamkeit der romanischen St. Peter-und-Pauls-Kirche, in Molsheim nach dem Mittagessen im Restaurant Diana der Jesuitenkirche – ihre herrliche Silbermannorgel ertönte eigens für die Reisegesellschaft – und in Niederhaslach den Glasfenstern der ehemaligen Benediktinerabtei. Den Abschluss bildete eine Visite im Musée de la Folie Marco in Barr: neben dem gediegenen Interieur prägten sich vor allem die im Restaurant-Caveau gereichten Tartes flambées der Erinnerung ein.

III. Bibliothek

Als Tauschpartner figurieren neu die Universidad Autonoma de Barcelona und das Stadtarchiv Zug. Eine Liste sämtlicher Partner findet sich im 1. Heft dieses Jahrganges, S. 124–133.

Die Bibliothek verzeichnete im Berichtsjahr einen Zuwachs von genau 500 Stück durch Tausch oder Schenkung.

IV. Wissenschaftliche Unternehmungen

1. *Publikationen.* Der 85. Band der *Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde* wurde von Herrn Prof. Dr. Martin Steinmann redigiert; er umfasst 390 Seiten. Für den Leser und Benützer ist besonders willkommen, dass er auch ein Generalregister über den Inhalt der Bände 62 bis 85 enthält. Dem Verfasser dieses Registers, Herrn Dr. h.c. Curt Paul Janz, sei auch an dieser Stelle für seine grosse Arbeit herzlich gedankt.

Wegen Erkrankung des Präsidenten des Publikationsausschusses Prof. A. Staehelin trat bei der Vorbereitung des Druckes von Felix Platters *Stadtbeschreibung 1610 und Pestbericht 1610/11* erneut eine Verzögerung ein, so dass das Werk leider nicht wie vorgesehen im Jahre 1986, sondern erst anfangs 1987 erscheinen wird.

2. *Augst.* Wir verweisen auf den Bericht der Stiftung «Pro Augusta Raurica».

Basel, im Dezember 1986

Im Namen der Historischen und Antiquarischen Gesellschaft zu Basel:

Der Vorsteher:
Andreas Furger-Gunti

Der Schreiber:
Christoph Jungck

Jahresrechnung der Historischen und Antiquarischen Gesellschaft

1. Juli 1985 bis 30. Juni 1986

Laufende Rechnung

Betriebsrechnung

Aufwand		Fr.	Fr.
A. Unkosten:			
1. Vortragskosten		8 722.80	
2. Drucksachen		3 882.60	
3. Spesen, Jahresbeiträge		1 442.90	14 048.30
B. Bibliothek:			
1. Buchbinderkosten		2 080.--	
2. Tauschverkehr 380 Expl. BZ Bd. 85		9 386.--	11 466.--
C. Basler Zeitschrift und Basler Bibliographie:			
1. Herstellungskosten BZ Bd. 85 (1530 Ex.) abzüglich Druckkostenbeiträge	38 348.40		
2. Kosten Separata	944.--		
3. Zuweisung aus Honorar-Fonds		559.--	
4. Bearbeiterhonorare BB 1986	10 000.--		
5. 380 Expl. BZ Bd. 85 à 24.70 an Tauschverkehr		9 386.--	
6. Verkaufserlöse durch UB:			
Basler Zeitschrift		4 045.--	
Basler Bibliographie		102.--	
	49 292.40	14 092.--	35 200.40
D. Aufwand Publikationen			8.--
			60 722.70

Ertrag		
A. Mitgliederbeiträge		34 676.--
B. Zinsertrag		462.95
C. Publikationen:		
1. Staatsbeitrag	20 000.--	
2. Diverse Verkaufserlöse	2 552.35	22 552.35
D. Mehraufwand		3 031.40
		60 722.70

Bilanz per 30. Juni 1986

Aktiven		Aktiva Fr.	Passiva Fr.
A. Verfügbare Mittel:			
1. Postcheckguthaben 40-3450-3		23 861.39	
2. Guthaben Sparkasse Basel, Kto-N° 23 071.200.2		9 728.30	
3. Debitoren: Eidg. Steuerverwaltung Bern, Verrechnungssteuerguthaben	124.65		
Pro Augusta Raurica	1 932.75		
Schwabe + Co. AG, Basel	1 332.--	3 389.40	
B. Liegenschaften:			
14 Parzellen = 382,28 a in Augst		1.--	
C. Mobiliar:			
1 Schreibmaschine «Remington SR 101»		1.--	
D. Transitorische Aktiven:			
Arbeitsmaterial für Concilium Basiliense		439.95	
E. Kapitalkonto: Vortrag vom Vorjahr	37 384.01		
Mehraufwand des Rechnungsjahres	3 031.40	40 415.41	
Passiven			
A. Kreditoren:			
1. Universitätsbibliothek	13 424.55		
2. Schuld bei den Anlagen d. Gesellschaft	5 423.90		
3. Diverse Kreditoren	2 140.--		20 988.45
B. Rückstellungen:			
1. für Publikationen	45 000.--		
2. für Landerwerb	11 848.--		56 848.--
		77 836.45	77 836.45

Anlagen der Gesellschaft 1985/86

Betriebsrechnung

		Aufwand Fr.	Ertrag Fr.
Zinsertrag			18 050.75
Abschreibung auf dem Buchwert der Anlagen		9 950.--	
Zuweisungen an Fonds und Gesellschaftsvermögen:			
Honorar-Fonds	2 049.95		
Andreas Heusler-Fonds	2 841.30		
Karl Stehlin-Fonds	1 633.45		
Vortrags-Fonds	941.30		
Gesellschaftsrechnung	106.80	7 572.80	
Bankspesen und Depotgebühren		527.95	
		18 050.75	18 050.75

Bilanz per 30. Juni 1986

		Aktiva Fr.	Passiva Fr.
A. Bankguthaben: Ehinger & Cie. AG, Basel		50 026.--	
B. Debitor: Eidg. Steuerverwaltung Bern, Verrechnungssteuerguthaben		6 317.80	
C. Wertschriften	403 912.50		
Abschreibung auf dem Buchwert	- 9 950.--	393 962.50	
D. Vermögensguthaben der Fonds:			
Honorar-Fonds			120 473.60
Andreas Heusler-Fonds			169 973.75
Karl Stehlin-Fonds			109 024.65
Vortrags-Fonds			56 258.20
E. Schuld der Gesellschaft		5 423.90	
		455 730.20	455 730.20

Honorar-Betriebsrechnung

	Aufwand Fr.	Ertrag Fr.
Vortrag vom Vorjahr		7 478.15
Anteil am Ertrag der Anlagen der Gesellschaft		2 049.95
Autorenhonorar BZ Bd. 85	1 081.--	
Zuweisung von 20% des Zinsertrages an Kapital	410.--	
Zuweisung an Gesellschaftsrechnung BZ 85	559.--	
Spesen Honorar-Zahlungen	21.50	
Vortrag auf neue Rechnug	7 456.60	
	9 528.10	9 528.10

Andreas Heusler-Betriebsrechnung

	Aufwand Fr.	Ertrag Fr.
Vortrag vom Vorjahr		31 082.45
Anteil am Ertrag der Anlagen der Gesellschaft		2 841.30
Zuweisung von 25% des Ertrages an Kapital	710.--	
Vortrag auf neue Rechnug	33 213.75	
	33 923.75	33 923.75

Vortrags-Betriebsrechnung

	Aufwand Fr.	Ertrag Fr.
Vortrag vom Vorjahr		1 910.90
Anteil am Ertrag der Anlagen der Gesellschaft		941.30
Zuweisung von 20% des Ertrags an Kapital	188.--	
Vortrag auf neue Rechnung	2 664.20	
	2 852.20	2 852.20

Fonds 1985/86

Bilanz per 30. Juni 1986

		Aktiva Fr.	Passiva Fr.
A. Anteil an den Anlagen der Gesellschaft		120 473.60	
B. Kapitalkonto: Vortrag	112 607.--		
Zuweisung aus Zinsertrag	410.--		113 017.--
C. Gewinn- und Verlustkonto			7 456.60
		120 473.60	120 473.60

Fonds 1985/86

Bilanz per 30. Juni 1986

		Aktiva Fr.	Passiva Fr.
Anteil an den Anlagen der Gesellschaft		169 973.75	
Kapitalkonto: Vortrag	136 050.--		
Zuweisung aus Zinsertrag	710.--		136 760.--
Gewinn- und Verlustrechnung			33 213.75
		169 973.75	169 973.75

Fonds 1985/86

Bilanz per 30. Juni 1986

		Aktiva Fr.	Passiva Fr.
Anteil an den Anlagen der Gesellschaft		56 258.20	
Kapitalkonto: Votrag	53 406.--		
Zuweisung aus Zinsertrag	188.--		53 594.--
Gewinn- und Verlustrechnung			2 664.20
		56 258.20	56 258.20

Karl Stehlin-Fonds 1985/86

Betriebsrechnung

		Aufwand Fr.	Ertrag Fr.
Überschuss aus Verkauf «Führer Augst»			1 353.15
Verkaufserlöse «Silberschatzführer»			8 357.--
Anteil am Ertrag der Anlagen der Gesellschaft			1 633.45
Aufwand «Silberschatzführer»			
Verkaufskommission u. -Provision RMA	1 600.70		
Bestandesabnahme 866 Expl. Verk. à 7.50	6 495.--		
Bestandesabnahme 288 Expl. Gratis à 7.50	2 160.--	10 255.70	
Übertrag auf Kapitalkonto		1 087.90	
		11 343.60	11 343.60

Bilanz per 30. Juni 1986

		Aktiva Fr.	Passiva Fr.
A. Anteil an den Anlagen der Gesellschaft		109 024.65	
B. Bücherbestand «Führer Augst» 4. Auflage, Nachdruck		563.50	
C. Bücherbestand «Silberschatzführer»		18 943.--	
D. Kapitalkonto: Vortrag	127 443.25		
Mehrertrag 1985/86	1 087.90		128 531.15
		128 531.15	128 531.15

Arlesheim, den 10. Januar 1987

Der Seckelmeister: gez. *A. Alioth*

Vom Vorstand genehmigt am 12. Februar 1987

Obige Rechnung geprüft und für richtig befunden.

Basel, 30. Januar 1987

Der Revisor: gez. *Prof. Dr. Werner Meyer*

Verzeichnis

der von der Historischen und Antiquarischen Gesellschaft zu Basel herausgegebenen selbständigen Publikationen

Stand von Ende 1986
Alle früheren Verzeichnisse sind dadurch aufgehoben

Es sind nur die noch erhältlichen Veröffentlichungen aufgeführt. Wo nicht anderes angegeben ist, sind sie beim Verlag der Gesellschaft, Universitätsbibliothek Basel, Schönbeinstrasse 18/20, zu beziehen; die Mitglieder geniessen auf diesen Publikationen Vorzugspreise.

(Zur Publikationstätigkeit der Gesellschaft vgl. die Darstellung der Gesellschaftsgeschichte durch Eduard His, Basler Zeitschrift, Bd. XXXV [1936], S. 57–70.)

1. *Basler Chroniken.* Herausgegeben und bearbeitet durch Wilhelm Vischer, August Bernoulli u.a. Leipzig, Hirzel 1872–1915. Bde. 1–6 vergr., von Bd. 7 Exemplare vorrätig beim Verlag der Gesellschaft zu Fr. 20.–.

2. *Das Tagebuch des Johannes Gast.* Bearbeitet von Paul Burckhardt. (Basler Chroniken Bd. 8.) Basel 1945. Fr. 33.–

3. *Thomas Platter d.J., Beschreibung der Reisen durch Frankreich, Spanien, England und die Niederlande (1595–1600).* Im Auftrag der Historischen und Antiquarischen Gesellschaft zu Basel herausgegeben von Rut Keiser. Zwei Bände (Basler Chroniken Bd. 9/I und 9/II). Basel, Schwabe & Co. 1968. Fr. 120.–.

4. *Felix Platter, Tagebuch* (Lebensbeschreibung 1536–1567). Im Auftrag der Historischen und Antiquarischen Gesellschaft zu Basel herausgegeben von Valentin Lötscher. (Basler Chroniken Bd. 10.) Basel, Schwabe & Co. 1976. Fr. 120.–.

5. *Felix Platter, Beschreibung der Stadt Basel 1610 und Pestbericht 1610/11.* Synoptische Edition mit Ausschnitten aus dem Vogelschauplan von Matthäus Merian d.Ä. (1615) un dem Stadtplan von Ludwig Löffel (1862). Im Auftrag der Historischen und Antiquarischen Gesellschaft zu Basel herausgegeben und kommentiert von Valentin Lötscher. (Basler Chroniken Bd. 11.) Basel, Schwabe & Co. 1987. Fr. 148.–.

6. *Die Statuten der Philosophischen Fakultät der Universität Basel.* Nach der in der Fakultätsmatrikel enthaltenen Fassung herausgegeben von Carl Christoph Bernoulli. Basel 1907. Fr. 2.50.

7. *Die Statuten der Theologischen Fakultät der Universität Basel.* Im Auftrag der Historischen und Antiquarischen Gesellschaft zu Basel herausgegeben von Carl Christoph Bernoulli. Basel 1910. Fr. 2.50.

8. *Der Stadthaushalt Basels im ausgehenden Mittelalter.* Herausgegeben von Bernhard Harms. Abtlg. I, Bde. 1–3. Tübingen 1909–1913. Jeder Band Fr. 13.50; Bde. 1–3 zusammen Fr. 30.–.

9. *Wappenbuch der Stadt Basel.* Herausgegeben von Wilhelm Richard Staehelin. Zeichnungen von Carl Roschet. Teil I., Folgen 1–5; Teil II, Folgen 1–5; Teil III, Folge 1 (nicht fortgesetzt). Jede Folge Fr. 18.–. Alle Folgen zusammen Fr. 180.–.

10. *Aktensammlung zur Geschichte der Basler Reformation in den Jahren 1519 bis Anfang 1534.* Herausgegeben von Emil Dürr und Paul Roth. Basel, 1921–1950. Bd. 1: Fr. 24.–; Bd. 2 vergriffen; Bd. 3: Fr.29.–; Bd. 4: Fr. 26.–; Bd. 5: Fr. 30.–; Bd. 6: Fr. 31.–.

11. *Festgabe zur 80. Jahresversammlung der Allgemeinen Geschichtsforschenden Gesellschaft der Schweiz.* Mit Beiträgen von Felix Stähelin, August Burckhardt, Gottlieb Wyss, Karl Stehlin, Rudolf Thommen, Fritz Vischer, Emil Dürr, Basel 1926. Fr. 7.–.

12. *Johannes de Segovia.* Historia gestorum generalis synodi Basiliensis. Vol. 2, pars 5 (Edit. continuaverunt Carolus Stehelin et Conradus G. Hieronimus). Basil. 1932. Fr. 30.–; Vol. 3. Ad Joh. de Segobiae editionem Epilogus, Emendationes, Index alphabeticus. Ad finem perduxerunt † Carolus Stehlin etc. Basil. 1935. Fr. 30.– (= Monumenta conciliorum generalium saec. XV. Scriptorum tom. 3, fasc. 5; tom. 4)*

13. *Das Hochstift Basel im ausgehenden Mittelalter* (Quellen und Forschungen). Bearbeitet von Konrad W. Hieronimus. Basel 1938. Fr. 25.–

14. *Register* der Personen- und Ortsnamen *zu Rudolf Wackernagels Geschichte der Stadt Basel.* Auf Grund der nachgelassenen Handschrift von Eduard VonderMühll im Auftrag der Historischen und Antiquarischen Gesellschaft zu Basel bearbeitet und herausgegeben von Johann Karl Lindau. Basel, Helbing & Lichtenhahn 1954. Fr. 30.–.

* Von den früher erschienenen Bänden dieser Serie sind einzelne noch erhältlich durch den Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, Dr.-Ignaz-Seipel-Platz 2, A-1010 Wien.

15. *Der Briefwechsel des L. Munatius Plancus mit Cicero.* Im Auftrag der Historischen und Antiquarischen Gesellschaft zu Basel anlässlich der 2000-Jahr-Feier der Stadt Basel, mit Einleitung, Übersetzung und Kommentar herausgegeben von Gerold Walser, Basel, Helbing & Lichtenhahn 1957. Fr. 10.45.

16. *Ludwig Berger.* Die Ausgrabungen am Petersberg in Basel. Ein Beitrag zur Frühgeschichte Basels. Verfasst im Auftrag der Historischen und Antiquarischen Gesellschaft zu Basel. Basel 1963. Fr. 24.–.

17. *Führer durch Augusta Raurica.* Im Auftrag der Historischen und Antiquarischen Gesellschaft zu Basel verfasst von Rudolf Laur-Belart. 4. Auflage. Basel 1966. Fr. 7.–. Zu beziehen durch das Römermuseum, Giebenacherstrasse, 4302 Augst.

18. *Ludwig Berger.* Archäologischer Rundgang durch Basel. Basel 1981. Fr. 7.–.

* * *

19. *Briefwechsel* des Basler Ratschreibers Isaak Iselin mit dem Luzerner Ratsherrn Felix Balthasar. Herausgegeben von Ferdinand Schwarz (S.A. aus der Basl. Ztschr. XXIV, 1925). Fr. 5.50.

20. *Briefwechsel* zwischen Philipp Anton v. Segesser und Andreas Heusler-Ryhiner 1842–1867. Festgabe zum Anlass des 600. Jahrestages des ewigen Bundes von Luzern und der Eidgenossenschaft. Herausgegeben von Eduard His (S.A. aus der Basl. Ztschr. XXXI, 1932). Fr. 3.50.

21. *Andreas Ryff, Liber legationum.* Herausgegeben und eingeleitet von Friedrich Meyer (S.A. aus der Basl. Ztschr. 58/59, 1959). Fr. 6.–.

22. *Andreas Ryff, Der Rappenkrieg.* Herausgegeben und eingeleitet von Friedrich Meyer (S.A. aus der Basl. Ztschr. LXVI, 1966). Fr. 12.–.

23. *Andreas Ryff, Reisebüchlein.* Herausgegeben und eingeleitet von Friedrich Meyer. Mit einem Beitrag von Elisabeth Landolt (S.A. aus der Basl. Ztschr. LXXII, 1972). Fr. 18.–.

24. *Übersicht über den Inhalt der Bände I bis LXI der Basler Zeitschrift* sowie der früheren, abgeschlossenen Periodica-Reihen unserer Gesellschaft (S.A. aus der Basl. Ztschr. LXI, 1961). Fr. 3.–.

25. *Festgabe Hans Georg Wackernagel zum 70. Geburtstag* (Basl. Ztschr. LXV, 1965, Nr. 1). Fr. 10.50.

26. *Die Ausgrabungen in der St. Leonhardskirche zu Basel.* Mit Beiträgen von Rudolf Moosbrugger, Peter Buxtorf, François Maurer und Uta Feldges-Henning (S.A. aus Basl. Ztschr. LXVIII, 1968). Fr. 4.50.

27. *Brigitte Degler-Spengler.* Die Beginen in Basel (S.A. aus Basl. Ztschr. LXIX, 1969 und LXX, 1970). Fr. 13.50.

28. *Festgabe Werner Kaegi dargebracht zum 70. Geburtstag* am 26. Februar 1971 von der Historischen und Antiquarischen Gesellschaft zu Basel (Basl. Ztschr. LXXI, 1971, Nr. 1). Fr. 30.–.

29. *Josef Rosen.* Die Universität Basel im Staatshaushalt 1460 bis 1535. (S.A. aus der Basl. Ztschr. LXXII, 1972). Fr. 12.–.

30. *Festgabe Albert Bruckner zum siebzigsten Geburtstag* am 13. Juli 1974 überreicht von Freunden und Schülern (S.A. von Bd. LXXIV Nr. 1 der Basl. Ztschr. 1974). Fr. 57.–.

31. Das Museum an der Augustinergasse in Basel und seine Porträtgalerie. Von *Paul Leonhard Ganz* † und einer Arbeitsgruppe von Kunsthistorikern unter der Leitung von *Georg Germann.* (S.A. aus der Basl. Ztschr. Bd. LXXVIII, 1978.) Fr. 15.–.

32. *Übersicht über den Inhalt der Bände 62 bis 85 der Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde (1962–1985),* bearbeitet von Curt Paul Janz (S.A. aus der BZGA 85, 1985). Fr. 3.–.

33. *Die Grabhügel in der Muttenzer und Pratteler Hard bei Basel, eine Neubearbeitung,* von Geneviève Lüscher (S.A. aus der BZGA 85, 1985). Fr. 7.50.–.